Heinz Mahncke

Der einsame Ruf

Vom Leben und Sterben des Johann Philipp Palm

Mahncke Der einsame Ruf

ALS NAPOLEON im Jahre 1805/06 das Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation durch die Niederwerfung Österreichs besiegelte, beruhte seine Machtstellung in Deutschland nicht nur auf Bajonetten: unzählige Deutsche sahen in ihm den Befreier, der die großen Ideale der Französischen Revolution in die Stickluft der deutschen Fürstentümer warf, den Kaiser, der ein geeintes Europa versprach. Nur an wenigen Orten regte sich ein Gefühl für die Tragödie, in der das Reich dahinsank, ein Wille des Widerstandes und der Freiheit. In Nürnberg war es der Buchhändler Johann Philipp Palm, der mit der Schrift »Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung« an die Deutschen appellierte. Von der Entstehung dieser Schrift und Palms Denken und Handeln zu erzählen — dafür war der Tod dieses Mannes allein nicht der zwingende Anlaß. Un-

HOLSTEN-VERLAG

HEINZ MAHNCKE

Der einſame Ruf

VOM LEBEN UND STERBEN

DES

JOHANN PHILIPP PALM

ROMAN

HOLSTEN-VERLAG HAMBURG

©
Copyright 1960 by Holsten-Verlag Schenke & Haß, Hamburg 20
Alle Rechte, auch die der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten
Satz und Druck: W. Heimberg, Stade / Elbe
Umschlag-Entwurf: Hans Seifert
Einband: Ladstetter, Hamburg
Printed in Germany

MEINER FRAU

Inhaltsverzeichnis

Am Schönen Brunnen 9
Deutschlands Erniedrigung 26
Napoleon ist ein großer Mann 49
Die Reise nach Ansbach 59
Nächtliche Begegnung 81
Preußen bleibt neutral 97
Vom ewigen Frieden 104
Hofklatsch und Intrigen 121
Die Schlacht bei Ulm 140
Nach der Niederlage 155
Des Elends Fülle 168
Ein geheimer Kurier 180
Das englische Geld 195
Musikalisches Versöhnungsfest 229
Das Ende in Braunau 249
Nachwort 274

I

Am Schönen Brunnen

Im Mai des Jahres 1805 schritt der Buchhändler Johann Philipp Palm, in seine Gedanken und Sorgen vertieft, durch die Gassen der Freien Reichsstadt Nürnberg. Und so, wie dieser Mann dahinging, waren vor ihm unzählige Bürger durch die Gassen dieser schönen und einst so stolzen Stadt geschritten und hatten ihre Sorgen gehabt. Die einen, ob nicht die Fugger in Augsburg ihnen gar zu gefährlich Konkurrenz machten, die anderen, wie dem Übermut der Markgrafen oder der Raubritter zu begegnen sei. Der Künstler, ob wohl dem Pfarrer das Altarbild gefallen möge, die Patrizierstochter, ob der Kaiser beim großen Ratsempfang ihr Spitzenhäubchen loben werde, der Ratsherr, ob es ihm gelänge, den ungebärdigen Schweden etwas von den beschwerlichen Kriegskontributionen abzuhandeln. Und alle hatten sie geliebt und Kinder gezeugt, waren gesund oder siech, glücklich oder unglücklich gewesen.

Am Schönen Brunnen blieb Palm stehen. Er ging oft durch die verwinkelten Gassen zu diesem Platz vor der Giebelfront der Frauenkirche. Der Brunnen hatte es ihm angetan. Immer wieder trieb es ihn hierher. Gewiß, die Frau daheim hatte recht, die Buchhandlung ging nicht zum besten, und man hatte im Hause Sorgen genug. Gab es für den Ehegatten und Vater nicht Dringlicheres zu tun, als hier zu stehen und zuzuschauen, wie gleichgültig und unberührt die Mitbürger an dem Brunnen

und dem immer noch ein wenig stadtfremden Buchhändler aus Schorndorf vorübergingen.

Palm jedoch, dem die Stadt nicht im Blute lag, sah als Neubürger wohl hellsichtiger allerlei Merkwürdigkeiten, und am merkwürdigsten erschien ihm Nürnbergs Schöner Brunnen. Der Spitze eines gotischen Kirchturms nicht unähnlich, ragte er hoch über den Platz.

Der Brunnen war alt, fast so alt wie das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das im Sommer des Jahres 1805 von Kriegsgerüchten aufgepeitscht und von heimlicher Angst zermürbt wurde. Schon vor Jahresfrist hatte Kaiser Franz II. in Wien gemeint, die ehrwürdige Kaiserkrone des Römischen Reiches sei ein recht zweifelhafter Besitz, da der kleine Korporal aus Korsika sich die fränkische Kaiserkrone aufgesetzt hatte. Der Korse erhob damit den Anspruch, das fränkische Reich des großen Karl zu erneuern, und das hatte den Habsburger veranlaßt, sich schleunigst zum Kaiser von Österreich zu machen. Immerhin gab es in jenem kriegsgewittrigen Sommer des Jahres 1805 noch das Heilige Römische Reich, dessen Sinn und Schicksal in dem Schönen Brunnen inmitten der alten Reichsstadt Nürnberg symbolische Gestalt gewonnen hatte. Doch keinem konnte verborgen bleiben, wie verwittert der Brunnen war und wie wenig man tat, um den Zerfall des einstmals so herrlichen Bauwerks zu verhindern. Das wiederum hing mit dem Schwinden der Reichtümer dieser Stadt zusammen.

Nürnberg war im Sommer 1805 nur noch ein Schatten vergangener Macht und früheren Reichtums. Die Reichs- und Kaiserstadt schien alt und müde zu werden. Vor wenigen Jahren wäre ihr fast die Reichsunmittelbarkeit verlorengegangen. Die preußischen Hohenzollern hatten 1792 Forderungen an Nürnberg erhoben, weil der Burggraf von Nürnberg ein Hohenzoller gewesen war und seine Verwandten nach vielen Jahrhunderten nun endlich ein altes Erbrecht geltend machen wollten. Harden-

berg, der später so berühmt werden sollte, hatte sich als Minister in Ansbach-Bayreuth mit juristischer Spitzfindigkeit und sanfter Drohung durch preußische Truppen um den Besitz der Stadt bemüht. Als dann gar im August 1796 französische Truppen zum ersten Male die bedrängte Stadt besetzten, waren die Bürger nach deren Abzug nur allzu willig, sich dem Schutze der preußischen Bajonette anzuvertrauen; denn die Franzosen hatten anderthalb Millionen Gulden von der Stadt verlangt, und das tat weh.

Aber die hohe Politik wollte es anders. Am 29. September 1796, nach österreichischen Siegen über die Franzosen, mußte Preußen Nürnberg wieder herausgeben, weil der deutsche Kaiser sich noch einmal darauf besann, daß Nürnberg eine Freie Reichsstadt war. Seither lebten die Nürnberger zwischen Furcht und Hoffnung, und der Schöne Brunnen wurde sehr vernachlässigt.

Drei Stufen von Stein trennten Palm vom schmiedeeisernen Gitter des Brunnens, der weiß befleckt war vom Dung der Tauben. Er hielt die Arme verschränkt wie so oft, wenn er nachsann. So sah man ihn auch in den Räumen seiner Buchhandlung vor den Regalen stehen.

Heute, vor dem Brunnen, tastete er die Figuren mit seinen Augen ab. Es blieb alles ein wenig grau und schemenhaft, denn es war schon Abend, und am Himmel hingen dicke Wolken. Aber Palm kannte viele der Figuren: Judas Makkabäus, Josua, David, Hektor und Alexander, Cäsar und König Chlodwig, Karl der Große und die sieben deutschen Kurfürsten. Und das war die Frage, die an diesem Tage stärker denn je in ihm bohrte: Sind wir noch immer in diesen großen Zusammenhang hineingestellt? Ist dieses Heilige Römische Reich nicht in seinem Geiste verfallen wie dieser Brunnen, der aus den Strömen des Orients und des Okzidents gespeist wurde? Judas Makkabäus, den Mann aus der jüdischen Heldenzeit, wo gab es ihn

noch, den tapferen Streiter? Dulder waren sie geworden oder Krämer und Schacherer. Hatten sie sich gewehrt in all den Jahrhunderten, wenn das Volk von Nürnberg immer wieder mit Ho und Brand seine Juden ausgetrieben? Ach nein, sie waren nur still und beharrlich wiedergekommen. Und Hektor, der Held und Verteidiger seines Troja, der nachher von Achill zu Tode geschleift wurde — ein Vorbild für die junge Mannschaft der Stadt? Nein! Als die Franzosen kamen, hatte sich kein Hektor in Nürnberg gefunden. Alexander gar, der erobernde Held — kein Zeitgenosse verdiente, mit ihm verglichen zu werden als nur der korsische Napoleon.

Niemand stand in dem Augenblicke dieser stummen Zwiesprache neben Palm, und jenen, die über den Platz vor der Frauenkirche ihres Weges zogen, war er fremd. Die Zeit, die man nach Stunden mißt, hatte er vergessen. Er spürte nur die Abendkühle, die aus den Gassen hereinwehte — allein vor diesem Brunnen, vor den Bildern einer toten Zeit. Da war sie wieder, diese quälende Frage:

War diese Zeit tot? Verstand noch ein Lebender die Sprache dieses Brunnens? Verstand noch einer, warum die Nürnberger diesen Brunnen gebaut hatten, nachdem Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg die Goldene Bulle von Metz erlassen, darin bestimmt worden war, daß der römische Kaiser von den sieben Kurfürsten zu wählen sei? Wer wußte noch, weshalb seit jener Zeit auch die Reichskleinodien in Nürnberg gehütet wurden? Dort die Figur des Cäsar, der dem abendländischen Kaisertum seinen Namen geliehen, Mann des ersten Reiches völkerweiter Ordnung, mit Blut und Tränen, Zucht und Schwert gewonnen, aus Macht und Herrensinn geboren. Wahrte der Franz in Wien diesen cäsarischen Beruf? Das Haus Habsburg ging eigene Wege, und seine Krone funkelte dennoch im Glanze kostbaren Gesteins. Cäsar und Brutus, Ordnung und Freiheit, Gemeinschaft und Persönlichkeit: lebte die Urspan-

nung menschlichen Seins in diesem Reiche noch? Wo war noch eine Spur davon in dieser Stadt, seit die Reichskleinodien vor dem letzten Franzoseneinfall nach Wien gebracht worden waren?

Palm stöhnte. Er wußte, daß er nur ein armer Buchhändler war. Er war gebildet und schon der tägliche Umgang mit Büchern hatte ihm jene Einblicke und Einsichten vermittelt, die vielen seiner Zeitgenossen nicht zugänglich waren. Wenn sein Geschäft als Buchhändler sich nur mangelhaft anließ und die Sorgen um das Brot nicht verstummen wollten, so lag das auch daran, daß die meisten seiner Zeitgenossen noch nicht lesen konnten. Am besten stand es damit noch in Preußen und einigen nördlichen protestantischen Fürstentümern. Auch Nürnberg hatte auf Schulen einen gewissen Wert gelegt. Aber das Mißregiment des verhurten, liederlichen Kurfürsten Karl Theodor und das der Pfaffen hatte Bayern ein stockfinsteres Analphabetentum hinterlassen. Erst der neue Kurfürst Maximilian Joseph und sein tüchtiger Minister von Montgelas begannen, hier Wandel zu schaffen. So betrachtet, war Palm des Ministeriums Montgelas herzlich froh, denn je weniger Analphabeten, desto mehr Bücher konnte er verkaufen.

Palm stand noch immer vor dem Brunnen, seine Gedanken irrlichterten ein wenig. Er dachte an Chlodwig. »Beuge, stolzer Franke, demütig deinen Nacken. Bete an, was du verbrannt, und verbrenne, was du angebetet hast.« Mit diesen Worten hatte Bischof Remigius Chlodwig zum ersten König der Franken gekrönt. Auch auf ihn führten sie dieses Reich zurück — ein Frankenkönig auf einem deutschen Brunnen! Wie fremd, wie fern erschien ihm das.

Palm faßte das schmiedeeiserne Gitter. »Was soll noch dieser Frankenkönig auf unserem Brunnen?« dachte er. »Überhaupt scheint es zum Wesen dieses Frankenvolkes zu gehören, daß seine Herrscher zuweilen verbrennen, was sie angebetet,

und anbeten, was sie verbrannt haben. Dieser Bonaparte, dieser Emporkömmling der Revolution, und dann sich selber zum Kaiser krönen!«

Palm spie aufs Pflaster beim Gedanken an diesen Mann, gegen den ein immer wilderer Haß in ihm entbrannt war. »Was haben wir mit diesem Franken Chlodwig zu schaffen?« dachte er, »und was mit Judas Makkabäus, was mit Alexander und Cäsar?«

Palm konnte sich keine Antwort geben. Er wußte nur, daß dieser Brunnen hier im Jahre 1805 eine Lüge war. Es war kein Zufall, wenn das Volk von Nürnberg gleichgültig an ihm vorüberging. Auch die Fürsten und Herren blieben blind für diese Lüge. Sie spürten nicht, wie ihr Volk nach einem neuen Ausdruck seines Lebenswillens drängte. Sie kannten in diesen Jahren nur die Furcht um den Bestand ihrer Throne. Ein freies Wort gegen Unduldsamkeit und Luderwirtschaft galt ihnen oft als Verbrechen wider Gottes Ordnung. Doch das Ethos herrscherlicher Berufung, das auch in diesem Brunnen Ausdruck fand, war vielen von ihnen abhanden gekommen. Und was ein Volk ist, das wußten sie nicht.

Palm aber begann es zu ahnen. Das machte ihn ruhelos, denn die Unruhe einer Zeit sucht sich die Männer, denen sie ins Blut fährt. So trieb es Palm umher, durch viele Gegenden Deutschlands. Immer wieder drängte ihn die Unrast aus dem Hause, ließ ihn Gespräche suchen mit Männern, die von ähnlicher Unruhe erfüllt waren. Oft kamen sie heimlich zu ihm, denn dieser Palm war kein Mann, der seiner Obrigkeit gefiel. Man argwöhnte, er möchte mit den Jakobinern im Bunde sein. Mancher wisperte hinter seinem Rücken, er sei kein guter Patriot, weil er im Gespräch die Mächtigen des Landes zu kritisieren wagte. Mißtrauen und Neid umschlichen ihn.

Palm wußte das. Er spürte es aus den Blicken der Leute, als er heimkehrend in die Gasse »Bei der Güldenen Gans« (die

spätere Winklerstraße) einbog. In seinem Hause grüßte ihn niemand. Mühsam entzündete er in seinem Arbeitszimmer im ersten Stock eine Unschlittkerze. Das flackernde Licht erhellte den kleinen kargen Raum nur schwach; der kalte Kachelofen in der Ecke war mehr zu ahnen als zu sehen. Doch Palms Gesicht, glattrasiert nach der Mode der Zeit, trat deutlich hervor. Graue Augen unter kräftigen Brauen sahen unmutig in den Raum. Vom Hofe vernahm man zuweilen schabende und pfeifende Geräusche: Ratten, die nach Nahrung suchten.

Ein Geist der Unruhe schien im Hause umzugehen. Die Frau lag zu gleicher Zeit wachend in der Schlafkammer. Vor Stunden hatten ihre zornigen Worte Palm aus dem Hause getrieben. Es war Zorn gewesen, der aus der Angst wuchs. »Diese heimlichen Besuche am Abend bringen dir Unglück«, hatte sie gesagt.

Die Ehegatten hatten schon oft darüber gesprochen. Keine schönen Gespräche, in denen die Frau ihr Haus, ihren Herd und das tägliche Brot der Kinder zu verteidigen suchte. Beide verstanden einander dabei nicht. Die Natur des Mannes rang wider die der Frau.

Heute abend jedoch hatte die Frau dem Manne ein unbedachtes, jähzorniges Wort zugeworfen: »Vergiß nicht«, hatte sie hitzig gerufen, »daß du dieses Haus nur besitzest, weil du mich zur Frau genommen hast. Meines Vaters Erbe darfst du nicht gefährden.«

Dieser Satz kreiste um die flackernde Kerze und kroch wie ein Dunst durch das Haus. Was konnte Palm tun und sagen? Er wußte, daß die Frau jetzt in ihrem Bette lag und weinte. Er hatte die Tochter des Nürnberger Buchhändlers Stein nicht um des Geschäfts willen geheiratet, obwohl das damals nicht ungewöhnlich gewesen wäre.

Palm saß an jenem Abend mit brennenden Augen hinter der Unschlittkerze. Verse hatte man ihm ins Haus getragen. Der

Dichter hieß André Chénier, war Franzose, und der Pfarrer Yelin, der sie ins Deutsche übersetzt hatte, wollte sie dem Buchhändler Palm zum Druck verkaufen. Mit solchen Sachen kamen sie zu ihm. Das war es, warum die Frau in ihrer Angst zornig redete. Sie wußte, daß er durch seine Art, mit den Besuchern zu sprechen, in den Ruf gekommen war, solchen Dingen geneigt zu sein — Dingen, die heimlich in den Abendstunden gebracht wurden.

Jetzt lagen die Gedichte des Franzosen vor ihm, und auch auf den beschriebenen Blättern flackerte unruhig das Licht der Kerze. Vor zehn Jahren — am 24. Juli 1794 — hatte André Chénier seinen Kopf unter die Guillotine legen müssen. Die Jakobiner hatten sein Blut gefordert, obgleich er ihnen anfangs zugejubelt hatte, und dem Pfarrer war es als patriotische Tat erschienen, die Gedichte André Chéniers zu übersetzen und sie als Anklage gegen das Volk herauszubringen, das seinen größten Lyriker aufs Blutgerüst steigen ließ, so wie es Lavoisier, seinen größten Chemiker, hatte köpfen lassen.

Die Mächtigen in vielen deutschen Staaten aber handelten und verhandelten mit diesem Lande. Wer den Franzosen Böses nachsagte, war unbequem. Eines der Gedichte las Palm immer wieder. Es ließ ihn nicht mehr los, seit er es zum ersten Male gelesen hatte: das Todesgedicht.

O, Tod, du kannst ja warten. Geh, entferne dich.
Und suche jene Lippen, daraus das Blut entwich,
Suche Stirnen, die sich grau verfärben —
Für mich bewahrt die Liebe noch ein Eiland grün:
Ich höre Kuß und Sang. — O, Tag in vollem Glühn,
Ich will vor Abend noch nicht sterben.

Es ist lähmend und schrecklich, ein solches Gedicht zu lesen, allein, hinter einer flackernden Kerze, und in der Schlafkammer eine weinende Frau zu wissen, die ihr schnelles Wort bereut.

Palm mußte sich von diesem Gedicht lösen. Er mußte wieder Ruhe in sich gewinnen und die Kraft, zu seiner Frau in die Kammer zu gehen und ihr die Tränen zu trocknen. Er stand auf und tat einige Schritte in die Stube hinein. Ein schwarzer Schatten wuchs hinter ihm an der Wand empor. Er verschränkte die Arme wie zur Abwehr gegen die ängstliche Unruhe, die in dem stillen Hause waberte.

Das Gedicht lag noch immer im Schein der Kerze. André Chénier hatten sie mit ihrer Mordmaschine hingerichtet, jener Guillotine – eigens erfunden, um das Köpfen zu beschleunigen, um dem Blutrausch die Ströme blutig nachströmen zu lassen.

Sollte eine Frau wirklich nicht begreifen können, daß ein Mann sich in solchen Zeiten nicht darauf beschränken konnte, die Räubergeschichten des Rinaldo Rinaldini vom Herrn Vulpius oder die rührselige Liebesgeschichte von den Leiden des jungen Werther zu verkaufen? Konnte diese Galgenvogelnation nicht auch der Stadt Nürnberg gefährlich werden – und dem Reich? Dafür gab es doch schon Beispiele aus jüngster Zeit. Seit dem Mord an dem Herzog von Enghien war erst ein Jahr ins Land gegangen. Mitten im tiefsten Frieden hatte der korsische Bonaparte seinen Obersten Ordonnier mit einer Schar Husaren über die Grenze des Reiches reiten lassen, wo sie im badischen Schloß Ettenheim den emigrierten Herzog festgenommen und ihn dann in die Festung Vincennes bei Paris gebracht hatten. Schon kurz danach – es war am 31. März 1804 – ließ ihn Napoleon im Festungsgraben erschießen, weil er es gewagt hatte, mit englischer Geldhilfe gegen den »Verbrecher« auf dem französischen Thron zu konspirieren.

Palm stöhnte und sprach mit leiser Stimme vor sich hin: »Warum ist das alles so schwer? Sie muß doch verstehen, daß ich nicht still beiseite bleiben kann. Das sind doch ungeheure Dinge, die jeden Tag über uns hereinbrechen können.«

Liebte er etwa die Kinder weniger, ging es nicht auch um

sie, ging es nicht darum, ihnen eine französische Schreckensherrschaft zu ersparen? Wie oft hatte er schon in schlaflosen Nächten den Ratten gelauscht, weil er den Sorgen nicht zu entfliehen vermochte, die sich immer drohender zusammenzogen.

Und wie stand es in Bayern? In Nürnbergs südlichem Nachbarstaate regierte Kurfürst Maximilian Joseph, der in seiner Jugend als Herzog von Zweibrücken französischer Oberst gewesen war. Die Reformen seines Ministers Montgelas waren im ganzen Heiligen Römischen Reiche verschrien als die zweite Französische Revolution von oben her. Wie sprang man mit den Klöstern um, nahm dem Volke eine große Zahl seiner heiligen Festtage, verbot Prozessionen und Feldumgänge und ließ zu, daß Kruzifixe und Kapellen zerstört und geplündert wurden. Palm war Protestant. Es war ihm recht, daß man in Bayern die pfäffisch-papistische Finsternis erhellte; aber es war doch ein sehr französischer Geist in alledem. Es fehlte nur noch, daß man in der Münchener Frauenkirche anstelle der Gottesmutter die Göttin der Vernunft anbetete, wie es in Paris und links des Rheines schon geschehen war.

Da mußte Palm die Hände zum Gebet falten, denn er war ein frommer Mann. Waren die Reiter von Schloß Ettenheim der Vortrab der Apokalypse? Hatte der Apostel Johannes nicht von der großen Wirrnis geweissagt, die über die Menschen komme, von der Sünde, die mit Feuer und Schwert des Jüngsten Gerichtes ausgerottet werde? Und Verwirrung war überall. Selbst zwischen Mann und Frau flammte der Zorn, und dieser Zorn fraß an der Liebe, die sie einander vor dem Altar des Herrn geschworen hatten. Hier stand Johann Philipp Palm in seiner Hinterstube im Obergeschoß, und einige Wände von ihm weinte im Bett sein Weib.

Er hielt die Hände gefaltet und betete stumm, mit leise zitternden Lippen. Es war ein Gebet um Kraft, ein Sammeln vor der unausweichlichen Tragik, die von Tag zu Tag mehr das

Leben dieses Mannes überschattete. Und auch das war ein Teil seiner Not, die selbst im Gebet so schwer zu verscheuchen war: Frau Anna teilte sein Gottvertrauen nicht. Sie war nicht gottlos, beileibe nicht; aber zuweilen konnte sie unbeherrscht und auftrumpfend spotten, wenn er den täglichen Sorgen um das Geld mit seinem Vertrauen auf Gott entgegentrat. Dann zeigte sie ihm wohl die zerrissenen Schuhe der Marianne, der ältesten Tochter, oder sie drehte den letzten Gulden im Geldkasten herum, daß es einen höhnisch scheppernden Klang gab.

Palm betete im Stehen und faltete selbst im Dunkel der Stube die Hände fast schamhaft vor der Brust, denn nichts scheute er mehr, als sich in große Gesten und Reden hineinzusteigern. Das Licht aber warf einen unruhigen Schein auf seine Hände.

»Alles ist an Gottes Segen und an seiner Gnad' gelegen«, flüsterte er, »über alles Geld und Gut. Wer auf Gott sein Hoffnung setzet, der behält ganz unverletzet den freien Heldenmut.«

Es war ein Vers aus einem alten Nürnberger Kirchenlied. Manchmal schien es ihm, als sei er eigens zu seinem Troste und zu seiner Stärkung erdacht worden. Grimmiger und beißender als sonst kamen aber auch die Fragen in dieser Nacht aus seinem Gewissen hervor. Frau Anna war von schwacher Gesundheit. Als er sie damals im Hause ihres Vaters, des Buchhändlers Stein, kennengelernt hatte, war sie ihm recht blaß und ängstlich erschienen. Palm hatte sich gleich als ihr Beschützer gefühlt; wie ein zitterndes Vögelchen war sie in seinen Händen gewesen. Und weil sie blaß war und wenig schön, nur im Lächeln von Liebreiz überglänzt, durfte er sich nicht wundern, daß sie sich so heftig gegen ihre Schwachheit wehrte, sie, die nicht so sicher in sich selber ruhte wie Palm in seinem Gottvertrauen.

Aber was! — eine heiße Welle schlug in ihm hoch. Sie hatte dennoch keinen Grund, an seiner Fürsorge zu zweifeln. Sie war

nicht eine von den Weibern auf dem Viktualienmarkt, denen man es nachsah, wenn sie mit flinkem Maul vorneweg waren im Schimpfen und Zetern. Als Tochter des Buchhändlers Stein mußte sie wissen, daß eine ehrsame Bürgerstochter ihre Zunge im Zaum zu halten hatte. Wild aufbrausende Sinne beherrschen können, das erst gab der Frau ihre Würde. Schnell war ein lautes Wort dem anderen ins Gesicht geschleudert; es schmerzte und brannte, wo es traf.

Nun schrie drüben eines der Kinder. Es mochte der Wolfgang sein, immer noch ein unruhiger Schläfer trotz seiner sieben Jahre. Palm ließ die Hände sinken. Am Bette der Kinder würden sie gewiß zusammenfinden, vergessen, wie weh sie einander getan, im Grunde sinnlos, und nicht begreifen, weshalb sie dazu hingerissen wurden.

Aber Palm blieb stehen und lauschte nur. Heute erschien ihm der Weg ins Kinderzimmer unendlich lang. Mit den Augen folgte er den unruhigen Schatten, die das Kerzenlicht gegen die Wände warf. Ja, Unruhe war im Haus.

Selbst der brave Pech, sein Buchhalter, der sonst keiner Fliege etwas zuleide tat, hatte heute dem Georg eins hinter die Ohren gehauen, nur weil der beim Paketeschnüren ins Lesen geraten war. Der Georg tat das des öfteren, denn er war ein wenig versponnen, machte heimlich Gedichte und träumte davon, ein zweiter Goethe zu werden. Ungewöhnlich war auch, daß der alte Pech bei diesem Anblick nicht eine Prise genommen und danach selber die Pakete geschnürt hatte, wie es sonst seine Art war.

Palm blickte wieder auf das Blatt mit dem Gedicht des gemordeten Franzosen, vom Pfarrer Yelin verdeutscht, der mit solchen Übersetzungen sein karges Hauslehrergehalt aufzubessern suchte. Verzweiflung sprach aus diesen Versen, die Not eines Mannes, der nicht begreifen konnte, weshalb er sterben sollte, ehe er alles gesagt, was in ihm war. Palm zitterten die

Hände, als er das Blatt aufnahm, um das Gedicht noch einmal zu lesen. Auch Anna mußte das lesen, damit sie begriff, wie armselig ihre Sorgen daneben erschienen. Wie viele litten bittere Not in dieser Stadt; kaum reichten die kärglichen Kreuzer für ein Armeleuteessen in der Rumfordschen Suppenanstalt. Von solchem Elend waren sie in diesem Hause noch weit entfernt; und doch — wieviel glücklicher als der grausig gemordete André Chénier waren selbst die armen Schucker bei ihrer Rumfordsuppe. Nein, die Frau sollte sich schämen, ihm solch ein Lamento zu machen.

Bis dann die Dielenbretter knarrten und im langen Nachtgewande, die Haube auf dem Kopfe, die Frau vor ihm stand. Ihre Arme hingen herab, ihr Atem ging stoßweise, und ihr von Tränen überströmtes rundes Gesicht bot einen bestürzenden Anblick. Das flackernde Licht der Kerze fuhr im Luftzug ihrer Bewegung unruhig nach allen Seiten. So war sie doch zu ihm gekommen, hatte vielleicht am Bette des weinenden Kindes noch einmal auf ihn gehofft.

Palm sagte kein Wort, berührte nur ihren Arm und ging mit ihr ins Schlafgemach hinüber. In der Linken trug er die Kerze, vorsichtig, damit sie nicht im Windhauch verlösche. Das Gedicht blieb auf dem Schreibpult liegen.

»Weißt du«, sagte er noch im Gehen, »es muß nicht sein, daß wir einander weh tun, wir wollen das beide nicht, weder du noch ich. Sollten wir denn nicht versuchen können, daß wir uns dieses vorher klarmachen, vorher, ehe es zu unbedachten Worten kommt?«

In seiner Stimme klang der feste Entschluß, den Augenblick wahrzunehmen.

Frau Anna taumelte erschöpft zu ihrem Bett und ließ sich darauf niederfallen.

»Ja«, flüsterte sie; »aber ich habe Angst. Schon zweimal haben sie dich eingesperrt, in Basel und Salzburg. Ich will es nicht

mehr. Ich ertrag's nicht länger. Es macht mich krank. Wenn es ein drittes Mal geschähe, ich hätte die Kraft nicht, noch einmal zum Rate zu gehen und um gnädigste Fürsprache zu bitten.«

Palm setzte die flackernde Kerze mit zitternder Hand auf dem Nachttischchen nieder.

»Ach, das war mir eine gute Lehre«, wehrte er ab; »ich weiß jetzt, wie man vorsichtiger sein muß. Ein drittes Mal holen sie mich nicht. Aber davon wollen wir gar nicht reden. Willst du denn, daß ich so einer werde wie jenes Lumpenpack, das da heute schon scharenweise nach Paris pilgert — zum Bonaparte, zu Napoleon, dem großen Kaiser? Willst du, daß ich vor mir selber ausspeien muß?«

»Bleib doch nur hier«, sagte sie und hing mit traurigen Augen an seinen Lippen, »niemand zwingt dich, es ihnen gleichzutun, aber laß auch deine Heimlichkeiten. Der Pfarrer Yelin hat schon Unglück genug gehabt, er wird auch dir kein Glück bringen.«

Sie fanden noch immer nicht zueinander. Frau Anna saß auf dem Bett, Palm aber stand am Fenster und blickte auf die Gasse hinab, die dunkel vor dem Hause lag.

»Wer weiß, ob er nicht als ewiger Querulant durchaus zu Recht von seiner Pfarre verwiesen wurde. Mach dir nicht Männer zu Freunden, die einen schlechten Ruf haben.«

»Er hat Kinder wie wir«, entgegnete Palm schroff.

»Dann soll er selber an sie denken und sehen, wie er Brot schafft für sie.« Frau Anna war ganz die Tochter ihres Vaters, des Buchhändlers Stein, dessen Lebensweisheit gelautet hatte, es sei eine Schande für einen Mann, Frau und Kinder darben zu lassen. Bettler waren Gesindel für ihn, faules Lumpenpack, das es verstand, Hilfe heischend von frommer Christen Sucht nach ewiger Seligkeit zu profitieren. Wohl an die hundert Mal hatte Frau Anna das aus dem Munde ihres Vaters hören müssen.

»Er ist einer von den wenigen, die nicht den Buckel krumm machen«, sagte Palm. »Hätten wir nur mehr solcher Männer, dann wäre es besser um Deutschland bestellt. Versuch doch einmal, ihm gerecht zu werden.«

Da begannen die Schultern der Frau wieder zu zucken, ein neuer Weinkrampf befiel sie, und ihre Stimme klagte in tiefer Verzweiflung. »Schon einmal hast du mir einen Lumpen als edlen Armen aufschwatzen wollen. Weißt du noch, den Studenten aus Altdorf, den ich in Kost nehmen mußte, und war doch nichts als ein schmählicher Deserteur und Dieb. Mich warnt mein Gefühl, der Mann gefällt mir nicht. Vom ersten Tage an, als er am Sonntag zum Braten bei uns war, die schmutzigen Hände, das gelbe Vogelgesicht, die flackernden Augen. Er wird dich zugrunde richten.«

Palms Hände faßten das Fenstergesims, zerrten unruhig daran und fuhren dann wieder sinnlos über die graue Wand. Am Ende der Straße taumelte eine Laterne heran, die einen tänzelnden Schatten hinter sich herzog. Wer ging dort noch zu dieser späten Stunde? Palm sah nur das schwankende Licht und stieß dann hervor:

»Ach, so lieb und nett, wie du meinst, finde auch ich ihn nicht, aber daß sie ihn removiert haben, ist eine üble Intrige der Rechterschen Rentkammer. Er hat mir alles haarklein erzählt, und ich zweifle nicht an seinen Worten. Du magst ihn halt nicht, und wie nun offenbar ein Weib denkt, muß er halt auch Unglück bringen. Rede dir das doch nur aus. Du kannst darauf vertrauen, daß ich ihm alle nötige Vorsicht eingeschärft habe. Und daran wird er sich halten, verlaß dich darauf!«

»Vorsicht eingeschärft? Das hört sich nach Verschwörung an, das ist ja schlimmer, als ich ahnen konnte. Wer wird dir jemals danken, was du tust? Hör' herum! Hast du noch Freunde unter den Buchhändlern hier? Man lacht über dich, freut sich, wenn unsere Handlung nicht so floriert wie ihre. Mehr als einmal

haben es mir die Gevatterinnen auf dem Markt mit heimlichem Sticheln eingerieben.«

»Ja, ja«, schrie da Palm, »sie sticheln, die armseligen Tröpfe. Aber heimlich, da kommen sie und schicken die Lehrbuben zu mir, ob ich wohl Bücher hätte aus Wien, und bieten mir Reiseschriften dafür und medizinische Quacksalbereien. Denn verdienen wollen sie auch daran, daß die Leute neugierig sind auf die wahre Genealogie des Korporals aus Korsika.«

Er hielt inne und starrte wieder aus dem Fenster. An den Bewegungen seiner Hände sah man, wie es in ihm arbeitete.

»Nun werde ich selber laut und wecke die Kinder«, zwang er sich wieder zu gemessenem Sprechen. »So toll, wie du meinst, steht es gar nicht um meine Heimlichkeiten. Was kann schon geschehen hier in Nürnberg? Noch sind wir eine Freie Stadt des Römischen Reiches, noch ist die Polizei Napoleons ohnmächtig gegen uns. Und ein flotter Husarenritt wie der von Ettenheim, ginge er gegen Nürnberg, würde den König von Preußen zu sehr verletzen, und vor dem hat Bonaparte doch noch einigen Respekt.«

»Aber der Pfarrer Yelin bringt dir Unglück«, beharrte sie eigensinnig, »Unglück bringt er dir, ich fühl' es.«

Da ging er zu ihr hin und setzte sich neben sie. Er legte seinen kräftigen Arm um ihren Leib und griff ihr mit der Linken unters Kinn.

»Diese Geisterseherei hat dir der Schwager Keßler eingeblasen. Weil einer ein gelbes Gesicht hat und flackernde Augen, soll er Unglück bringen? Es ist gottlob schon ein halbes Jahrhundert her, daß sie im Bayerischen die letzte Hexe, die auch eine gelbe Haut gehabt haben soll, verbrannt haben.«

Er zog ihr Gesicht zu sich hin, so daß sie ihm in die grauen Augen sehen mußte. Palm lächelte dabei, jenes gütige Lächeln, um dessentwillen sie ihn so schnell liebgewonnen hatte.

»Nun sag einmal, Anna, jetzt muß es heraus; meinst du

wirklich, ich hätt' dich nur genommen, weil du hier Erbin warst?«

»Ich weiß es manchmal nicht. Was liegt schon an mir? Ein schwächliches Frauenzimmer, das alle Augenblicke zum Riechfläschchen greifen muß. Was bin ich solchem Mann wie dir? Was weiß ich, wieviele dralle Mamsellen dir schön tun auf deinen Reisen.«

Sie sprach nicht weiter, weil ihr wieder die Tränen über die Wangen rannen. Die Stimme erstickte darin. Palm nahm sein Sacktuch und fuhr ihr übers Gesicht.

»Bei dem Vandenhoeck in Göttingen gab's ein schönes Kind im Hause. Einmal hab' ich gar einen Ausflug mit ihr gemacht, auf dem Rücksitz der Papa und die Mama und vorne wir, das Töchterlein und ich. In die nahen Berge sind wir gefahren, und in den Wäldern dort war es schön. Sie hatte goldenes Haar und ein frisches Gesicht; aber ich wollte sie nicht. Sie war zu lustig für mich und hatte zuviele Bänder und Tücher in ihrer Putzkammer.« Palm hielt ein und fuhr mit schwerem Atem fort: »Dich wollte ich und dich will ich.«

Unter der Heftigkeit seines Atems erlosch die flackernde Kerze. Die schützende Dunkelheit der Nacht fiel in das Gemach. Das Auge vermochte nur zu ahnen, daß die Spannungen, unter denen sich das Du mit dem Du zu immer neuer Gemeinschaft hinquält, sich wieder in einem kurzen Frieden gelöst hatten. Auch die Kinder schienen Ruhe gefunden zu haben, denn bald war im Hause kein Laut mehr zu vernehmen, als zuweilen das Krachen im alten Holz der Stiegen. Und auf dem Hofe die Geräusche der Ratten.

Im Arbeitsraume Palms lag noch immer das Blatt mit dem Gedichte André Chéniers, das Todesgedicht vom frühen Sterben eines Mannes.

II

Deutschlands Erniedrigung

Die Geschichte eines Helden gewinnt erst aus dessen Alltag heraus blutvolles Leben. Wir beginnen zu ahnen, was in diesem Jahre zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in den Menschen vorging, die erleben mußten, wie ein Reich zerfiel, ein Reich, das sich eine Geschichte zuschreiben durfte, die länger währte als die tausend Jahre, seit sich Otto der Große die Krone des Römischen Reiches aufs Haupt hatte setzen lassen. Alles, was die Menschen bis dahin an Geist und Kultur im Abendland hervorgebracht hatten, war in dieses Reich eingeflossen, fand in ihm sein sichtbares Symbol: Wissenschaft und Philosophie der Griechen, Gottesbündnis und Glaubenssendung des Judentums, Ordnungsidee und Rechtssinn der Römer, Heilserwartung und missionarische Botschaft des Christentums, abendländische Reichsidee des Frankenkaisers Karl und — vor allem — germanischer Trotz, Freiheitswille und Eigensinn.

Wohin war dieses Reich geraten? Und wohin seine Freie Reichsstadt Nürnberg? Als Kaiser hatte im Reich erst Rang und Würde, wer feierlich Einzug gehalten in diese Stadt, wer den goldenen, mit Dukaten gefüllten Becher als Gastgeschenk des Nürnberger Rates empfangen. Er galt erst als Kaiser, wenn das Volk von Nürnberg sich sattgesehen hatte am Prunk, an Purpur und Seide und dem Glanz der bunten Edelsteine. Wie lange war das her? Noch vor wenigen Jahren war eine Abordnung

des Nürnberger Rates nach Paris gepilgert, mit mühsam aufgebrachten Gulden sich die Gunst des Herrn von Talleyrand zu erkaufen, der Minister war im neuen Reiche der Franken. War das Reich schon tot in dieser Stadt? Im Sommer 1805, ein Jahr vor seinem tatsächlichen Ende?

Sie saßen bei einem Schankwirt vor zinnernen Krügen mit gelbem Bier. Das Husten des dicken Mannes hörte man in der hintersten Ecke des Raumes. Es klang, als habe er eine Kinderrassel im Halse, und man mußte fast fürchten, der Schlag werde ihn treffen, denn sein Kopf lief hochrot an, sooft er hustete.

Ihn selber aber schien das wenig anzufechten. Der Schaum des Bieres hing in seinem zottigen Bart, und seine behaarte Hand lag wie ein Fleischbrocken auf dem weißgescheuerten Tisch. Doch erzählen, das konnte der Mann; es schien ihm Vergnügen zu machen, und dröhnendes Gelächter in seinem Kreis brachte die kleinen Augen des Mannes zu lustigem Funkeln. Hessel war es, Palms Drucker.

Und schon begann er wieder:

»Stellt euch das vor. Es geschah oben in Hamburg, wo die Leute vor lauter Vornehmtun mit dem Hut auf dem Kopfe zu Bett gehen. Der reiche Kaufherr Petersen will die Perlen seiner Gattin zur Schau stellen. Bevor die hohen Herrschaften ihrem Kutscher zur Abfahrt winken, schärfen sie der Mamsell noch ein, sie möge auf zwei Uhr in der Nacht die Wärmsteine in die Betten legen, denn in Hamburg nebelt's und die Bettfedern werden das ganze Jahr nicht trocken. Dann fahren sie ab und winken gnädig zurück.

Aber die Mamsell ist jung, und die Mamsell hat einen Schatz. Der weiß schon Bescheid, und kaum ist die Staatskarosse um die nächste Ecke verschwunden, da steht er auch schon vor der Tür, wird eingelassen, geherzt und geküßt.«

»Oho«, ruft einer aus der Runde, »woher weißt du?« Und der so ruft, hat ein gelbes Vogelgesicht und ist der einzige in dieser Runde, vor dem ein Glas gebrannten Wassers steht.

»Der Herr Pfarrer möge seine keuschen Ohren zuhalten, wenn er's nicht hören kann,« ruft der dicke Hessel über den Tisch und hustet wieder. Er nimmt einen tüchtigen Schluck aus seinem Humpen und fährt fort:

»Ich sage euch, sie haben sich geherzt und geküßt, daß es nur so eine Art hatte. Aber die gute Mamsell müßte nicht Köchin gewesen sein, wenn sie ihrem Schatz nicht zunächst einmal ein herrschaftliches Nachtmahl mit kaltem Braten, gesottenen Eiern, marinierten Fischen, Butter und Hamburger Bier bereitet hätte; und sie müßte kein berechnendes Frauenzimmer gewesen sein, wenn sie nicht die Uhr im Kopfe gehabt und sich den schönsten Teil bis nach Mitternacht und also für das Ende aufgespart hätte.«

»Man möchte glauben, er hätte durchs Schlüsselloch gelinst«, prustete Gleditsch los, ein flinkes Männchen mit geschniegeltem Haar und einer Weste aus bestem Brabanter Tuch. Gleditsch war Kommissionär in Leipzig und soeben nach Nürnberg gekommen, seinen Geschäftsfreund Palm zu besuchen.

»Mein lieber Gevatter«, röhrte der dicke Hessel, »wenn du die Frauenzimmer kennst, wie sie es treiben, dann brauchst du nicht zu spionieren. Sie war ein hübsches Kind und auch nicht dumm, und also war es so. Hört aber zu, wie übel es jetzt dem Mamsellchen erging. Es war der Gnädigsten nämlich die Frau des Senators Schlichting, oder wie er geheißen hat, über den Weg gelaufen, und sie hatte mit entsetzten Augen bemerkt, daß diese drei Perlen mehr am faltigen Halse hängen hatte. Das war zuviel. Es wurde der Gnädigsten so elend, daß der Gemahl spornstreichs den Kutscher aus dem Schlaf scheuchen mußte, um die Frau Gemahlin heil nach Hause zu bringen. Um Mitternacht kamen sie zurück.«

»Die arme Mamsell«, kicherte Gleditsch, und der neben ihm sitzende Buchhändler Monath schlug sich vergnügt auf die breiten Schenkel. Er war ebenso dick wie Hessel und hatte rosige Hängebäckchen, die jetzt vergnügt auf und nieder zitterten.

»Der arme Bursch, er wurde doch am meisten betrogen«, sagte mit wohllautender Stimme der Herr von Holzschuher, Advokat von Profession, der als Zeichen seiner Würde einen Krug Steinwein von bester Würzburger Lage vor sich stehen hatte.

»Es geht ja erst an«, röhrte wieder der dicke Hessel; »denn flink versteckt die Mamsell ihren Liebhaber mitsamt dem erst halbverzehrten kalten Braten im Kontor des gnädigen Herrn, flötet ein freundliches Guten Abend, sorgt sich um das Befinden der Patientin und wird nur einen Augenblick blaß, als sie sehen muß, wie der nichtsahnende Herr Petersen sein Kontor von außen abschließt und den Schlüssel mit ins Schlafgemach nimmt, was er sonst durchaus nicht immer tat. Just in dieser Nacht nämlich hatte er dort eine größere Summe Geldes deponiert.«

»Nun, Verpflegung hatte der arme Kerl doch wenigstens«, warf der Pfarrer Yelin mit schwerer Zunge dazwischen; denn er hatte dem gebrannten Wasser reichlich zugesprochen, und Palm, der sonst auf seinen Schützling zu achten pflegte, war heute nicht dabei.

»Dem Burschen ist es wunderlich genug ergangen«, fuhr Hessel fort. »Nach einer Stunde, als er eben einnicken wollte, öffnete sich von außen das Fenster, und eine schattenhafte Gestalt huschte zu ihm herein. Welche Wonnen hat er sich in diesem Augenblick erträumt und wie schrecklich muß die Enttäuschung gewesen sein, als er erkannte, daß ein fremder Mann zu ihm eingedrungen war, den diese Begegnung nicht weniger verdroß als den erschrockenen Liebhaber. Ein zähes Ringen

setzte zwischen ihnen ein. Da aber beide wegen ihres schlechten Gewissens darauf bedacht waren, möglichst wenig Lärm zu machen, hörte sie niemand, am wenigsten die Mamsell, die inzwischen auf ihre Kammer gegangen war und schlief, wie nur eine gut genährte Köchin schlafen kann.«

Hessel machte eine Pause, sah sich zwinkernd in der Runde um und dröhnte dann fort:

»Der tapfere Liebhaber siegte; denn mit einem Messer hatte er dem Einsteigedieb, der es offenbar auf das Geld abgesehen hatte, einen Finger abgeschnitten, worauf der also Blessierte durch das Fenster entfloh. Am frühen Morgen griff dann die Mamsell wieder schlau und tüchtig in das dramatische Geschehen ein; kühn drang sie in das Schlafgemach des gnädigen Herrn, und unter dem Vorwande, das Kontor reinigen zu wollen, erbat sie den Schlüssel, den sie auch erhielt.«

»Potztausend, so etwas bringt nur ein Frauenzimmer fertig«, rief wieder Monath dazwischen und ließ seine Hängebacken zittern. Hessel aber ließ sich nicht unterbrechen und erzählte weiter:

»Als dann der tapfere Liebhaber von seinem großen Sieg berichtete und ihr als Siegestrophäe richtig den abgeschnittenen Finger vorwies, faßten sich beide ein Herz und beichteten dem gnädigen Herrn Petersen ihre Sünden. Der war heilfroh, daß auf solche Weise sein Geld gerettet worden war, und versprach auch, seiner Frau nichts von dem Abenteuer der Mamsell zu berichten. Bald wurde ihm gemeldet, einer der beiden Hausdiener sei krank, er habe sich beim Holzhacken einen Finger abgehauen. Nun, dieser ungetreue Hausdiener konnte bald darauf im Stadthaus bei Wasser und Brot darüber nachdenken, warum einem Herzensdieb so leicht, einem Gelddieb aber so schwer verziehen wird.«

Darauf hoben sie alle die zinnernen Humpen und tranken das gelbe Bier, der Pfarrer seinen Branntwein, und der Advo-

kat, der Herr von Holzschuher, leerte den Krug vom besten Würzburger Steinwein in einem Zug.

So traf sich die fröhliche Tafelrunde in einer Schenkstube der Freien Reichsstadt Nürnberg, ein Jahr bevor Kaiser Franz II. die Krone des Heiligen Römischen Reiches niederlegte.

Hessel, der wieder husten mußte, nachdem er seinen Bierhumpen auf den weißgescheuerten Tisch niedergesetzt hatte, wohnte in Altdorf, dem Orte der einstmals berühmten, dann aber langsam sterbenden Nürnberger Universität. Es fiel schwer, ihn für einen heimlichen Verschwörer zu halten, so sehr erschien er als die Fleisch gewordene bacchantische Lebensfreude. Mit beiden Pratzen ein gebratenes Hähnerl zu halten und das Fett zu lecken, das ihm über die Lippen in den Bart lief, das gehörte zu seinen höchsten Wonnen. Aber er würde es wohl nicht mehr lange machen; seit wenigstens zehn Jahren erwarteten seine Freunde täglich, der Schlag werde ihn treffen. Der rasselnde Husten war gewiß ein mahnender Vorbote seines baldigen Endes.

Hessels Druckerei war klein. Palm hatte vor Jahren eines Radschadens wegen mit dem Postwagen vor seinem Hause in Altdorf halten müssen, und Hessel hatte ihm damals als Wartetrunk einen großen Krug Bier aus dem Keller geholt, größer als er ihn jemals gesehen. Von dieser Gastfreundschaft überrascht, hatte Palm sogleich eine Gegeneinladung nach Nürnberg ausgesprochen. So hatten sie zueinander gefunden und sich seither gut verstanden. Auch mit Frau Anna konnte Hessel auskommen, denn es verging kein Besuch, ohne daß er ein Dutzend Eier — von seiner Brathühnerei, wie er sagte — oder sonst etwas Nahrhaftes mitbrachte. Und für Palm hatte Hessel noch den bedeutsamen Vorzug, daß er sich zuweilen unsagbar dumm und treuherzig anstellen konnte. Im übrigen versicherte er stets, er setze immer nur Buchstaben für Buchstaben zusammen, und was das Ganze zu bedeuten habe, das verstehe er nicht.

In dieser Tafelrunde aber war er König. Die anderen, die hier um den weißgescheuerten Tisch versammelt waren, Nürnberger Bräu zu trinken, waren nur Statisten in dem Schauspiel des Druckers Hessel aus Altdorf.

Auch der Buchhändler Monath hatte breite Schenkel und zitternde Hängebäckchen, aber noch niemals hatte er dem Schankburschen die Kreuzer über den Tisch gerollt und seinen Zechbrüdern eine Runde bestellt. Wenn er mit betrübten Fischaugen über die schlechten Zeiten klagte, lachten sie über ihn, denn sie wußten nur allzu gut, daß er mit seinen Büchern weit bessere Geschäfte machte als Palm, der sich weigerte, eine gewisse Literatur in sein Sortiment zu nehmen.

Der Pfarrer Yelin, so begeistert er zunächst zugehört hatte, schien nur darauf gewartet zu haben, dem Buchhändler Monath, der ihm gegenüber saß, gehörig die Leviten zu lesen. Seine Stimme war schon etwas schwer, aber sie blieb doch unverkennbar eine helle, leicht singende Pfarrerstimme. Er konnte seinen alten Beruf nicht verleugnen, auch wenn er nun schon seit geraumer Zeit aus dem Amte gejagt war. Als Hauslehrer verdiente er im benachbarten Fürth recht mühsam sein Geld, ließ sich seinen Branntwein zumeist von Hessel bezahlen und lag im übrigen Palm auf der Tasche.

»Es ist eine Schande«, giftete er zu Monath hinüber, »in Preußen haben sie den Minister Wöllner und seine Rosenkreuzer endlich an die Luft gesetzt mitsamt dem ganzen Geisterspuk um die Rietz.«

»Gräfin Lichtenau, bitte«, quäkte Gleditsch dazwischen.

»Die Rietz, ich sag' die Rietz«, eiferte Yelin weiter. »Wenn eine sich zur Mätresse eines Königs macht und dafür zur Gräfin erhoben wird, dann ist sie halt doch nur eine Schläfin.«

»Donnerwetter«, röhrte Hessel, »das ist mal fein gesagt — die Schläfin; dafür laß ich noch ein Glas gebrannten Wassers kommen.«

Yelin nahm das Angebot ohne Dank zur Kenntnis, wie er es überhaupt stets verschmähte, sich für erwiesene Wohltaten zu bedanken, und fuhr fort:

»Jedenfalls, seit Friedrich Wilhelm III. die Geliebte seines Vaters festgesetzt und dem Geisterseherspuk ein Ende gemacht hat, und seit in Bayern der allerdurchlauchtigste Kurfürst Maximilian Joseph den Saustall seines Vaters mitsamt der Vettern- und Pfaffenwirtschaft ausfegt, und selbst in den rheinischen Bistümern den Leuten endlich das ABC beigebracht wird . . .«

»Mit Verlaub, Herr Pfarrer, Sie sind hier nicht auf der Kanzel«, redete Monath in breitem Baß dazwischen, »halten Sie sich nicht so lange mit der Vorrede auf, wenn Sie sich mit mir streiten wollen.«

Monath und Yelin blieben immer förmlich, denn nichts verband sie miteinander.

»Das soll gesagt werden, aber vorher mußte auch gesagt werden, wie rückständig das ist«, eiferte Yelin. »Wie können Sie es mit Ihrem Gewissen vereinbaren, ein solches Buch anzupreisen? Sie! Pfui Teufel!«

»Was für ein Buch, Verehrtester«, warf der Herr von Holzschuher dazwischen, der bei solchen Themen regelmäßig aus seiner Teilnahmslosigkeit erwachte, denn literarische Streitgespräche waren seine Leidenschaft, eine noch größere Leidenschaft als seine Freude an den alten Prozessen des Reichskammergerichts zu Wetzlar.

»Hier ist das Buch«, und damit zog Yelin eine braungebundene Broschüre aus seinem zerschlissenen Überrock und warf sie auf die weiße Tischplatte. ›Wirkliche Erscheinung meines Pudels nach seinem Tode. Eine wahre unlängst erfolgte Geschichte für jedermann zur Beherzigung und vorzüglich für Philosophen zur unparteiischen Prüfung dargestellt.‹ »Sagen Sie selber: Ist das nun ein schandbarer Titel oder nicht?«

Anstatt zu antworten, begann Hessel abwechselnd zu lachen

und zu husten. Unterdessen griff der Herr von Holzschuher nach dem schmalen Bande, um darin zu blättern.

»Nun allerdings«, sagte er dozierend, »vor einer aufgeklärten Wissenschaft kann derlei Zeug nicht bestehen. Schon der große Kant in Königsberg hat in seiner Schrift gegen den verrückt gewordenen schwedischen Geisterseher Swedenborg diesen Unfug klar und überzeugend gegeißelt. Aber wenn selbst Könige darauf hereinfallen . . .«

Das war nun wieder ein Stichwort für Yelin.

»Was soll das heißen, selbst Könige? Sind wir denn immer noch nicht von diesem Wahn geheilt, Könige und Fürsten hätten von Geburt her die Weisheit mit Löffeln gefressen? Ja, Friedrich der Große, da konnte jeder nach seiner Fasson selig werden, und da war der König ein Herrscher und ein Philosoph zugleich. Oder Joseph, unser deutscher Kaiser, der hat dem erzkatholischen Österreich die rechte Art beibringen wollen und ist an der Bauerndummheit seiner Untertanen und den Intrigen der Pfaffen zugrunde gegangen. Ich war in Wien, ich weiß es. Aber sonst? Etwa der Neffe des großen Friedrich, der sich von der Rosenkreuzerbande mit billigen Kerzen- und Spiegelkunststücken das Wiedererscheinen des Geistes seines Oheims hat vorgaukeln lassen? Nein, ich sage, es ist eine Schande, daß ein solches Buch erscheint und verkauft wird, Herr Monath.«

Nun war alles still, und nur Hessel leckte sich genüßlich den Bierschaum aus dem Barte, weil er einen Mordsspaß erwartete.

»Ich will hier nicht mit Ihnen streiten, ob dem armen Professor Kant im kalten Königsberg das Herz eingefroren ist«, sagte Monath beherrscht und verbindlich, »es gibt ja immerhin Autoritäten, die ihm da gehörig in die Parade gefahren sind wie der Hamann oder der Professor Herder in Jena.«

»Aber nicht in dieser Sache, muß ich doch konstatieren«, warf der Herr von Holzschuher dazwischen.

»Von diesem merkwürdigen Pudel haben sie vermutlich alle drei nichts gewußt«, röhrte Hessel; »vielleicht sollte Gleditsch auf der Rückfahrt einmal in Jena vorsprechen und die Herren von der Universität um ein Gutachten bitten.«

Gleditsch strich sich verlegen über sein Brabanter Tuch und quäkte in sächselndem Tonfall: »Seit dem großen Streit mit Professor Fichte geht es dort traurig zu; es ist da keiner mehr, den man fragen möchte.«

»So geht doch zu Fichte, den haben wir ja nahebei; seit einigen Wochen liest er in Erlangen.«

Yelins Vogelgesicht fuhr hin und her, die Linke umspannte verkrampft den Branntweinbecher.

»Lächerlich«, eiferte er, »lächerlich! Professor Fichte würde nur eine Antwort darauf haben: auslachen würde er uns. Wirkliche Erscheinung eines Pudels nach seinem Tode — ich sage, es ist eine Schande, daß sich ein Buchhändler damit überhaupt abgibt.«

»Aber, Herr Pfarrer«, entgegnete Monath, »dazu muß ich doch sagen: jeder weiß, wie schlecht es mir geht« — und dabei zitterten seine Hängebacken — »ruinieren würde ich mich, zöge ich ein solches Buch aus dem Verkauf; es geht noch besser als die Abenteuer des Rinaldo Rinaldini; die Leute kommen immer wieder und fragen danach.«

»Ja, und Ihr seid schamlos genug, an der Dummheit der Leute zu verdienen«, giftete Yelin.

»Muß halt, muß halt«, seufzte Monath sanftmütig. »Der Mensch will leben! Ich kann mich damit trösten, daß der Chemikus aus Leipzig, der hier kürzlich seine Kunst, aus roten Haaren schwarze zu machen, angepriesen, auch ganz schön an der Dummheit der Leute verdient hat. Ich zwinge doch keinen, dieses Buch zu kaufen; wenn's ihm Freude macht — warum soll er nicht? Ihr seid zu engherzig, Herr Pfarrer, und das ist Euch schon etliche Male teuer zu stehen gekommen.«

Yelin sprang auf. In seiner ganzen dürren Länge stand er am Tische. Auch von anderen Tischen blickte man herüber; aber das focht ihn nicht an.

»Ich weiß nicht recht, wie Ihr das meint«, schrie er; »aber soviel weiß ich, daß der bösartige Klatsch dahintersteckt, den die Rechtersche Domänenkammer allerwege über mich verbreiten läßt. Meine Schuld ist es nicht, wenn es um die Prinzipien der Gerechtigkeit im heutigen Römischen Reiche schlecht bestellt ist. Ich wünsche gewiß den Bonaparte zum Teufel; aber wenn er mit der Willkürherrschaft der Grafen und Potentaten ein wenig aufräumte, dann will ich, potztausend, noch einmal Vivat rufen. Und daß Ihr diesen schäbigen Gerüchten folgt und Eure eigene Charakterlosigkeit durch hinterhältige Anspielungen zu decken sucht, das ist infam, und ich hab's nicht nötig, dazu stille zu sitzen.«

»Laßt doch diese Dummheiten«, murrte Hessel, »wer keinen Branntwein vertragen kann, soll's lieber bleiben lassen und Milch trinken.« Damit faßte er Yelin am Schoß seines abgewetzten Rockes und zog ihn wieder auf die hölzerne Sitzbank nieder. Es war auch die höchste Zeit, denn schon hatte der Schankwirt seinem Burschen ein Zeichen gegeben, und der hatte Fäuste, die zupacken konnten.

Der Herr von Holzschuher sah von seinem Weine hoch.

»Ich meine, es wäre doch wohl berechtigt, daß wir dieses Thema nicht in diesem Stile diskutierten. Für mich hat Kant in dieser Sache ein für alle Mal richtig gedacht, und auf den Geschmack des Volkes und den Verdienst unserer Buchhändler kommt es dabei erst in letzter Linie an. Daher würde ich auch einen Buchhändler hier als völlig neutral ansehen. Da erscheinen jetzt so viele Bücher, daß man einem Buchhändler, weiß Gott, wirklich nicht zumuten kann, über alle ein eigenes Urteil zu haben.«

»Das will ich meinen«, knurrte Monath und winkte dem

Burschen um ein neues Bier, nicht ohne vorher einen prüfenden Blick auf die Kreidestriche neben seinem Humpen geworfen zu haben. Es waren deren schon recht viele.

»Ich las es gerade im Courier«, dozierte der Herr von Holzschuher weiter und nestelte ein Blatt aus seiner Westentasche, faltete es auf und legte es sorgfältig geglättet auf den Tisch. »Hier steht es: Da bekanntlich die meisten Gelehrten im Winter mehr Sitzfleisch haben als im Sommer, so ist das Bücherverzeichnis der gegenwärtigen Frühjahrsmesse sehr ergiebig ausgefallen; 380 Buchhandlungen haben nämlich nicht weniger als 4100 neue Schriften geliefert.«

»So war es«, quäkte Gleditsch, »man ist wirklich ein wenig verblüfft. Ich selber habe es in Leipzig gesehen, und das Geschäft war nicht schlecht; es wurde fleißig getauscht. Einen kräftigen Aufschwung hat natürlich auch der Buchhändler-Vertrag von 1803 gegeben, mit dem wir endlich den vermaledeiten Nachdruckern das Handwerk legen können.«

»Wie haben sich da übrigens die Wiener benommen?« fragte Monath mit großer Aufmerksamkeit, denn mit den Wiener Buchhändlern gab es ständig Ärger.

»Nun, seit der Trattner tot ist, geht es so hin; sie haben eingesehen, daß sie nicht gegen den Willen der Mehrheit aller deutschen Buchhändler ihren wilden Freihandel durchsetzen können.«

Gleditsch wurde sichtlich lebendig, da jetzt endlich das Gespräch auf Dinge kam, bei denen er mitreden konnte. Von Natur aus war er ein wenig schüchtern und litt darunter, daß er so klein war. Deshalb putzte er sich gern heraus.

»Wer war denn der Trattner?« fragte Herr von Holzschuher.

»Ein steinreicher Wiener Buchhändler, der es verstanden hatte, sich schon unter Maria Theresia in alle Privilegien hineinzuschmeicheln, und hemmungslos nachdruckte, was ihm gefiel. Wir haben ihm gegenüber einen schweren Stand gehabt.

Aber jetzt halten die Wiener und Österreicher meistens mit. Kupfer in Wien und Eurich in Linz sind unsere guten Freunde, und Palm tauscht ihre Bücher gern.«

Yelin hatte sich wieder gefangen. Weil der Hessel seine Zeche bezahlte, mußte er stille sein, und soviel Branntwein hatte er an diesem Abend noch nicht getrunken, daß er das schon vergessen hätte.

»Aber was die Buchhändler geschafft haben«, räsonierte er, »das können unsere Fürsten noch lange nicht. Seit zwei Jahren haben wir jetzt einen Buchhändler-Vertrag, und auch die gemeinsame Buchhändler-Börse in Leipzig funktioniert schon leidlich. Die Fürsten aber und unsere Freiherrn, Ritter und Pfeffersäcke pilgern nach Paris, um sich dort einzeln von dem kleinen Korporal verspeisen zu lassen.«

Monath beugte sich mit zitternden Bäckchen zu seinem eifernden Widersacher und sagte geruhsam:

»Was schimpft Ihr also auf die Buchhändler, Herr Pfarrer? Wenn das liebe Publikum mit der Kunst des Lesens einmal besser vertraut ist als jetzt — und viele sind's ja noch immer nicht —, dann werden sie auch besser zu wählen wissen und nicht mehr jedes seichte Geschwätz, wenn es nur gedruckt ist, heißhungrig verschlingen. Manchmal tut's mir ja selber leid. Aber wenn erst Bildung und Aufklärung in jedes Haus und in die letzte Bauernkate gedrungen sind, dann wird auch die Zeit kommen für die Blüte der guten Literatur. Dann werden die Leute geographische und zoologische Bildungsbücher lesen und die Werke der Alten, den Aristoteles, den Ovid, den Horaz und den Cicero; sie werden dann Kotzebue und Iffland kennen, nicht wie heute nur die Gebildeten. Vielleicht wird man auch den Herrn von Goethe einmal zu den großen Dichtern zählen, wenn er gereinigt ist von seinen unmoralischen Anwandlungen.«

»Ach, der Goethe«, jetzt war es der Herr von Holzschuher,

der munter wurde. »Dieser Goethe wird von einigen maßlos überschätzt. Daß einer es fertigbringt, einer tollgewordenen Jugend blaue Fräcke mit goldenen Knöpfen aufzuschwatzen, in denen sie sich wertherischer als Werther und toller als ihr tolldreister Meister gebärden, das macht noch keinen Dichter. Er versteht sich auf die Pose und auf den Umgang mit fürstlichen Herrschaften und ist dabei so ungebildet, daß er zum Beispiel den großen Kant überhaupt nicht versteht. Was haben sie von Genie geredet, der Goethe und der Lenz, aber das größte Genie unserer Zeit, Immanuel Kant, den hat Goethe nicht begriffen — auch jetzt noch nicht, obgleich der schon tot ist.«

Gleditsch war bei diesen Worten recht unruhig geworden und sein Gesicht zeigte rote Flecken.

»Nein«, quäkte er, »das stimmt nicht. Mag sein, daß ich zu dumm bin, den Kant zu begreifen. Ich hab's versucht, seine ›Kritik der Urteilskraft‹ zu lesen, mag sein, daß ich zu dumm dazu bin. Aber Goethe ist anders. Ich habe ihn in Weimar gesehen, kam ihm sogar recht nahe. Ich sah, wie sie bewundernd um ihn standen, viele Frauen darunter, schöne Frauen, und die Frau des Hofmeisters von Stein soll ja sogar ein Verhältnis mit ihm haben; aber das muß ich sagen: Er sieht aus, als sei er ein bedeutender Mann, und ich glaube, das ist er auch.«

»Nein, schon das gefällt mir nicht«, sagte Herr von Holzschuher und tippte Gleditsch, der neben ihm saß, auf die schmächtige Brust, »ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau, abscheulich! Und wenn man es erzählt, so wird schon etwas Wahres daran sein. Er soll ja auch nackend im Freien gebadet haben, pfui Teufel!«

»Frauen«, röhrte Hessel so laut, daß es in der ganzen Schankstube zu hören war, »Frauen sind doch was Feines, eine rechte Gottesgabe, wenn man sie sich nur im richtigen Augenblick vom Leibe zu halten versteht. Da fällt mir just ein, was ich

neulich hörte. Im schlesischen Breslau hatte eine Frau achtundvierzig Kinder geboren und war immer noch munter und fidel. Da hat man sie gefragt, wie sie's angestellt habe, nicht etwa das Kinderkriegen, das ist ja bekannt, sondern daß sie immer noch so proper ausschaut.«

»Achtundvierzig Kinder!« Monath schlug wieder auf seine breiten Schenkel — sein Bier war inzwischen gebracht worden — und fragte: »Das kann doch nicht mit rechten Dingen zugehen; wie alt war denn das Frauenzimmer?«

»Eben über vierzig«, lachte Hessel, und weil er lachte, mußte er wieder erbärmlich husten, »sie hatte unverschämt früh angefangen, und außerdem kamen fast nur Zwillinge, manchmal sogar Drillinge. Es leben übrigens von dem ganzen Segen nur noch zwei.«

»Na, so ein Gemüt«, quäkte Gleditsch.

Hessel lachte und sagte: »Wißt ihr, warum sie so proper ausgeschaut hat? Sie hätt' immer warme wollene Wäsche und Kleider getragen, hat sie gesagt, und das sei der einzige Grund.«

Yelin nahm die Sache sehr ernst, denn während die anderen lachten — auch Gleditsch stimmte ein, und sein Lachen erinnerte ein wenig an das Meckern einer Ziege — sah man, wie es unter seiner ledernen Gesichtshaut arbeitete. »Eben«, fuhr er los, als die Runde ausgelacht hatte, »das ist auch so ein Zeichen der Zeit, wie unsere Dirnen heute herumlaufen. Nicht nur schamlos ist diese griechische Kleidermode, die uns die Jakobiner beschert haben und die natürlich unsere mannstollen Luderchen gleich nachäffen müssen, weil's ja aus Paris kommt, wo schon immer für die deutschen Tröpfe das Heil der Welt lag; nein, diese Mode ist auch ungesund. Man muß nur einmal die Ärzte fragen, was die davon halten. Der Wind pfeift durch bis ins Herz. Geht doch einmal hinaus abends, wenn Tanzmusik ist auf dem Schießhaus bei St. Johannis, wie sie da ihre Glieder zur Schau stellen. Ist es da ein Wunder, daß die Findelhäuser

keinen Platz mehr haben für all die armen Würmer, die diese verfluchte Pariser Mode auf dem Gewissen hat? Ach, wohin sind wir geraten?«

Hessel strich sich genüßlich den Bart, und seine Äuglein kugelten vergnügt von einem zum anderen. In Yelins Gesicht zuckte es:

»Wenn meine Töchter sich das erlauben wollten«, schnob er weiter, »mit Schimpf und Schande würde ich sie aus dem Hause jagen. Aber sie tun's nicht, tun's nicht, denn sie wissen noch, was sie dem Rufe einer ehrbaren Jungfrau schuldig sind. Das ist das einzige, worum ich dem großen Friedrich gram bin; da ist er zu weit gegangen mit seinen freien Ideen. Seine Briefe über die Erziehung von Töchtern haben das ganze Unglück auf dem Gewissen. Die oberste Gewalt des Vaters über seine Kinder durfte er nie und nimmer antasten. Seither geht es darin bergab mit uns. Welcher Vater hat denn noch Macht über seine Kinder? Ich ja, bei mir geht es noch, ich weiß, was ich will; aber viele wissen es nicht, und das Ende? Diese schamlose Mode nimmt überhand.«

Hessel wiegte leicht den Kopf und sagte mit fast väterlicher Milde: »Für diese feine Rede will ich noch ein Glas Branntwein bestellen. Der Furor Teutonicus ist herrlich anzuhören in seiner Kraft, und der rächende Erzengel Michael, der Schutzpatron der Deutschen, hätte nicht zorniger sein Flammenschwert über die Sünder schwingen können. Ich für mein Teil muß sagen, daß solch eine Mode für einen alternden Mann ganz angenehm ist; da haben die Augen noch ihre Freude.«

»Zum Henker! man sollte diese Dinge doch ernst nehmen«, raste Yelin weiter. »Bald werden sie über uns herfallen. Die Kriegswolken sind schon drohend genug. Aber eine Schamlosigkeit ist der anderen wert. Was sagt ihr denn zu diesem?«

Yelin zog jetzt ein Blatt des Nürnberger Courier aus der Tasche und las daraus vor:

»Botschaft des Kaisers Napoleon an die deutsche Ritterschaft anläßlich deren Glückwunschadresse zur Kaiserkrönung: ›Lieben und guten Freunde! In dem Augenblick, wo es der göttlichen Vorsehung gefiel, mich auf den französischen Thron zu berufen, konnte mir nichts angenehmer sein, als von Ihnen einen Beweis von dem Anteil, den Sie an dieser Begebenheit nehmen, zu erhalten. Ihr Deputierter, Herr Baron von Wächter, hat mir Ihr Gratulationsschreiben übergeben und durch die Art, wie er diese Sendung erfüllte, vollkommen dem Vertrauen, womit Sie ihn beehrten, entsprochen. Während seines hiesigen Aufenthaltes hat er sich von meinem Entschlusse überzeugen können, den ich gefaßt habe, Ihnen fortdauernd Beweise von dem Interesse zu geben, das ich an Ihrem Wohlstand nehme. Ich wünsche, daß er Ihnen die Versicherung sowohl hiervon, als von meiner Achtung und meinem Wohlwollen gegen Sie mitteile, worüber ich Gott bitte, daß er Sie, liebe Freunde, in seinen heiligen Schutz nehme. Napoleon.‹ «

Der Herr von Holzschuher rückte vor, und seine geschmeidige Stimme war ein wenig angeheizt:

»Da trete ich Ihnen bei, Herr Pfarrer, das ist eine Schande. Ich bin auch aus altem Rittergeschlecht und müßte eigentlich mehr für meinen Stand tun; aber hier in Nürnberg entbehrt man seine Standesgenossen weniger. Mir macht es nichts, in dieser Runde zu sitzen — als einziger von Adel. Wer Kant gelesen und sich mit seinem kategorischen Imperativ vertraut gemacht hat, der weiß auch, daß es noch andere Wertmesser gibt als nur solche des Standes. Wie stehst du zum Sittengesetz, wie erfüllst du es? Das ist wichtiger. Und deshalb sage ich: es ist eine Schande, daß auch die deutschen Ritter vor dem Emporkömmling katzbuckeln.«

Buchhändler Monath machte wieder betrübte Augen und entgegnete fast verzweifelt:

»Ich komme mir in diesem Kreis ein wenig wie ein Außen-

seiter vor. Was sollen die Herren denn tun? Der Franz in Wien ist weit, und außer einigen papiernen Protesten in Regensburg rührt der sogenannte deutsche Kaiser keinen Finger zum Schutze seiner freien Ritterschaft. Der Reichsdeputationshauptschluß hat gezeigt, wohin die Fahrt geht. Weder der Kaiser noch der König von Preußen werden auch nur einen Gulden opfern, geschweige denn einen Soldaten ins Feld stellen, um die Ritter vor dem Untergang zu retten. Nein, nein, laßt nur die Kirche im Dorf. Sie, Herr von Holzschuher, sitzen hier in Nürnberg bis jetzt noch leidlich geborgen, wie lange noch, das weiß allein der Himmel, aber die schwäbische Ritterschaft wird mit Haut und Haaren verschluckt, wenn sie nicht zu dem geht, der heute die Macht hat.«

»Warum aber hat er die Macht?« rief Yelin. »Eben darum hat er sie, weil sie alle vor ihm auf dem Bauch kriechen, der Kaiser, der preußische König, die Fürsten, die Ritter, die Städte. Darin liegt ja die Schande. Aber wer begreift denn heute noch, was Schande ist? Können wir uns nicht aufraffen?«

»Wir, wer ist wir?« höhnte Monath. »Die Nürnberger, die Schleiz-Greizer, die Hessen-Darmstädter, die Badenser, die Fürstbischöflich-Würzburger, die Bayern, die Österreicher, die den Preußen das Weiße im Auge nicht gönnen?«

Yelin stützte den Kopf in beide Hände; er war jetzt wirklich in jenem Zustand, da der Branntwein Macht über ihn gewann, und er begann zu phantasieren.

»Eine Handvoll Männer waren es nur in Paris, die eines Tages die Herrschaft an sich rissen, ein einziger Napoleon, der sich zum mächtigsten Mann seines Landes aufschwang. Auch uns müßte ein Despot entstehen, ein deutscher Napoleon. Dieses erbärmliche Volk ist anders nicht zur Räson zu bringen. Mit eiserner Knute müßte man das Geschmeiß zum Lande hinausprügeln, das zu dumm ist, zu begreifen, was sich vollzieht. Da streiten sie sich um Postrechte und alte Erbschaftsverträge,

da besetzt Preußen Nürnberger Vorstädte, wir führen endlose Prozesse, und derweil steckt Napoleon die Länder schaufelweise in den Sack, die Reichslande im Elsaß, das linke Rheinufer, die Lombardei, die Niederlande und so weiter und so fort. Einen wie den alten Dessauer müßten wir haben, der den Fürsten und ihren Hofschranzen mit dem Korporalstock einbleut, welcher Art ihr Beruf ist. Was für ein dummes Volk sind wir doch! Und was für Fürsten haben wir! Den Leutnant von Kleist hat es nach Amerika getrieben, weil er in der preußischen Stickluft verrückt wurde; aber wie wenige finden aus eigner Kraft diesen Weg. Der Landgraf von Hessen verkauft seine Landeskinder gegen bares Geld nach England und schwächt die Frauen des Landes dutzendweise; aber keiner steigt bei uns auf die Barrikaden. Was ist ein einsamer Schiller dagegen? Ein armseliges Volk sind wir, eine hündische Nation, die fremde Götzen anbetet und vor den eigenen Potentaten auf dem Bauche kriecht.«

Yelin sackte in sich zusammen und stierte vor sich hin.

»Er hat genug«, sagte der Buchhändler Monath und zählte gewissenhaft die Kreidestriche neben seinem Bierhumpen. »Mir langt's auch. Es wird Zeit, daß wir ins Bett kommen.«

Niemand ging auf Yelins Rede ein. Sie beschäftigten sich mit der Höhe ihrer Zeche, und nur Gleditsch schaute ein wenig ängstlich in die Runde, ob diese frevlerischen Worte nicht etwa in unrechte Ohren gedrungen waren. Der dicke Hessel faßte den Pfarrer unter und nahm ihn mit in seine eigene Herberge, denn nach Fürth zurück kam jener in diesem jämmerlichen Zustand heute nacht nicht mehr.

Die Gassen waren eng, das Pflaster schlecht, und allerlei übelduftender Kehricht lag in der Gosse; keine angenehme Aussicht, in seiner ganzen spindeldürren Länge in den Kot zu fallen. Aber Hessel hatte eine kräftige Hand. Trotzdem fluchte auch er nicht schlecht.

»Das stinkt wieder einmal, daß Gott erbarm«, knurrte er. »Daß doch unser hochweiser Rat es nicht einmal zustande bringt, den Leuten abzugewöhnen, ihre Nachtgeschirre auf die Straße auszuleeren! Schweinerei, elendige!«

»Ach, der Rat«, maulte Yelin, »die ganze Bande müßte man zum Teufel jagen. Ein ehrbarer Bürger kommt nicht hinein, nur die alten Pfeffersäcke, die ihre fetten Ratspfründen seit Jahrhunderten unter sich ausmachen. Nichts können sie, nichts, als die Bürger mit immer neuen Steuern schröpfen.«

Die Luft war wenig sommerlich. Auch mit dem Wetter war es verdreht in diesem Jahre 1805. Erst ein kaltes Frühjahr, und der beginnende Sommer — man stand im Juni — war bisher feucht und trüb gewesen. Allerorten munkelte man von Teuerung, und die Kornpreise auf dem Schrannenmarkt waren schon beträchtlich gestiegen. Auch an diesem Abend lag eine schwere naßkalte Luft zwischen den Häusern. Wunderlich blieb nur, daß sich dennoch so viele Nürnberger in den Gassen umtrieben. Der dürre Pfarrer war bekannt genug. Zuweilen wurde er mit ironischen Witzen begrüßt; aber häufiger noch wies man mit Fingern auf ihn. Ein Angetrunkener bot der Schaulust des Volkes immer Anlaß zum Gaffen, und das ungleiche Paar mochte besonders wirken. Aber Hessel fand sich selber so komisch und hatte seine Freude daran, so daß ihn das Lachen nicht wunderte. Yelin war in der kalten Luft ein wenig nüchtern geworden; doch damit kam er auch gleich wieder ins Räsonieren und scherte sich ebenfalls nur wenig um die Spötter.

»Hessel«, sagte er, »Hessel, du bist ein guter Kerl, aber dem Monath, dem schlag' ich noch einmal sämtliche Zähne ins Gesicht. Daß sich der Palm mit dem abgeben mag!«

»Ruhig Blut«, beschwichtigte ihn Hessel, »ich geb' mich auch mit ihm ab, denn der Monath läßt bei mir drucken, und irgendwie muß ich doch wohl die Kreuzer verdienen, mit denen ich dir den Branntwein bezahle.«

Yelin schoß mit einem langen Schritt gegen eine Hauswand und wäre Hessels Fäusten fast entronnen. Er blieb stehen und sah auf Hessel, den er um Haupteslänge überragte, hinunter. »Sind also fast Judaspfennige, die ich versaufe, wie? Hast du auch dieses Schandbuch von dem Pudel gedruckt, Hessel?«

Der Drucker zog ihn weiter und antwortete dann: »Er hat das Buch nicht verlegt, er hat es aus Leipzig getauscht.«

Unversehens waren sie auf den Spitalplatz gelangt, der auf ihrem Wege lag. Von dort war es nicht mehr weit bis zu dem Palmschen Hause. In dieser Gegend hatte Hessel seine Nachtherberge genommen. Yelin hob beide Arme zur Heiligen-Geist-Kirche drüben am Pegnitzufer.

»Das Denkmal unserer Schande«, fuhr er wieder los, »neun Jahre sind es nun schon, seit der Reichsschatz, den man dort vierhundert Jahre gehütet, von hier nach Wien gebracht worden ist. Bemüht sich aber unser hochlöblicher Rat, daß die Kleinodien zurückkommen? Er tut es nicht. Er kann es nicht wagen; denn das Gold möchte dem Bonaparte gar zu sehr in die Augen stechen. Aber dem Rat ist es auch gleich. Das ist die Schande. Niemanden kränkt es hier. Fühlt sich einer aus diesem lumpigen Volk dadurch erniedrigt, daß die Freie Reichsstadt Nürnberg nach vierhundert Jahren bewegter Zeitläufte Krone und Schwert des Reiches nicht mehr zu hüten vermag? Ach, nein, man geht seinen Geschäften nach, liest alberne Geschichten über Pudelgeister, und das junge Volk drängt sich im Schießhaus bei St. Johannis zum Tanz. Keiner schämt sich, keiner weiß mehr, was Ehre ist, keiner spürt mehr die tiefe Erniedrigung Deutschlands, die hier in der Heiligen-Geist-Kirche die Trägheit dieses Volkes anklagt. Wenn zwei wie wir durch die Gassen gehen, dann können sie spotten und mit den Fingern auf uns weisen. Aber wie sie ihrer selber spotten müßten, das wissen sie nicht.«

Hessel blickte zur Kirche hinüber, und plötzlich ergriff ihn ein tiefer Ernst. »Du hast recht, Yelin«, sagte er. »Damals, als sie eilig mit den Kleinodien nach Wien abzogen und die Franzosen in unsere Gegend kamen, da hab' ich erlebt, wie erniedrigt wir sind.« Hessel brach ab. Er hustete fürchterlich, und fuhr erst nach einer Weile fort:

»Ein französischer Secondeleutnant war bei mir einquartiert, ein blutjunges Bürschchen; hatte alleweil nichts anderes im Sinne, als den Frauenzimmern nachzustellen. Auf dem Dachboden mußte ich schlafen; hat mir seine Pistole unter die Nase gehalten und mich gezwungen, ihm mein Bett zu räumen, hat mich beschimpft und das Herrgottsbild von der Wand gerissen, der Jakobinersohn. Ich weiß, was Erniedrigung heißt. Mir brauchst du's nicht zu sagen.«

»Hessel«, schrie Yelin, »das kann alles wieder kommen. Ich sage dir, noch in diesem Jahr gibt's neuen Krieg. Aber diese Leute schlafen, und man muß ihnen ihre Erniedrigung in die Ohren schreien. Eine große Streitschrift müßte man schreiben, den Leuten endlich einmal sagen, wie erbärmlich unsere Zeit ist. Und du, Hessel, du mußt sie drucken!«

»Schweig still«, herrschte Hessel den verdutzten Yelin an; denn mit seinen flinken Augen hatte er bemerkt, daß Leute stehen geblieben waren und ihrem Gespräch zu lauschen schienen. »So, wie du es machst«, fuhr er fort, »fliegen wir allesamt schon am ersten Tage ins Loch. Vielleicht drucke ich sie, ich weiß es noch nicht. Aber es einmal den Burschen einreiben, das wär noch etwas für den alten Hessel. Rache ist süß. Reden wir einmal mit Palm darüber.«

Damit packte er Yelin wieder am Arm und schob ihn rasch weiter, durch die Cappadocia, über den Obstmarkt, am Schönen Brunnen vorbei, bis sie in der »Güldenen Gans« ihre Herberge fanden.

Aus dem Dunkel der Gasse hörte man das übermütige Lär-

men der jungen Burschen und dazwischen Mädchengeschrei. Das junge Volk ließ sich durch die Schafskälte des Tages nicht davon abhalten, den Verlockungen der Mittsommernächte nachzugehen. Nicht nur auf dem Schießhaus bei St. Johannis war Tanzmusik an diesem Abend, auch in den Gassen klangen Lieder; und mochte auch ein hochweiser Rat seine Polizeidiener dagegen einschreiten lassen und ihnen unnachsichtige Strenge gegen die Ruhestörer einschärfen, es fruchtete in diesem Jahre so wenig wie je.

III

Napoleon ist ein großer Mann

Markttag war und ein erster heißer Sommertag nach viel Kälte und endlosem Regen. Schon hörte man aus den Seitengassen das Geschrei der Marktweiber, die dicht an dicht ihre Stände aufgebaut hatten. Hühner, die in geflochtenen Körben gackerten, stimmten ein in den Lärm, der den langgestreckten Obstmarkt erfüllte. In schmalen Gängen drängten sich die Frauen, darunter allerlei junge, flinke Mamsellen, die für ihre Herrschaften das Einkaufen besorgten. An einigen Ständen sah man die ersten Kirschen; aber viele der köstlichen Früchte waren geplatzt oder nur halb gereift. Das böse Wetter des Jahres hatte Mißwachs gebracht, und die Frauen und Mamsellen drängten sich auch deshalb so hurtig durch die Gänge, weil sie fürchten mußten, manchen Stand mit Kraut und Früchten recht bald geleert zu finden. Was es aber zu kaufen gab, war teuer. Man raunte sich zu, daß im Sächsischen drüben schon eine regelrechte Hungersnot ausgebrochen und daß es in Wien zu blutigen Unruhen gekommen sei. Dort habe das Volk mit Gewalt die Bäckerläden gestürmt. Der Kaiser habe dem Militär Befehl zum Schießen gegeben, und Fürchterliches sei darauf geschehen, Tote, Verwundete in großer Zahl.

Am Ende des Marktplatzes plätscherte der Gänsemännchenbrunnen munter sein Wasser in die für dieses Jahr schier ungewöhnliche Sommerhitze hinein. Mit lächelndem Gesicht sah

das bronzene Männchen dem eiligen Treiben zu, und die Gänse in seinen Armen mochten um einiges fetter sein als die wenigen, die heuer für teure Gulden zum Verkauf kamen.

Die eine Hand am Brunnengitter, die andere auf einen derben Knotenstock gestützt, stand mit luftgebräuntem Gesicht und langwallendem Haar der Marktvorsteher Keßler im Gespräch mit seiner Schwägerin, der Gattin Palms.

»Anna«, sagte er, »kauf nur immer, was du kriegen kannst. Billiger wird's in den nächsten Wochen nimmer. Die Bauern fangen auch schon an, mit den steigenden Preisen zu spekulieren, und halten ihr Korn und Gemüse zurück.«

»Wie soll's nur werden«, seufzte Palms Frau. »Grad das Brot, das ist am schlimmsten, schon wieder hab ich zwei Kreuzer mehr geben müssen für den Drei-Pfund-Laib. Ein vermaledeites Jahr ist's. Wenn nur nicht das gelbe Fieber auch noch über uns kommt. Ich fürchte mich.«

Keßler warf den Kopf zurück und blickte wie ein Feldherr mit blauen Augen über das Marktgewimmel. Rotbraune buschige Brauen wuchsen ihm wie drahtige Wülste auf der Stirn.

»Ha, das gelbe Fieber fürchte ich nicht«, sagte er; »wer seinen Hufeland gelesen hat und weiß, wie er sich bei Gesundheit erhalten kann, der braucht sich vor dieser Krankheit nicht zu ängstigen. Viel frische Luft, spazierengehen, baden und mäßig essen und trinken, liebe Anna, ich tu's jedenfalls.«

Das Gesicht der Anna Palm wirkte neben dem ihres Schwagers blaß und verhärmt. Ihre Gesundheit war nicht die beste. Zaghaft wandte sie ein:

»Unser Hausarzt hält nichts von Hufeland. Der Arzt soll sich nicht um frische Luft kümmern, sagte er erst kürzlich wieder, sondern um die Krankheiten.«

»Ich sag's euch ja immer wieder, das ist ein alter Kurpfuscher«, wetterte Keßler; »einer, der nur mit seinen Pillen und Mixturen reich werden will. Selbst den Goethe hat der Hufeland

behandelt — und mit Erfolg. Aber macht, was ihr wollt, ihr hört ja doch nicht auf mich. Der verrückte Pfarrer kommt nach wie vor zu deinem Mann, und wenn er eines Tages ganz gehörig mit ihm hereingefallen ist, wird das Gejammer groß sein.«

»Ich hab's ihm ja gesagt«, klagte die Frau; »was soll ich aber tun? In diesen Sachen läßt er nicht mit sich reden.«

»Ja, weil er berühmt werden will«, erboste sich Keßler; »schon am ersten Tage damals, als ich ihn bei deinem Vater kennenlernte, war mir's klar; das ist ein Hochhinaus, einer der keine Ruhe gibt, ehe er sich nicht einen Namen gemacht hat. Ich habe mich in meinen Mußestunden ein wenig mit der Physiognomik des Herrn Lavater befaßt — sein Gesicht: eitel, krankhaft ehrgeizig. Aber damals warst du so verliebt in ihn, daß du meine Warnungen in den Wind schlugst.«

Was tat die Frau? Wandte sie sich ab, drohte sie dem Schwager, daß es ihm nicht zustehe, so über ihren Ehemann daherzureden? Eine leichte Röte stieg ihr ins Gesicht, aber ihre Züge wurden dadurch nicht schöner; es war eine fiebrige, krank wirkende Röte. Anna Palm sagte zaghaft:

»Du tust ihm Unrecht, Schwager, du kennst ihn nicht so wie ich. Aber rede du doch einmal mit ihm über den Pfarrer, vielleicht überzeugst du ihn besser.«

Ein Mann trat auf Keßler zu und reichte ihm ein frisches Exemplar des Nürnbergischen Friedens- und Kriegscouriers, von dem er eine Innenseite aufgeschlagen hielt, um dem Marktvorsteher mit erregten Fingern einen Text zu zeigen.

»Was soll das?« fragte Keßler ungeduldig.

»Lesen Sie nur, in Preußen haben sie Mut, den Spitzbuben, die uns die Nahrung verteuern, das Handwerk zu legen.«

Keßler kannte den Mann flüchtig, er war ein Stadtschreiber, und, genau genommen, war es eine Insubordination, daß der ihn hier so dreist ansprach. Keßler las dann aber doch, was in der Zeitung stand, und er las es laut, mit dröhnender Stimme:

»Ansbach, den 1. Juli 1805. Unsere Regierung hat auch schon im Namen des Königs erklärt, daß sie mit den Kornjuden, im Falle sie auf preußischem Grund und Boden getroffen werden, ohne Nachsicht nach aller Strenge der Gesetze verfahren und sie mit der empfindlichen Zuchthausstrafe oder gar mit dem Strang bestrafen werde. Es wäre zu wünschen, daß alle Fürsten gegen diese Raubtiere besonders an den ärmeren Klassen der Menschheit mit gleicher Strenge verfahren möchten.«

»Großartig«, sagte der Mann, »oder — — ?«

»Nein«, sagte Keßler scharf, »da kommt wieder einmal die seit Friedrich bekannte preußische Gewalttätigkeit zum Vorschein. Unsere christlichen Bauern machen's ja auch nicht besser. Warum kommt denn nichts auf den Markt, von Tag zu Tag weniger? Weil die Kerle auf noch höhere Preise spekulieren, dieses Lumpengesindel. Machen's auch nicht besser als die armen Juden, die ein christliches Vorurteil jahrhundertelang zur Wucherei geradezu gezwungen. Von heute auf morgen gewöhnen sie sich nicht wieder ab, daß sie durch Generationen haben schachern und wuchern müssen, damit die Kaiser — und, Gott sei's geklagt, auch unser Nürnberger Rat — ihnen im reichsten Maße den Judenzins abpressen konnten. Sie sollten sich ein wenig aufklären lassen, Herr Stadtschreiber, damit Sie ein andermal nicht wieder zu einer preußischen Gewalttat Hosianna schreien.«

Damit warf Keßler dem Stadtschreiber das Zeitungsblatt vor die Füße und drehte ihm stracks den Rücken zu. Er schnob vor Erregung durch die Nase, und seine blauen Augen funkelten unwillig. Der Stadtschreiber schlich betreten von dannen, hatte sich aber am Ende des Marktes offenbar wieder gefangen. Erneut entfaltete er sein Zeitungsblatt und schien diesmal bei seinen Zuhörern auch Beifall zu finden, denn Keßler, der ihm nachsah, glaubte ein drohendes Köpfeschütteln zu ihm herüber bemerken zu können.

»Ärger, nichts als Ärger«, schimpfte er; »aber was hilft's, ich werde mit deinem Manne sprechen, vielleicht kann ich ihn wenigstens vor diesem Yelin bewahren.«

Anna Palm verabschiedete sich und ging. Aber auch Keßler wartete heute nicht, bis abgeläutet wurde, sondern machte sich bald auf den Heimweg. Er war mit dem Buchhändler Campe zu einer Wagenfahrt zum Boxdorfer Wäldchen verabredet. Das schöne Wetter mußte genutzt werden, und ein Mann wie Keßler, dem die freie Natur über alles ging, wurde ungeduldig, wenn er bei solchem Sonnenwetter in den engen, schwitzenden Gassen der Stadt bleiben mußte.

Friedrich Campe stand schon, die Hände auf dem Rücken verschränkt, wartend vor Keßlers Haus. Einige strenge Falten um die Augen, strahlte er jene Kühle aus, die manchen, der mit ihm zu tun hatte, vermuten ließ, er sei herzlos, und auch das erklärte, warum es dem von Hamburg gekommenen Buchhändler, der erst seit 1802 in Nürnberg weilte, in den ersten Jahren nicht gelingen wollte, hier Fuß zu fassen. Auch jetzt noch war seine Buchhandlung nicht recht eingeführt, obgleich er als Kunsthändler bereits erste Erfolge erzielt hatte. Es war klar, daß er in dieser Stadt, wo er durch Jahre ein Fremder blieb, Verbindungen suchen mußte. Der Marktvorsteher Keßler war ihm immer wieder als ein einflußreicher Mann genannt worden. Und merkwürdig genug hatte auch Keßler seine Nähe gesucht. So hatten sie sich heute zu dieser Wagenfahrt verabredet. Das Boxdorfer Wäldchen am Fahrwege nach Erlangen war ihr Ziel. Marktvorsteher Keßler liebte dieses kleine Wäldchen mehr als die großen Forsten, die sich im Osten Nürnbergs erstreckten.

Mit einer zweispännigen leichten Chaise fuhren sie zum Neuen Tor hinaus und gewannen rasch die Erlanger Landstraße unterhalb der Veste. Der Kutscher war ein junger Bursche. Er trug blanke Stulpenstiefel, und das Haar hatte er sich

in die Stirn gekämmt, so wie man auf den Kupfern Napoleon mit seiner Stirnlocke kannte. Campen wunderte das, denn dergleichen hatte er noch nicht gesehen. Er fragte den Burschen darum.

»Napoleon ist ein großer Mann«, sagte der Kutscher einfältig; »jetzt haben die Gelehrten in Paris festgestellt, daß alles übles Geschwätz war, was die Leute über seine Herkunft erzählten. In Wirklichkeit sind die Bonapartes ein altes Herrengeschlecht aus der Zeit, als im Süden Frankreichs die Goten saßen. Die Balthes hieß dieses Geschlecht, und ein Urahn Napoleons war deren König. Ein Gotenkönig – kann er nicht auch deutscher Kaiser werden?«

»Woher hat Er nur den Unsinn?« warf Campe ärgerlich ein.

»Mein Bruder, der Dienstmann ist bei der Ratsschmiede und lesen kann, hat's mir erzählt. Und warum soll's nicht wahr sein? Der Napoleon ist ein Held!«

Dem Kutscher leuchteten die Augen, als er das sagte.

Keßler lachte dröhnend und rief: »Ihr jungen Burschen habt eure eigenen Ansichten über die hohe Politik. Ich muß immer fürchten, daß Er mir eines Tages auf und davon geht, ab nach Paris zur französischen Armee.«

»In der Armee Napoleons kann es ein Junge wie ich zum General bringen oder zum Reichsmarschall, aber hier wird ein armer Fuhrknecht für den erbärmlichsten Rüpel angesehen.«

»Das lassen Sie sich bieten?« zischte Campe durch die Zähne, und seine Fältchen um die Augen vertieften sich.

Keßler schien bei alledem fröhlich und guter Laune zu sein. »Ich bin ein aufgeklärter Mann, Herr Campe«, erwiderte er, »der Junge tut seinen Dienst, wirft mich nicht mehr als einmal im Monat um, versorgt die Pferde anständig und ist auch sonst brav. Warum sollte ich ihn nicht reden lassen?«

»Weil das wie eine Seuche um sich frißt. Kürzlich haben sie in Paris erklärt, Napoleon habe sich in Mailand die eiserne

Lombardenkrone aufgesetzt und damit das gleiche getan wie im Mai 774 zu Monza Karl der Große. Napoleon — Karl der Große — abendländisches Kaiserreich — es ist doch klar, wohin das führt! Und wir plappern's nach.«

Die Straße war leidlich, und da die Sonne den von langem Regen stellenweise grundlos gewordenen Weg getrocknet hatte, fuhren sie ohne größere Unbequemlichkeit gemächlich dahin. Der Himmel war blau und voller Sommerlust wie noch nie in diesem Jahre. Schwalben zogen ihre Kreise so hoch, daß das Auge sie kaum erreichen konnte. Keßler streckte sich behaglich, legte Campe die Hand aufs Knie und sagte:

»Lassen Sie uns von anderem sprechen. Hier sind Dinge am Werk, die sind mächtiger als wir. Ich möchte nur eines — daß wir uns den Frieden erhalten. Vielleicht ist es wahr, was viele reden, daß wir einen neuen Kaiser des Abendlandes brauchen, damit endlich Friede werde in dieser Welt. Und warum sollten wir die Franken hassen? Sie sind unsere Brüder. Dort vor uns liegt das Dorf Thon. Am 12. November 1787 unternahm in dieser Gegend Monsieur Blanchard seinen Freiballonflug. Drüben auf der Wiese drängten sich die Menschen zu vielen Tausenden. Ich war damals noch ein Jüngling. Wir haben ihn alle bewundert. Er war ein Franzose. Für mich ist er ein Bürger der Welt, der uns gezeigt hat, wie wir die Schwere dieser Erde überwinden. Fliegen, Herr Campe, fliegen, höher noch als die Schwalben.«

»In Hamburg soll jetzt ein gewisser Robertson ein Luftschiff bauen, das fünfzig Personen fassen kann«, sagte Campe kurz; »aber ich zweifle an seinem Erfolg.«

Keßler wurde nicht unwillig; man spürte, wie ihn die freie Luft belebte. »Sie sind ein Skeptiker, Herr Campe, und wenn ich's nicht hörte, ich würd's von ihrem Gesichte ablesen. Immer wieder zeigt es sich, wie vortrefflich man beim Herrn Lavater in die Schule gehen kann.«

»Aber die Franzosen mochte er nicht, sie sind schuld an seinem Tod«, erwiderte Campe noch kürzer.

Es war Keßler jetzt schon klar, daß es ihm schwerfallen würde, diesen Mann zum Freunde zu gewinnen; trotzdem ließ er sich durch Campes Einwand nicht beirren, sondern erwiderte:

»Diese Franzosenfeindschaft war das einzig Dumme an dem sonst so ausgezeichneten Mann. Aber wir kommen nicht los davon, ich merke es schon. Und ehrlich gesagt, ich verstehe Sie nicht ganz. Sie sind mir als ein liberaler Mann empfohlen worden, als ein Mann ohne Vorurteile.«

Campe kniff die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen. »Ach, aufgeklärt, Vorurteile, das wird so dahingesagt, als ob das viel bedeute. Vielleicht bin ich aufgeklärt. Den Frieden dieser Welt, ich wünsche ihn sehr, und deshalb wende ich mich gegen die, die ihn bedrohen. Der Baltenkönig und Kaiser aus dem Süden Frankreichs aber bedroht den Frieden. Und ich möchte nicht zu den Kälbern gehören, die sich ihren Metzger selber suchen.«

Sie ließen das Dorf Thon hinter sich und fuhren weiter nach Boxdorf zu. Die Pferde waren stark und nickten mit den Köpfen.

»Palm«, sagte Keßler, »Sie sind fast wie Palm, mein wilder Schwager. Sie sind gemessener als er, verhaltener, aber man sollte glauben, daß Sie sich mit Palm verstehen würden.«

»Was ist mit Palm?« fragte Campe.

»Auch ein Zugereister«, berichtete Keßler; »aber er hatte das Glück, meine Schwägerin zu heiraten und dadurch die Steinsche Buchhandlung zu erben. Er ist ein Württemberger, und wenn Sie ihn hören, so merken Sie das schwäbische Wort, wie man bei Ihnen das hamburgische hört. Er ist ehrgeizig, über alle Maßen ehrgeizig, will sich einen Namen machen und bildet sich ein, die Deutschen aufrütteln zu müssen. Dauernd reist er umher; weiß der Teufel, mit wem er nicht flüstert und

heimlich intrigiert. Die angesessenen Buchhändler meiden ihn fast alle.«

»Soso«, sagte Campe, »davon hörte ich noch nichts.«

»Ist auch nicht weiter wichtig. Es genügt, daß ich um meiner Schwägerin willen mit ihm meinen Kummer habe«, fuhr Keßler fort; »aber es ist doch schade, daß Sie solche Gesinnungen haben. Sie wissen, mein Wort gilt einiges in Nürnberg, und ich hatte mir von Ihnen anderes versprochen.«

Campe zog sein Schnupftuch hervor und rieb sich die Stirn, denn die Sonne stand eben vor Mittag, und die Hitze dieses Tages war überraschend und ungewohnt. Man sah Bauern, Burschen und Mägde, die sich eifrig um das vom Regen ausgelaugte Heu bemühten — ein solcher Sonnentag konnte vieles retten, wenn er fleißig genutzt wurde. Manche kannten den Marktvorsteher Keßler und zogen den Hut. Keßler dankte gnädig; dem Landvolk gegenüber kehrte er trotz seiner liberalen Gesinnungen gerne den Herrn heraus.

»Ich habe gehört, daß Sie kein Freund der Preußen sind«, sagte Keßler.

»Das stimmt. Der preußische Drill ist mir zuwider«, bestätigte Campe.

»Wäre es Ihnen lieb, wenn Nürnberg preußisch würde?« fragte Keßler fast lauernd.

»Nein«, sagte Campe, »ich bin pfalz-bayerisch und kurfürstlich gesinnt. Für mich ist Maximilian Joseph das Ideal eines Fürsten.«

»Dann hören Sie zu«, Keßler wurde eifrig. »Wie wäre es, wenn Sie Kupfer der kurfürstlichen Familie herstellten und dann die Blätter in Nürnberg vertrieben?«

»Das will ich wohl tun; aber den Sinn verstehe ich nicht.«

»Es ist ganz klar. Die Nürnberger müssen ihr zukünftiges Herrscherpaar kennenlernen. Sie müssen schon jetzt zur Anhänglichkeit an das Haus Wittelsbach gebracht werden. Die

Stimmung für Bayern muß verstärkt werden, damit jene Narren nicht die Oberhand gewinnen, die den preußischen Friedrich Wilhelm und seine Luise, hochwohlgeboren, für ein Fürstenpaar edler Friedensliebe halten und am liebsten schon heute den preußischen Adler an die Stadttore nageln würden. Selbst unter den Schreibern der Stadt gibt es eine preußische Partei. Und nie und nimmer dulde ich, daß unser altes Nürnberg einmal preußisch verdirbt. Seit Montgelas in München regiert — er ist alter Illuminat — brauchen wir uns vor einer schwarzen Pfaffenherrschaft nicht mehr zu fürchten.«

Campe mochte merken, daß hier ein schmaler Steg ausgeworfen wurde, über den sie zueinander finden konnten. Kupfer von Maximilian Joseph und seiner Gemahlin herzustellen und zu vertreiben, das konnte ihm passen, denn er suchte schon längst Gelegenheit, den Kunsthandel auszubauen. Aber er sagte: »Ich muß es bedenken.«

Danach fuhren sie schweigend durch das Land. Die tiefen Radspuren im Wege warfen die beiden von Zeit zu Zeit unsanft hoch, was der Bursche auf dem Kutschbock mit saftigen Flüchen begleitete. Und wenn er sich für Augenblicke nach rückwärts wandte, sah man die Napoleon-Frisur. Sie fuhren bis an den Rand des Boxdorfer Wäldchens. Dort schlug Keßler einen Waldspaziergang vor. Sie stiegen aus und bogen gleich rechter Hand der Landstraße in eine gerade Schneise des Wäldchens ein. Viele Pfützen zeigten, daß man bisher einen Regensommer gehabt hatte. Als sie einige Schritte vorgedrungen waren, strich ein langschwänziger Vogel ab, eine Elster; aber sie gab keinen Laut.

IV

Die Reise nach Ansbach

Vier Tage nach jener Spazierfahrt des Buchhändlers Campe mit dem Marktvorsteher Keßler zum Boxdorfer Wäldchen saß auch Palm in einem Reisewagen, der ihn eilends nach Ansbach führte. Er benutzte eine Extrakutsche der Thurn- und- Taxisschen Post, die kraft eines kaiserlichen Privilegs schon seit Jahrhunderten an allen Orten des Römischen Reiches Deutscher Nation die Einheit des Ganzen über alle Fehden hinweg symbolisierte. Palm fuhr allein, und die hohe Posttaxe, die es ihn gekostet, war ihm sauer genug geworden. Gerüchte alarmierten seit geraumer Zeit seinen unruhigen Geist. Da wurde von einem Bündnis zwischen der Krone Englands und dem Zaren Alexander gemunkelt, von Verhandlungen mit Preußen, das russischen Truppen den Durchzug nach Galizien, Böhmen und Mähren gestatten sollte, während ein anderes Gerücht wissen wollte, daß sich Preußen solchen Vorschlägen weiterhin hartnäckig versage. Im Mai noch hatte Friedrich Wilhelm dem korsischen Napoleon den preußischen Schwarzen Adlerorden gesandt, worauf dann der schwedische König und Herzog von Pommern seinen eigenen Adlerorden dem preußischen Hof zurückgeschickt hatte.

Palm war von der Furcht erfüllt, Preußen möchte beiseitestehen und damit alles gefährden, wenn es darum ging, den Korsen zurückzuwerfen. In Ansbach aber saß der Professor Jo-

hann Yelin als Lehrer am dortigen Gymnasium. Palm wußte von dem Einfluß dieses Mannes und dessen weitreichenden Verbindungen bis in höchste Kreise. Er wollte mit ihm reden, seinen Rat hören, ihn fragen, was man tun könne.

Aber der Weg nach Ansbach war lang, ein Weg durch preußisches Land. Schreckliche Tage lagen hinter ihm. Immer wieder hatte Frau Anna an seinem Halse gehangen und ihn beschworen, sich nicht in die Welthändel einzumischen. Aus jedem ihrer Worte hatten Angst und Liebe geklungen. Sogar hinter Pech, seinen Buchhalter, hatte sie sich gesteckt, so daß diesem von alledem ganz wirbelig zumute ward, denn er war eine treue untertänige Seele, und der bloße Gedanke einer Widersetzlichkeit gegen seinen Prinzipal wäre ihm ungeheuerlich vorgekommen. Palm war aufgefallen; wie es in Pech arbeitete, und am Nachmittag hatte der es dann herausgewürgt: »Die Frau grämt sich so in ihrer Angst.« Gleich war er wieder verstummt und hatte ihn mit bedrückten braunen Augen angesehen. Palm hatte ihn am Arm gepackt und dazu geantwortet: »Lassen Sie sich nur nicht bange machen, es wird schon alles werden.«

Wußte er selber, ob es gut gehen werde? Gott im Himmel allein mochte das wissen, und an ihn, seinen Schöpfer, dachte Palm in solchen Tagen mehr noch als sonst.

Am meisten jedoch hatte ihn der Pfarrer aufgestört. Eine Schrift, hatte der gesagt, eine Schrift müsse kommen, und hatte auch schon den Titel genannt: »Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung«. Ja, es wäre wohl gut, eine solche Schrift zu vertreiben, den Leuten die Augen damit zu öffnen, den vielen, allzuvielen, die bei Jammerlektüre, Kartenspiel und gauklerischen Possen ihre Zeit hinbrachten. Selbst in den besseren Familien gab es kaum noch Besinnung und Besinnlichkeit, Häuslichkeit, bei der man über das Leben sprechen konnte. Gassenläufer waren die Menschen geworden, die jedem Komödianten zu-

jubelten, der sich blicken ließ, und die überhaupt nicht spürten, was geschah. Und wer etwas auf sich hielt, ging in die Oper.

Eine Schrift, dachte Palm, eine Schrift, und er hatte dabei das eilige Trappeln der Pferde im Ohr. Aber eine Schrift kostete Geld, viel Geld. Zwar war der Hessel kein Beutelschneider und machte es billig; zumal in solchem Falle würde er gewiß mit sich reden lassen, aber dreihundert oder gar vierhundert Gulden mußten her, denn niemand wußte, ob die Trägheit der Menschen auch nur für fünfhundert Exemplare gut stand. Er hatte sie nicht. Kaum konnte er seine Konten in Leipzig begleichen; hätte Gleditsch ihm nicht hundert Gulden vorgestreckt, er wäre übelbeleumdet von der Leipziger Frühjahrsmesse heimgekommen. Er hätte es leichter haben können, wenn er es machte wie die sächsischen Buchhändler, die in Massen ihre billigen Schauerromane selbst produzierten, um das Honorarium zu sparen. 1500 solcher Romane waren in den letzten zwei Jahren erschienen. Das lasen die Leute, das kauften sie!

Aber das waren keine Bücher, mit denen er reinen Gewissens vor Gott bestehen konnte. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! Es mußte auch so gehen: »Sammlung von auserlesenen Predigten der berühmten Gottesgelehrten« — das war eines seiner liebsten Bücher, und es wurde sogar gekauft, besser als man es in diesen verrohten Zeiten erwarten durfte. Studenten kamen und verlangten den »Commentar über Ciceros vermischte Briefe«, vier Exemplare waren in der letzten Woche weggegangen, und auch das war mehr, als Palm erwartet hatte. Ebenso brachten die Gesundheitsbücher ihm Käufer zu: »Etwas über das Wesen des gelben Fiebers«. Die Menschen waren immer geplagt von der Sorge um ihre Gesundheit; solche Bücher kauften sie. Aber die Schrift, die den Titel tragen sollte »Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung«? Wer würde die wohl kaufen? —

Schwager Keßler hatte ihm ins Gesicht gesagt, was er von dergleichen halte. Eitel sei er; nur um berühmt zu werden, umgebe er sich mit dieser Aura eines deutschen Patrioten; aber lachen müsse man darüber; und er mache sich zum Gespött der Leute. Wie ein kalter Windstoß war ihm die Rede ins Gesicht gefahren. Palm war ein schwermütiger Mann, ein Schwabe, der zum Grübeln neigte. Solche Worte nahm er ernst. Er scheuchte sie nicht fort wie eine Fliege. Natürlich hatte er sich gewehrt, hatte dem Schwager Rede und Antwort gestanden, ihm seine bürgerlich-reichsstädtischen Scheuklappen abzureißen versucht. Aber Marktvorsteher Keßler war der Mann nicht, sich von Einwänden irremachen zu lassen. Sie waren im Zorn geschieden, und Frau Anna war am Tag danach noch bedrückter als sonst im Hause umhergeschlichen.

Der Postwagen rüttelte und sprang über die Steine des Weges. Vom Himmel kam Regen, und es war gut, daß die Extrapost mit gedecktem Wagen fuhr. Das Wetter war so trübe wie Palms selbstquälerische Stimmung.

Heimlich hatte er in den Spiegel gesehen, Lavaters Physiognomik nachzuprüfen, die der Schwager an ihm erproben wollte. War er wirklich so eitel? Fuhr er jetzt diesen Weg nach Ansbach, nur weil er sich einen Namen machen wollte?

»Mein Gott«, betete er, »Eitelkeit und Ruhmsucht sind Sünden vor Dir. Verzeih mir, wenn ich teilhaben sollte daran.«

Hatte es ihm geschmeichelt, wenn der Pfarrer Yelin erzählte, daß sie in Fürth von ihm als einem der Mutigen im Lande sprachen? Hatte es ihn mit Stolz erfüllt, daß vor wenigen Tagen die Feuerarbeiter einen grünen Buben zusammengeschlagen hatten, der schlecht von ihm geredet?

Die feuchte Kühle des Tages ließ ihn erschauern. Oder war es die Einsicht in sein Wesen, die ihm zeigte, daß er in der Tat diese Dinge nicht gleichgültigen Herzens vernommen hatte, daß sie ihn mit heimlicher Genugtuung erfüllten?

»Mein Gott«, betete er wieder, »kann ich damit bestehen vor Dir? Darum erlöse mich von dem Übel.«

Aber das jagte ihn nur tiefer hinein in die Qual. Denn er hatte den Schwager hinausbegleitet und hatte fast wie ein Pharisäer gedacht, es sei gut, nicht so zu sein, wie dieser da. War es nicht Hochmut, nicht Sünde, sich so über seinen Nächsten zu erheben? Palm vergaß fast die Fahrt, spürte das Rumpeln und Springen nicht mehr, hörte nicht das Horn des Postillions. Dann war also unrecht, was er tat, ein gefährlich Blendwerk der Eitelkeit? Durfte er dafür Frau und Kinder in Gefahr bringen?

Ach, die Kinder! Wie wenig konnte er sich um seine Kinder kümmern; erschrocken hatte er auch das in diesen Tagen erfahren müssen. Am Sonntag war es gewesen, und die Palmsche Familie war spazierengegangen — draußen um den Vestnertorgraben herum. An seiner Hand lief der siebenjährige Wolfgang, ein ängstliches Kind, das mehr der Mutter als dem Vater nachzuschlagen schien. Plötzlich hatten sie vor einem toten Hund gestanden, und der Junge hatte auf den Kadaver gestarrt.

»Kommt der Hund auch in den Himmel, Vater?« hatte Wolfgang gefragt.

»Nein«, hatte er ihm geantwortet, »nur Menschen kommen in den Himmel, wenn sie immer brav gewesen sind.«

»Ein Pferd kommt auch nicht in den Himmel?« hatte der Bub weitergebohrt.

»Nein, ein Pferd auch nicht.«

»Und unsere Katze kommt auch nicht in den Himmel, wenn sie einmal tot ist?«

»Nein«, hatte Palm noch ein drittes Mal gesagt und dann erschrocken eingehalten, weil der Bub aufweinte, so herzzerreißend und schrecklich anzuhören, daß keiner gewußt hatte, wie man ihn beruhigen und trösten sollte. Erschüttert hatte Palm begriffen, wie ängstlich und gequält die Seele der Kinder

schon ist, wie sehr sie der Hilfe und des Trostes der Eltern bedürfen. Er aber fuhr nach Ansbach, nach Augsburg und Ulm, nach München und Salzburg, nach Würzburg und Erlangen und ein andermal dann nach Leipzig.

Weshalb? Seine Eitelkeit zu füttern? Der Schwager irrte.

Konnte er jetzt aus der Postkutsche aussteigen und nach Nürnberg zurückkehren, Erbauungsbücher verkaufen oder Abhandlungen über die Gesundheitspflege? Er konnte es nicht. Die Unruhe in ihm kam aus tieferen Trieben. Kein billiger Vorsatz um eines Zweckes willen drängte ihn zum Handeln. Es kam über ihn, wie es über die Vögel kommt, daß sie singen müssen. Nicht eine Woche lang hätte er es ausgehalten, nicht an das Schicksal des deutschen Volkes zu denken. Wer es ihm verboten hätte, der hätte ihm sein Leben verboten.

Über die Gründe konnte er sich kaum Rechenschaft ablegen. Schon seine Kindertage in Schorndorf waren erfüllt von Erlebnissen, die ihn für das deutsche Schicksal hellhörig machten. Wie oft hatte der Großvater ihm von dem verheerenden Einfall der Franzosen unter dem General Mélac erzählt. Immer wieder mußte der Knabe hören, wie das Land darunter gelitten und wie auch damals kluge Schwätzer sich willig dem Andrängenden ergeben wollten. Aber der Großvater hatte auch von der Frau Bürgermeisterin Barbara Wald erzählt und von den anderen Frauen der Stadt, die den kleingläubigen Stadtrat so lange bedrängten, bis er den Widerstand fortsetzte. So wurde Schorndorf gerettet. Mußte nicht auch Deutschland so gerettet werden?

Palm preßte beide Fäuste an die Schläfen, denn die Stimme seines Schwagers wollte noch immer nicht verstummen. »Du belügst dich«, sagte die Stimme, »das alles paßt dir gut in den Kram. Wer sich rechtfertigen will, der findet auch einen Grund. Ist es eines freien Menschen würdig, sich hinter einem dunklen Triebe zu verstecken, den Großvater und seine alten Geschich-

ten in die Sache hineinzubringen? Muß man das Ungeziefer nicht totschlagen, die Ratten in den Kellerlöchern?«

Eine Fahrt wie diese war fast unerträglich. Allein, in dem holpernden Wagen, im Ohr das Knarren der Räder, das Trappeln der Pferde. In Wirklichkeit verbarg doch der Schwager hinter solchen moralischen Sprüchen und seinen lavaterischen Theoremen seine wahre Meinung. Er wollte nicht zugeben, daß Gott Deutsche und Franzosen, Russen und Italiener geschaffen. Aber ihm, Palm, war diese Wahrheit immer wieder begegnet. Was wußte denn der Marktvorsteher Keßler von der Welt? War er in seinem Leben schon einmal aus dem Schatten der Burg herausgetreten? Palm jedoch war in Frankfurt gewesen, viele Jahre, war an den Rhein gekommen und auch hinüber ins Elsässische. In Göttingen war er gewesen, und das war zu einer Zeit, als die Gebildeten von den Sängern des Hainbundes sprachen, von Bürger, von Johann Heinrich Voß und seinem verdeutschten Homer, von allen, die schon damals laut gegen die Verwelschung Deutschlands protestiert hatten. Was sollte denn auch dieses Getue, daß der sich nicht vornehm dünkte, der nicht französisch zu parlieren verstand? Endlich hatte man begonnen, sich von solchen Kränkungen frei zu machen, da sollte der Geist einer flachen Aufklärung, der Gott absetzte, um statt seiner die Göttin der Vernunft auf den Thron zu heben, abermals aus diesem Lande zu uns hereinkommen? Ein Franzose Kaiser des Abendlandes?

Nein! — Palm sah entschlossen in den Regen hinaus. Er hatte es erfahren, selbst drunten in Basel, was eine Nation ist.

»Ich will und muß es tun«, sagte Palm, daß man glauben mochte, der Postillion auf dem Bocke müßte es gehört haben. Die Pferde trabten, Stein um Stein rollte unter den Rädern weg, die Bäume an den Seiten zogen vorüber, und manchmal kratzte ein tief hängender Ast am Verdeck der Kutsche entlang. Dann war es am Postillion, über die säumigen Wegewär-

ter zu fluchen. Das schlimmste war, daß der Regen immer dichter wurde und die Sicht nach Ansbach so lange verhüllte, bis der Wagen vor dem Stadttore stand. Am Posthofe verließ Palm den Wagen und suchte sich zu Fuß seinen Weg zum Hause des Professors Yelin.

Der Professor überragte Palm an Länge nicht; neben ihm aber wirkte er größer. Der Gelehrte war eine schlanke hohe Erscheinung, hatte glattes dunkles Haar, und um seine Lippen spielte stets ein leichter Spott. Lächelnd begrüßte er Palm, der vom Regen troff und sich beeilte, seinen Umhang in die Hände der dienstbereiten Mamsell zu geben.

»Ob Christen, ob Türken oder auch Papisten«, warf der Professor hin, »bei diesem Wetter muß das Fluchen erlaubt sein. Wohin soll das führen? — Höchstens«, setzte er nach einer Pause stummen Lächelns hinzu, »wird gewissen Leuten vielleicht der Appetit auf dieses Regenland vergehen, darin das Korn auf den Äckern verfault.«

Die beiden Männer tauschten einen Händedruck, und dem Professor war anzumerken, wie sehr er sich über diesen Besuch freute. Er hatte sein Haus in einem überaus lieblichen, chinesischen Stil eingerichtet. Porzellan-Figuren schmückten die Räume, und ein zierlicher Diwan mit reich gestickten Kissen lud zum Sitzen ein.

»Sie haben da wieder eine reizende Mamsell«, sagte Palm, als sich das junge Ding mit seinem Hute und Überwurf entfernt hatte.

Professor Yelin lächelte vergnügt. »In diesen Zeiten muß man sich halt einen heiteren Farbklecks auf die graue Leinwand seiner Sorgentage setzen«, sagte er; »sie ist lustig wie ein Vögelchen und für einen wie mich ein höchst gefährlich Wesen.«

»Der alte Spötter immer noch«, lachte Palm, und ihm war, als fiele in der Gegenwart dieses Mannes aller Zweifel von ihm

ab. Hier lebte er auf, hier sprach aus jeder Blume am Fenster ein frischer, klarer Geist.

Man kannte sich schon seit einigen Jahren, hatte sich in Ansichten gefunden, die übereinstimmten, und war bisher dennoch in einer gewissen Entfernung voneinander geblieben. Das zeigte sich auch darin, daß Palm von diesem Manne nie erzählte; nicht einmal Frau Anna wußte, daß es im Leben ihres Mannes einen solchen ironischen Professor gab, der zu jener Zeit eben vierunddreißig war, während Palm am 18. Dezember 1806 sein vierzigstes Jahr erreicht hätte, wenn ihm zu leben vergönnt gewesen wäre.

»Zuerst eine Flasche Wein«, sagte der Professor, »ich habe ihn mir vom Rhein kommen lassen. Sollen doch die Franzosen wenigstens unseren Wein dort nicht alleine trinken.«

Geschäftig entkorkte er die Flasche und schenkte ein; zwei kostbare Kelche aus Venezianer Glas standen bereit. Sie tranken sich zu. Der Professor aber setzte sogleich zu einer ungestümen Rede an:

»Die Frauenzimmer sind manchmal nicht nur als Mamsellen von unschätzbarem Werte. Ich habe sichere Nachrichten aus Berlin, daß die Königin Luise mit ihrem Gemahle schmollt und ihm hart zusetzt, weil er weiterhin den weichen Friedensträumer spielen will, wo ringsum alles zur großen Abrechnung mit dem Korsen rüstet. Sie muß eine reizende Frau sein — und schön. Ich sah sie einmal von ferne, als ich mit dem Sekretär des Ministers Hardenberg in Berlin war. Sie ist ganz englisch und — vielleicht noch mehr — russisch gesinnt. Man sagt, sie verwahre das Bild des schönen Zaren in ihrem Nachtkästlein. Und man kann's ihr nicht verdenken bei einem Gemahl, der besser zu einem braven Gutsherrn als zu einer königlich-preußischen Majestät taugt. Zwar ist er immer noch besser als sein geistersüchtiger Herr Vater, der sich von jedem Rosenkreuzer-Narren die dümmsten Possen vorspielen ließ. Aber die Cou-

rage, wo ist die Courage bei diesem Manne? Alles was recht ist — daß Frau Luise zuweilen sehnsüchtig nach Petersburg schielt, das ist wohl verständlich.«

»Eben deshalb komme ich«, unterbrach Palm den Redestrom des Professors.

»Doch nicht etwa der Luise wegen?« scherzte dieser. »Wir zwei gehen heut' abend nach dem Essen in den ›Goldenen Hahn‹, da gibt's heuer wieder zuckersüße Luisen, so viele als der Herr Buchhändler Palm nur wollen.«

»Daß ich mich gegen das sechste Gebot versündige«, wehrte Palm ab; aber hier bei diesem Manne klang es anders, als wenn er es in Nürnberg gesagt hätte. Dann sprach er weiter:

»Unsere Nürnberger Zeitung weiß nur von preußischem Zögern, derweil sich Napoleon jetzt auch noch das lombardische Königreich angemästet hat. Glauben Sie denn, daß Königin Luise mit ihrem Schmollen den Friedrich Wilhelm zu einer besseren Politik bringt?«

Professor Yelin stand von seinem chinesischen Stuhl auf und machte im Raum einige Schritte.

»Man weiß natürlich nicht, wieviel Kraft sie zum Schmollen hat. Außerdem ist da neben dem Hardenberg diese Kreatur von einem Haugwitz, der an dem Wahne festhält, Preußen habe sich mit dem Baseler Vertrage von 1795 einen ewigen Frieden erkauft. Dabei pfeifen's doch die Spatzen von den Dächern, daß der Korse schon seit langem begehrliche Blicke auf die Kleveschen Lande rechts des Rheines geworfen hat und sie sicherlich den armen Hohenzollern in Kürze durch irgendeine Hinterlist hinwegtranchieren wird.«

»Kann man denn nichts tun?«

»Dann sagen Sie, was Sie denken. Mir scheint, Sie sind mit einem festen Plan gekommen.«

Palm zögerte; er trank erst sein Glas leer, und seine Hand zitterte, als er es zum Munde führte.

»Ich habe noch keinen festen Plan«, sagte er bedächtig; »aber so einige Gedanken spielen da in meinem Kopfe herum, von einer Schrift, die man herausbringen müßte, um die Leute aus dem Schlafe aufzurütteln. Glauben Sie, daß ein gedrucktes Wort die Kraft hat, die Ereignisse zu beeinflussen?«

»Aber sicher«, warf der Professor hin; »wir Protestanten brauchen uns doch nur an die Thesen Luthers zu erinnern und an seine Schriften. Haben die etwa keinen Sturm entfacht?«

Palm schwieg wieder und sah in den Raum hinein, denn er blieb eine bedachtsame Natur und war mit dem Wort nicht so hurtig wie sein Gegenüber. Yelin aber war ein Weltmann, der sich im rechten Augenblicke auch zu zähmen wußte und deshalb wartete, bis Palm sich zum Entschluß gesammelt hatte. Dessen Hand fiel schwer auf die bunte Decke des Tisches, als er anhub: »Wenn man eine Schrift hätte, die einen solchen Protestantensturm entfesseln könnte, die den Fürsten ihre Ehrlosigkeit und dem Volke seine Erniedrigung klar machte! Könnte dann nicht auch ein Friedrich Wilhelm mitgerissen werden, wenn er spürte, daß er nur die Liebe des Volkes zur Heimat anzurufen brauche, um die Herzen aller und den Sieg für sich zu gewinnen? Ich will den Leuten diese Schrift ins Haus schicken.«

Palm atmete schwer. Denn er wußte wohl: dies mußte eine Ketzerschrift sein, die sich nicht damit zufrieden gab, dem korsischen Napoleon einige Sünden nachzurechnen. Mitten hineinstoßen mußte sie in den beschämenden Zustand Deutschlands, die Mißwirtschaft der Höfe, die Trägheit der Herzen, die armseligen Intrigen der Hofschranzen. Es mußte eine Schrift sein, die eine ganze Welt zum Feinde hatte, eine Schrift, für die ihm, wenn sie herauskam, niemand Schutz und Asyl gewähren würde.

»Das ist ein ungeheuerlicher Plan«, bemerkte der Professor. »Mit wem haben Sie schon darüber gesprochen?«

»Der Plan kommt nicht allein von mir«, sagte Palm; »ja, der eigentliche Urheber ist ein Namensvetter von Ihnen, der Pfarrer Yelin aus Fürth.«

»Der brotlose Hallodri?« fragte der Professor.

»Er hat seine Schwächen«, erwiderte Palm, »er trinkt ein bißchen reichlich, ist etwas wild und querköpfig, aber er hat eine saubere Gesinnung. Ich habe ihm nicht gesagt, daß ich zu Ihnen fahre; er schlug jedoch einen Titel vor: ›Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung‹. Das ist ein Titel, der schon einen Sturmwind entfachen könnte.«

»Und wer weiß sonst noch davon?«

»Mein Drucker Hessel in Altdorf, eine treue Seele und ein fuchslistiger Mann obendrein; aber beide haben mir geschworen, mit keinem darüber zu sprechen. Und ihr Wort werden sie halten.«

Der Professor setzte sich wieder an den Tisch und füllte die Gläser neu.

»Wissen Sie, Palm«, sagte er, »das kann höchst gefährlich werden, wenn man sich dabei ungeschickt anstellt. Lassen Sie uns überlegen, ob wir Leute ausfindig machen können, die uns den Rücken decken. Und fürs erste — können Sie das Geld dafür aufbringen? Nachher bezahlt's dann keiner, und Sie müssen Ihren Hessel in den Bankerott jagen.«

»Das ist meine Sorge auch«, sagte Palm, »ich brauche wenigstens vierhundert Gulden, und das ist eigentlich noch wenig, denn es reicht gerade für fünfhundert Exemplare.«

»Das ist nichts. Damit wird es ein säuselndes Lüftchen, aber niemals ein Sturm. — Hören Sie, Palm, lassen Sie mir etwas Zeit, ich muß mich umhören, eine Reise machen. Vor allem will ich mit dem Grafen von Thürheim sprechen, er hat gute Freunde am Münchener Hof, die der Franzosenpolitik des Kurfürsten nicht grün sind. Der Kurprinz Ludwig gehört dazu. Auch den Sekretär des Ministers Hardenberg will ich einmal abhorchen.

Nein, offen gestanden, ganz wohl ist mir bei der Sache nicht. Vielleicht ist das Ganze auch gar nicht nötig, denn sie haben in Berlin gerade einen hübschen kleinen Musketenschuß vor, der direkt auf die Brust des Königs zielt.«

»Da wissen Sie mehr als ich, Herr Professor«, sagte Palm.

»Nun, ich habe meine Verbindungen. Wahrscheinlich morgen wird der russische Gesandte, Herr von Novosilzoff, in Berlin eine öffentliche Erklärung abgeben, wonach der preußische Vermittlungsversuch zwischen Rußland und Frankreich gescheitert sei, weil kein Staat mit einem anderen über Frieden verhandeln könne, wenn dieser sich während der Dauer dieser Verhandlungen fortlaufend an fremdem Gut vergreife und darüber hinaus sich neue Titel anmaße, die eine neue Ordnung in Europa immer wieder stören. Das wird einschlagen. Herr Novosilzoff wird es an Seitenhieben gegen die schwächliche Politik Preußens nicht fehlen lassen und an Warnungen auch nicht, Warnungen, die dem Berliner Kabinett die von Paris drohenden Gefahren deutlich machen sollen. Wenn der gewünschte Eindruck erzielt wird, können wir uns die Schrift ersparen.«

Palm wiegte zweifelnd den Kopf. Er wollte die Schrift ja nicht um ihrer selbst willen. Wieder hörte er die Worte Keßlers. Er zeigte seine Zweifel nur schwach, denn er fürchtete der Eitelkeit zum Opfer zu fallen, wenn er um jeden Preis versuchte, seine Schrift herauszubringen, auch wenn alles durch eine öffentliche Erklärung des Herrn Novosilzoff um vieles vereinfacht wurde. Aber zum Teufel, jetzt war es zur Abwechslung wieder ein Russe, auf den sie ihre Hoffnungen setzten. Erst war es der schwedische König, der den König der Preußen maulschellierte, indem er ihm den Schwarzen Adlerorden ins Gesicht warf und ihn zugleich in einem geharnischten Brief an seine Ehre erinnerte. Jetzt war also der Russe, Herr von Novosilzoff, an der Reihe.

»Ich kann nicht glauben, Herr Professor, daß bei der Sache viel herauskommt. Hier muß ein deutscher Mann aufstehen und ein deutliches Wort sprechen. Um diesen Punkt können wir uns nicht drücken.«

»Es soll nicht abgewiesen sein, was Sie vorschlagen, Herr Palm, ganz im Gegenteil; aber wir wollen nichts auslassen, was uns weiterhelfen könnte. Ich verspreche Ihnen, daß ich mich umtun werde und daß Sie von mir hören, sobald es sein kann. Jetzt wollen wir die Mamsell Katharina ums Abendbrot fragen, und der Wein ist auch fast zur Neige gegangen. Ich gehe eben in den Keller, um eine Flasche zu holen, die ich mir schon lange für einen solchen Besucher, wie Sie einer sind, aufgespart habe.«

Ohne einen Einwand abzuwarten, ging er hinaus, und vom Flur her vernahm man seine muntere Stimme, der von der Mamsell Katharina ebenso fröhlich geantwortet wurde. Draußen — der Blick ging aus dem Fenster in einen zierlich angelegten Garten, dessen Wege mit blinkendem Kies bestreut waren — rann der Regen nieder. Der Herr im Himmel versagte in diesem Sommer seinen Segen. Die Teuerung stieg von Tag zu Tag. Diese Not drückte härter als die aus der Ferne drohende eines Mannes, den immer mehr Menschen — auch in Deutschland — einen Helden nannten.

Palm erhob sich vom Diwan und suchte in seiner Reisetasche nach dem Gastgeschenk, das er darin für den Professor verwahrt hielt und über dem stürmischen Anfang ihres Gespräches fast vergessen hatte. Ein Post- und Reisehandbuch hatte er gewählt, denn auch der Professor war ein weitgereister Mann, der wohl Freude daran haben mochte, in seinen Mußestunden lesend den Wegen nachzuspüren, die er schon kannte, oder sich vielleicht auch Neues, noch Ungekanntes zu erschließen.

In sein Kramen hinein drang kriegerische Musik, Pauken und Trompeten. Pferdegetrappel ward vernehmbar, und als-

bald zog eine Schwadron Dragoner vorbei auf nickenden, tänzelnden Pferden, preußische Dragoner, ein Teil der berühmten Reiterei, die einstmals den Ruhm des großen Friedrich mitbegründet hatte. Palm sah zum Fenster hinaus, um sich das Schauspiel nicht entgehen zu lassen, neugierig wie jene, die dem Zuge zur Seite folgten. Sehr bald gewahrte er aber, daß es ein trauriger Zug war, der da vorbeitrappelte. Einer ging in ihrer Mitte, dem waren die Hände gebunden wie einem Missetäter. Derweil war nicht nur der Professor, sondern auch die Mamsell Katharina zu ihm ans Fenster getreten.

»Nein, oh nein«, rief die Mamsell, »ich mag's nimmer sehen, dies unmenschliche Schauspiel.«

Palm sah sich fragend um.

»Spießruten«, sagte der Professor kurz, und diesmal war kein ironisches Lächeln um seine Lippen.

»Drüben auf dem Anger treiben sie es immer«, rief die Mamsell und faltete die Hände, was ihrer pausbäckigen Figur allerliebst stand. Man mochte glauben, ein leibhaftiger Engel in seiner Unschuld betete, und war doch ein rechter Schelm. Selbst das ehrliche Entsetzen entbehrte bei diesem Kinde nicht der Heiterkeit; es gelang ihr nie, den Professor von dem Ernste ihrer Bekümmernisse zu überzeugen. So gewann der Professor auch diesmal aus ihrem Anblick das Lächeln um die Lippen zurück. Und trotzig stampfte sie mit dem Fuße auf, als sie es bemerkte.

»Herr Professor«, rief sie erbost, »Ihr versündigt Euch, über dieses erbärmliche Schauspiel zu lachen. Mir ist nach anderem zumute. Ich könnte hinlaufen und dem Herrn General, oder wer sonst es befohlen hat, mit Krallennägeln in die Augen fahren. Ist das eine Art, Menschen zu Tode zu schinden?«

»Nur immer zu, geh nur, ich gebe dir Urlaub«, sagte Yelin und konnte vor ihren funkelnden Augen und der wogenden runden Brust doch nicht so ernst bleiben, wie es ihrem Zorn

angestanden hätte. Palm indessen hatte das kleine Geplänkel kaum wahrgenommen.

»Auch das ist Preußen«, murmelte er; »ich sehe es zum ersten Male. Was mag der Arme auf dem Gewissen haben?«

»Da genügt schon ein unbedachtes Widerwort im falschen Augenblick, ein Zögern im Gehorsam oder eine Unachtsamkeit beim Putzen der Montur. Manchmal möchte ich zweifeln, ob diese Armee dem Korsen gewachsen wäre.«

Vom Fenster aus war ein Teil des Angers noch zu sehen, der zum Schauplatz des blutigen Dramas diente. Trommelschlag und Paukengedröhn scholl in Fetzen herüber. Aber Palm wandte sich ab. Sein Gesicht war fahl, und in seinen Augen flackerte Empörung. »Ich kann's nicht mit ansehen, mir würde schlecht dabei«, sagte er mühsam.

»Vor Tagen haben sie drüben am Wallgraben einen Deserteur füsiliert. Die ganze Nacht hindurch hörte ich noch die Trommel dröhnen. Die Leute aber rennen hin und schauen zu. Solche Barbaren sind wir immer noch.« Auch der Professor war erregt.

Die Mamsell Katharina stand allein noch am Fenster und hielt die Hände vor der Brust gefaltet. Jetzt warf sie den kecken Kopf herum.

»Ein Blutjunger ist's gewesen, und um seiner Liebe willen ist er desertiert, sagen die Leut'«, warf sie den beiden Männern zu. Dann drückte sie die zierlichen Hände auf die Ohren und zwitscherte fort:

»Wenn die Trommeln dröhnen, das ist, als ob der Himmel einfiele; am ganzen Leibe muß ich zittern, und das Herz klopft mir zum Halse heraus. Ach, was sind doch die Mannsleute für schreckliche Leut'.«

Der Professor drohte ihr mit erhobenem Finger und sagte: »Geh' nur in die Küche, Katharina, und schau nach unserem Essen; mit unserem Lamentieren ändern wir's auch nicht.«

Die Mamsell knickste gehorsam und ging. Palm aber faßte den Professor an den Schultern und sagte mit belegter Stimme:

»Die Schrift müßte auch das sagen: wie unmenschlich das ist. Alles müßte man den Leuten ins Gesicht schreien!«

Der Professor entwand sich seinem Griff und schüttelte den Kopf. »Sie sind kein politischer Mensch, Palm; wenn Preußen unsere Hoffnung ist, dann dürfen wir Preußen nicht dort verletzen, wo es in seinem Wesen getroffen wird. Alle Welt sich zum Feinde machen ist nicht einmal ehrbar; unklug und nutzlos ist es immer.«

Da brauste Palm auf; er hob die kräftigen Hände beschwörend und rief:

»Oh, wie ich es hasse, dieses überkluge Gaukeln und Zungenstreicheln, alle die Maximen einer Weisheit, die von Duckmäusern erfunden wurde. Das ist es doch, weshalb die Hanswürste und die Schinder immer wieder obenauf bleiben, weil die redlichen Männer im Lande die Faust nicht mehr gebrauchen, um damit auf den Tisch zu schlagen!«

»Verzeihen Sie mir«, suchte der Professor den aufgebrachten Mann zu beschwichtigen; »das mag ein Savonarola tun, ein Sittenprediger, aber in der Politik geht es ganz ohne solche Rücksichten nicht.«

Die weltmännische Geste lag ihm, dem Gelehrten. Man spürte, daß er häufiger Umgang mit Leuten hatte, die an den Höfen zu Hause waren. Und da Palm sich sagen mußte, daß der andere leider recht habe, schluckte er nieder, was er außerdem noch hatte erwidern wollen, was aber dem gemeinsamen Ziel nur abträglich hätte werden können.

Da kam auch die Mamsell wieder herein, knickste artig und sagte: »Es ist angerichtet.« Worauf man sich gemeinsam in den Speisesaal begab, der genau so chinesisch eingerichtet war wie das Wohngemach. Es gab gesottene Forellen, und Palm staunte nicht wenig darüber; denn er hatte seinen Besuch nicht ange-

kündigt, und weit und breit mochte sich kaum ein Forellenwasser finden.

»Ich habe mir einen großen Gumpen ausmauern lassen«, erklärte der Professor mit Besitzerstolz seinem Gast, »darin schwimmen die munteren Fischlein oft viele Tage, ja Wochen. Katharina weiß sie dann gut zu füttern. Es ist mir immer wieder ein Hauptspaß, einen Gast mit solchem Zungenschmaus zu überraschen.«

»Das ist Ihnen gelungen«, sagte Palm und ließ es sich wohlschmecken.

»Der Wein hier«, plauderte Yelin fort, »ist Klosterwein aus dem Erzbistum Trier. Wein von der Mosel, der letzte, den noch fromme Mönche gekeltert haben; seitdem sie auf dem linken Rheinufer die Freiheitsbäume aufpflanzten, ist der Wein dort schlechter geworden. Die Mönchlein hatten doch auch ihr Gutes.«

Ganz unvermittelt sprang er dann seinen Gast mit einer Frage an: »Wie, wenn England das Geld dazu gäbe? Bei denen sitzen die Goldfüchse locker, denn Gold, so sagen sich die in London, ist immer noch wohlfeiler als Blut.«

Palm hielt im Essen inne.

»Aber in solchen Dingen ist der hohe Herr in Paris besonders empfindlich. Wenn ich da noch denke, wie er's dem Herzog von Enghien heimgezahlt hat.«

»Es blieb manches dunkel an der Sache«, sagte Palm, »aber ein rechtes Bubenstück war es doch.«

»Und der Korse hat's ihnen kräftig versalzen«, lachte der Professor.

»Ich verstehe nicht.«

»Sie wollten Napoleon wie eine Spinne ins Netz locken. Als der englische Minister Addington sich von Tag zu Tag mehr überzeugte, daß nicht das anarchische Frankreich der Jakobiner, wohl aber das von einem starken Staatsmann in Ordnung ge-

brachte und von einem tüchtigen Feldherrn von Sieg zu Sieg geführte eine Gefahr sei, der man mutig entgegentreten müßte, entschloß man sich zu einem Mordplan.«

»Sie sprechen wie ein Freund Napoleons.«

»Das bin ich nicht; aber Sie sollen an diesem Beispiel einmal erfahren, wie es zugeht in den politischen Händeln. Das Ganze war wirklich ein Bubenstück, aber ein englisches. Mit einem Male erinnerte man sich in London nämlich eines gewissen Cadoudal, eines nach England emigrierten Führers der Aufständischen in der Vendée. Man gab Geld und Musketen und bedeutete ihm, er möge sich bereit machen, bei Dieppe an der Küste des englischen Kanals zu landen. Vorher schon hatte man durch Mittelsmänner mit den unzufriedenen französischen Generalen Pichegru, Moreau und Dumouriez Fühlung aufgenommen. Den Herzog von Enghien aber schickten sie nach Baden, damit er von dort nach Frankreich einbreche, wenn Napoleon durch Cadoudal ermordet worden sei und die Generale mit einem Aufstand begonnen hätten. Aber auch Napoleon hatte seine Spione. Einer war in Hamburg dem dortigen englischen Mittelsmann auf den Leib gekommen und hatte durch geschicktes Verhalten den sauberen Plan erfahren. Napoleon schlug zu, ließ die Generale und Cadoudal verhaften und den Herzog von Enghien in Baden ausheben. Als das Komplott aufgeflogen war, erklärte man in London, das angesichts der vorliegenden Geständnisse eine Beteiligung nicht leugnen konnte, man habe nicht anders können. An dem eigentlichen Mordplan habe man niemals teilgenommen. England würde es aber für eine Verletzung der Pflichten gehalten haben, die eine weise und gerechte Regierung sich selber und der Welt schuldig sei, wenn es die Gefühle derjenigen Einwohner Frankreichs, die mit der bestehenden Regierung unzufrieden wären, nicht geachtet und die Pläne, dieses Land von dem erniedrigenden Joch der Knechtschaft zu befreien, nicht unterstützt hätte. Kriegführende Mäch-

te hätten das anerkannte Recht, sich alle Zwistigkeiten in den Ländern des Feindes zunutze zu machen.«

Palm hatte eine halbverzehrte, doch mittlerweile kalt gewordene Forelle auf seinem Teller liegen, so sehr hatte diese Geschichte ihm zugesetzt.

»Das ist alles wahr?« fragte er ungläubig.

»Daran gibt es nichts zu zweifeln«, sagte der Professor und seine Lippen zogen sich spöttischer denn je zusammen. »Auf einen Schelmen anderthalbe«, fuhr er fort; »ich könnte leicht mit einem ähnlichen Bubenstück aufwarten. Erinnern Sie sich noch, wie entrüstet man in Österreich tat, als Napoleon den Herzog erschießen ließ? Diese Heuchler in Wien! Dabei waren es erst sechs Jahre her, seit man, wie mittlerweile ziemlich klar sein dürfte, in der Nacht vom 28. April 1799 auf allerhöchsten Befehl durch österreichische Szekuly-Husaren die französischen Gesandten Bonnier und Roberjot totschlagen ließ. Sie entsinnen sich? Es war auf dem Kongreß in Rastatt, und ein verlorener Krieg gegen Frankreich war die Folge.«

Palm war entsetzt über die Dinge, die ihm hier als Beigericht zu gesottenen Forellen vorgesetzt wurden. »Herr Professor«, stöhnte er, »das ist furchtbar. Welches Recht hätten wir dann noch, uns über Napoleon zu entrüsten?«

In diesem Augenblicke trat die Mamsell Katharina wieder ins Zimmer und trug eine Schüssel gezuckerter Kirschen auf. »Ei«, rief sie mit spitzem Mäulchen, »haben Ihnen die Forellen nicht geschmeckt — sollte ich etwas versäumt haben?« und blickte mit traurigen Kinderaugen auf Palms Teller.

Da beugte sich Palm wie ein ertappter Sünder über den kalten Fisch und murmelte eine unverständliche Entschuldigung. Ja, sie war ein keckes Ding, die Mamsell Katharina, und auch diesmal erntete sie einen anerkennenden Blick ihres Professors, der — sich behaglich zurücklehnend — zu Palm hinüber sprach:

»Der Bonaparte wird ja deswegen noch kein Unschuldsengel. Ich will ihn nicht als Kaiser des Abendlandes, und selbst wenn er ein Engel wäre, wollte ich ihn nicht. Meine Erzählung hatte nur den Zweck, Sie ein wenig abzuhärten. Wer einen Sturmwind über Deutschland entfachen will, darf über solche Zwirnsfäden nicht stolpern. Lassen Sie uns doch englisches Geld nehmen! Wenn wir damit ein einiges Deutschland schaffen, dann soll es uns recht sein.«

Er ließ es zu keiner Antwort kommen, sprang von seinem Stuhle hoch und rief:

»Katharina, schaff uns die Mäntel her; wir gehen noch ein wenig in den ›Goldenen Hahn‹. Will doch einmal sehen, was mein Freund aus Nürnberg vertragen kann — und«, so fügte er leise zu Palm gewandt hinzu — »ob Sie wirklich so standfest sind im sechsten Gebot.«

Auch Palm erhob sich; er war von allem ein wenig verwirrt. Mußte er den Weg zu seinem Ziele zurücklegen in einem Wagen, der mit so unsauberem englischen Golde geschmiert war? Konnte man ein reines Ziel nicht auch mit reinen Händen fassen?

»Herr Professor«, sagte er mühsam, »Sie sind ein weltgewandter Mann; die Höfe sind Ihnen nicht fremd und Sie wissen, was Brauch ist in der Politik. Ich muß es zuvor mit meinem Gott ausmachen, ob ich meine Hände hineintun soll in diese schmutzige Brühe.«

Der Professor mochte spüren, daß er Palm mit seinen Worten tief verletzt hatte. Auch die Mamsell Katharina stand mit betretener Miene dabei, mehr noch vielleicht, weil sie es so gern nicht sah, wenn der Professor in den ›Goldenen Hahn‹ ging.

»Herr Palm«, sagte er gesammelt, »ich bin jünger als Sie und kenne keinen, der mir so wie Sie den Respekt abnötigt. Verzeihen Sie vor allem, daß ich frivol genug war, Sie in dieser

Stimmung in den ›Goldenen Hahn‹ schleppen zu wollen; aber es ist nun meine Art, mit einem hurtigen Hopser über Klippen zu hüpfen. Nicht immer ist mir so wohl dabei, wie es den Anschein hat. Und dennoch — vielleicht sind wir gerade darum ein so gutes Gespann, weil ich die praktische Politik erlebt habe und daher weiß, daß das idealste Wollen nicht ganz auf jene Mittel verzichten kann, die Sie verabscheuen.«

Als erste lächelte Mamsell Katharina befreit, denn noch ehe es ihr bedeutet war, trug sie hurtig die Mäntel zurück.

»Kommen Sie«, fuhr der Professor fort, »wir gehen in mein Zimmer hinüber und rauchen eine Pfeife Tobak miteinander. Dann erzählen Sie mir noch von Professor Fichte in Erlangen, zu dem ja Ihr Oheim dort einige Verbindung haben wird. Der Professor ist wichtig für uns. Was mich angeht, so setze ich allerdings noch mehr auf Professor Schelling, mit dessen Gedanken ich Sie gern näher bekannt machen möchte.«

Mamsell Katharina brachte Kerzen in zierlichen Leuchtern, deren Licht sich in ihren Augen widerspiegelte. Danach saßen die Freunde noch Stunden beisammen und fanden erst lange nach Mitternacht in ihrem Gespräch ein Ende.

V

Nächtliche Begegnung

Palm mußte sich gestehen, daß er nur mit halbem Erfolg heimkehrte, als er am nächsten Morgen unter freundlichem Winken des Professors und dessen Mamsell Katharina den Heimweg antrat. Mit dem Verstand hatte er durchaus begriffen, daß seinem Vorhaben Schwierigkeiten entgegenstanden, die mit Geschick und Mühe ausgeräumt werden mußten. Es verließ ihn aber nicht das Empfinden, hier sei doch im tiefsten mehr im Spiele als ein diplomatisches Kabinettstück.

Die Rückfahrt ging ohne Regen, aber bei bleigrauem Himmel vonstatten, und kühl war es wie sonst im April. Rasch fiel auch die gehobene Stimmung wieder von ihm, die aus der funkelnden Art des Professors trotz der Meinungsverschiedenheiten ebenso auf ihn gekommen war wie aus der stupsnasigen Keckheit der Mamsell Katharina. Im Postwagen rumpelte er allein dahin, und mehr denn je wurde ihm dies Alleinsein zur Qual. Der eine wie der andere, mit dem er umging, war doch im letzten seiner Welt fremd geblieben. Und jetzt fuhr er zurück in ein Haus, darin eine Frau seiner wartete, die ihn mit bangen Augen empfangen würde und die in ihrer Seele keinen Teil hatte an seinem tiefinnersten Drange. Immer war er ein unruhiger Mann gewesen, keiner, der allzu seßhaft in seinen Wänden blieb, und er hatte auch gespürt, daß darin zugleich eine Gefahr seines Wesens lag. Deshalb hatte er die schöne

Tochter in Göttingen ausgeschlagen und — auf der Fahrt in die Berge war es ihm ganz klargeworden — weil sie ein lustiges Kind war, mit dem man an bunten Sommertagen spielen konnte, aber die zu leicht und oberflächlich war für seinen schweren Sinn. Die Anna Stein war das Gegenteil gewesen, weich, mit einem runden Gesicht und in ihrer zerbrechlichen Zartheit schutzbedürftig. Als er damals zum ersten Male seine breite Hand um ihre weißen Finger schloß, da war es gewesen, als müßte er ein ängstliches Vögelchen hüten. Er hatte gedacht, ihre schmale Furchtsamkeit würde ihn seßhafter machen, weil neben seinem unruhigen Geiste zugleich auch ein Hang zu bürgerlichem Behagen in ihm war, wie er sich gestern abend bei Tobak und Mönchswein von der Mosel hatte ersättigen können.

Da aber die Zeitläufte nicht ruhig waren und Woche für Woche, Jahr für Jahr, Dinge geschahen, die ihm Blut und Geist aufregten, war die Kraft Frau Annas, ihn zu bändigen, bald dahin. Sie war nur liebendes Weib, eine Mutter, die sich um Gesundheit und Bildung ihrer Kinder verzehrte. Immer war sie bereit zu nächtlichen Wachen, wenn eines der Kinder krank lag, und auch Palm — so stark er war — hatte einige Male schon die Wohltat ihrer weichhändigen Fürsorge genossen. Seinen Weg, seine Not aber begriff sie nicht. Weder fragte sie nach seinen Gedanken, noch suchte sie sich einzuleben in seine unruhige Welt. Und nur allzu willig ließ sie sich immer wieder von Schwager Keßler beschwatzen, der einen geachteten Namen hatte und zu dem sie in gläubiger Vertrauensseligkeit aufblickte. So blieb Palm allein.

Es lag im Lauf der Dinge, dem kaum Widerstand geleistet werden konnte, wenn auf dieser Heimfahrt ein Bruch des rechten Wagenrades in einem Dorfe kurz vor Heilsbronn einen Aufenthalt erzwang, den Palm in der ersten Schenke am Eingang des Ortes verwarten wollte. Geschüttelt von der Fahrt, bedrückt in seiner Stimmung durch den halben Erfolg seiner

Reise, saß er nieder in dem einsamen Gasthof, darin an diesem späten Nachmittag nur ein junger Bursche hockte, der bleich aussah, fast als habe er die Brustkrankheit. Mochte er ein fahrender Handwerker sein oder ein Gutsknecht, er saß und trank Bier. Die Frau am Schanktisch grüßte freundlich und fragte nach seinen Wünschen. Auffällig war, daß der junge Bursche mit gierigen Augen fast jede Bewegung der Frau verfolgte, die sich ihm zuweilen mit einer gütigen Gebärde zuwandte.

Palm verlangte eine Pfanne mit Eiern, dazu einen Brocken Brot, und, durstig von der langen Wagenfahrt, ließ er sich einen Humpen Bier danebenstellen. Die Frau fragte ihn dabei nach seinem Woher und Wohin, und Palm, der ihr Bescheid gab, sah in ein gerades, gütiges Gesicht, dem man anmerken konnte, daß es schon schreckliche Dinge gesehen haben mußte. Es war das Gesicht einer Frau, die noch keine dreißig Jahre erreicht hatte, ein Gesicht, das aus erlebtem Kummer von tiefer Verständnisbereitschaft geprägt war. Palm erfuhr bald, daß ihr Mann dem Einfall der Franzosen im Jahre 1796 zum Opfer gefallen war. In der Finsternis war der Mann — kaum ein halbes Jahr verheiratet — einem französischen Depotposten unversehens vor die Muskete gelaufen, hatte vielleicht den französischen Warnruf nicht gehört oder verstanden und mußte den Pflichteifer des Postens mit dem Leben bezahlen.

Die Frau saß im dunklen Kleid auf einem einfachen hölzernen Wirtshausstuhle vor ihm, als sie all das mit wenig belebter Stimme vortrug. Palm hörte zu und fand es keineswegs sonderbar, daß sie ihm schon in der ersten Stunde seines Hierseins dies alles erzählte; auffällig blieb nur, daß der Bursche von seinem einige Schritte entfernten Tische her mit bösen Blicken herüberstarrte. Auf seinen bleichen Wangen waren rote Flecken zu sehen. Zuweilen stand die Frau auf und ging zu dem Burschen hinüber, streichelte ihm über den Arm und

sagte einige Worte zu ihm, gleichgültige Dinge, die aber darauf deuteten, daß beide sich schon länger kannten.

Palm war bei alledem recht schweigsam gewesen, höflich und freundlich hatte er der Frau zugesprochen, aber auf ihre vertraulichen Erzählungen nichts erwidert. Das Wesen dieser Frau berührte ihn, und als der Kutscher, grob und mit lauten Worten hereinkommend, bekannte, der Schaden sei an diesem Tage nicht zu beheben, denn in der Schmiede sei das passende Eisen nicht aufzutreiben, war er darob nicht ungehalten. Palm beschloß, die Nacht in dieser Herberge zu verbringen, und fragte die Frau, ob sie ihm eine Kammer einräumen könne. Das wurde ihm sogleich bejaht. Die Frau ging hinaus, um einige nötige Handgriffe zu tun, und der Kutscher trollte sich.

Palm blieb mit dem Burschen allein, der sogleich lebhaft wurde und ihn ansprach.

»Ach, was gäbe ich, wenn ich so ein Kutscher sein könnte«, sagte er mit heiserer Stimme, »Postillion, das wär' was, noch besser aber Leibkutscher bei einem Herrn.«

Palm wandte sich ihm zu. Selten mußte einer vergebens sein Mitgefühl anrufen, und mit Recht beklagte Frau Anna, daß man ihn darin leicht betrügen könne.

»Und warum kann Er nicht Kutscher werden?« fragte er. »Ist Er krank?«

Durch dieses Wort schien sich der Bursche seiner Krankheit wieder bewußt zu werden, denn er, den Palm in der Stunde seines Hierseins nicht ein einziges Mal hatte husten hören, wurde jetzt von einem offensichtlich quälenden Hustenanfall geschüttelt.

»Keine Eltern hab' ich«, klagte der Bursche, nachdem er sich wieder erholt hatte; »die Frau hier hilft mir mit einigem Essen und Bier.«

Dies konnte für Palm nur eine Aufforderung sein, die Börse zu ziehen und einige Kreuzer herauszustreichen, die er

über den Tisch schob, damit der Bursche sie sich nehme. Da aber ging eine plötzliche Verwandlung in dem jungen Menschen vor. »Ich will nicht Euer Geld, Herr«, schrie er und zeigte erneut das feindselige Gesicht, das Palm schon seit einer Stunde verwundert bemerkt hatte, und weil er wußte, daß man mit einem Kranken einige Geduld haben müsse, fragte er mit ruhiger Stimme:

»Da Er mir seine Not erzählt hat, muß ich doch glauben, daß Er sich über die paar Kreuzer freuen würde, die ich ihm gebe. Ich bin kein reicher Mann, einen Kutscher kann ich mir nicht halten, oder meint Er, daß ich Ihm dabei helfen soll?«

Der Bursche schien auf seine Worte gar nicht zu hören und starrte mit finsterem Gesicht auf seine schmalen, blaugeäderten Hände. Ein ratloses Schweigen blieb zwischen ihnen, und Palm wünschte, die Frau möchte nicht mehr gar so lange fortbleiben. Er mußte sich gestehen, daß er den Burschen gern losgeworden wäre, denn es ekelte ihn vor der Krankheit und dem Husten. Darin zeigte sich eine seiner empfindlichen Seiten; noch nie hatte er es über sich gebracht, eines der Nürnberger Spitäler zu betreten, obgleich doch einige Buchhändler sich dadurch das Wohlwollen des Publikums zu gewinnen suchten, daß sie gelegentlich mildtätig einem Siechenhause unverkauft gebliebene Bücher zum Geschenk machten.

Ganz unvermittelt sagte dann der Bursche: »Möcht' nur wissen, weshalb die Frau Euch das alles erzählt hat, Herr?«

Nun wurde ihm der Bursche vollends unheimlich, so sehr, daß er nicht wagte, die unberührten Kreuzer wieder an sich zu nehmen und in die Börse zurückzulegen. Da jedoch der Bursche sich abwandte und, auf seine Hände starrend, keinerlei Antwort zu erwarten schien, schwieg Palm. Mit steigender Ungeduld hoffte er, die Frau möchte bald wieder hereinkommen, und nach einigen Minuten wurde er erlöst. Sie kam und gab ihm den Bescheid, daß seine Kammer gerichtet sei, fragte, ob

er sonst noch Wünsche habe, und räumte die Pfanne fort, aus der er die Eier gegessen.

Wieder folgte der Bursche ihren Bewegungen mit verzehrenden Augen, in die erst dann für Sekunden ein ruhiges Glimmen zurückkehrte, als sie ihm eine Schrotsuppe auftrug und noch einen Kanten dunklen Brotes neben den Napf legte. Es war deutlich, daß sie keine Bezahlung dafür nahm, und Palm sah auch, wie sie ihm einmal mit der Hand übers Haar strich. Der Bursche genoß das mit ergebenem Blick.

Mittlerweile fiel die Abenddämmerung ein, die Landschaft vor dem kleinen Fenster nach der Straße zu begann sich in einen grauen Mantel zu hüllen, und von der Dorfkirche her läutete die Glocke den Tag aus. Palm hörte still dem Läuten zu und wurde aus seinem Lauschen erst wieder aufgescheucht, als aus dem Halbdunkel des Schankraumes, den noch kein Kerzenlicht erhellte, die bettelnde Stimme des Burschen an sein Ohr drang.

»Laßt mich doch noch ein wenig hierbleiben«, vernahm er wieder und wieder, und es klang kläglich und trotzig zugleich wie bei einem widerstrebenden Kinde.

»Du gehst doch sonst immer so brav, Balthasar«, redete die Frau auf ihn ein, »was ist nur heut mit dir?« Aber eine Antwort bekam sie nicht, sondern immer wieder hörte man ihn nur betteln, bis es der Frau schließlich leid ward. Mit überraschender Festigkeit nahm sie ihn beim Arm und brachte ihn vor die Tür. »Lauf, eh es ganz dunkel wird«, rief sie ihm nach und schlug dann mit einem Seufzer die Tür zu.

»Ich hätt' Euch helfen sollen«, sagte Palm zu der Frau; »aber mir schien, Ihr wußtet besser als ich, mit ihm umzugehen, und bös wurde er ja nicht.«

»So kenne ich ihn sonst nie«, gab die Frau zurück; »er ist ein armer Mensch; Balthasar heißt er; ist eine Waise und krank.

Er hat niemanden sonst und ist anhänglich, weil ich ihm zuweilen was zu beißen gebe.«

Die Frau holte eine Kerze, die sie vor Palm in einen eisernen Fuß auf den runden Tisch setzte. Sie wollte Feuer schlagen, aber Palm mußte ihr dabei helfen, und nach einigen Mühen erhellte eine tanzende gelbe Flamme den Kreis des Tisches und ihre Gesichter. Als Palm fragte, ob er zur Nacht noch einen Humpen Bier als Schlaftrunk haben könne, schüttelte sie den Kopf. Das Faß sei leer, und ein neues zur Nacht noch anzustechen bereite gar zuviel Mühe. Aber sie habe einen Krug mit selbstvergorenem Beerenwein, der sei süß und schwer und danach schlafe sich's gut. Ob er davon nicht kosten wolle?

Palm ließ es sich gefallen und war auch erfreut, als die reinlich erscheinende Frau sich mit einem zweiten Glase zu ihm setzte. Es ergab sich, daß Palm die Gläser füllte, sie trank ihm zu mit klaren großen Augen, und sie saßen zusammen, als kannten sie sich schon seit vielen Jahren.

»Ich bin viel allein«, sagte die Frau; »die Klatschtanten im Dorfe reden über mich, weil sie Angst haben um ihre Männer, und oft schon haben sie mir Hexenzeichen über die Stalltür gemacht; aber ich habe ein Amulett von meinem toten Manne, und das schützt mich gegen ihren Haß; noch nie sind mir die Kühe krank geworden von den Hexenzeichen.«

»Das ist doch Aberglaube«, sagte Palm, aber er sagte es ohne Nachdruck, weil er empfinden mochte, daß hier im Dorfe eine andere Sprache galt als in den Kreisen, die er kannte und die fast alle der Aufklärung anhingen oder doch von ihr angesteckt waren.

»Das saget nicht«, erwiderte die Frau; »immer wieder geschehen hier gar wunderliche Dinge, und damals, als mein Mann zu Tode kam, hat über dem Wald das Käuzchen geschrien, und ich habe nicht glauben wollen, daß es mir galt. In dunklen Nächten wie diesen erscheint nachts sein Gesicht hin-

ter dem Fenster der Kammer, und ich fürchte mich, daß er mich rufen will. Ich weiß dann nicht, ob ich ihm folgen soll; ach, es ist schrecklich, so allein zu sein.«

Palm sah in die Kerze und wieder in das ruhige Gesicht der Frau. »Ja«, sagte er schwer, »es ist schrecklich, allein zu sein.«

Wieder blickte er auf die Kerze und wieder auf ihr Gesicht und fuhr dann fort: »Am schlimmsten ist es, wenn man einsam ist und ist dabei doch mit Menschen zusammen. Man spricht und schiebt die Worte hin und her und spürt im Erklären und im verzweifelten Willen, sich deutlich zu machen, daß es nur leere Laute sind, die hin und her wehen.«

»Vielleicht muß einer recht einsam sein und ganz leer, damit er das andere in sich fassen kann«, sagte die Frau, und Palm mußte immer wieder auf ihr klares Gesicht sehen, die gerade Nase und das dunkle, glatte Haar. Sie war nicht so, wie eine Schankwirtin sonst wohl ist: derb, mit rotem Gesicht und vollen Armen. Diese hier hatte fast zarte Handgelenke, und Palm sank in ein gefährliches Erinnern. Konnte diese Frau zuhören?

»Ich bin auch sehr allein«, sagte Palm mit leiser Stimme.

»Ist Eure Frau tot?« fragte die Wirtin.

Im Licht der Kerze kaum sichtbar, schüttelte Palm den Kopf, und in wartendem Schweigen saßen die beiden einander gegenüber.

»Es geht merkwürdig zu«, sagte Palm, »und wenn ich eben auch gelächelt hab' zu Euren Hexenkreuzen, dann will es jetzt so scheinen, als sei es nicht von ungefähr, daß die Räder brachen und daß ich hier an Eurem Tische sitze.«

Sie hörte seinen Worten andächtig zu, und ihre großen klaren Augen waren vertrauend auf ihn gerichtet.

Palm fuhr fort: »Während meiner Fahrt hierher habe ich darüber nachgedacht, warum wohl der Mensch so einsam ist.

Oder vielleicht bin's nur ich allein, und die Schuld daran muß ich mir selber beimessen? Vielleicht bin ich nicht der, der mit jedermann gleich gut Freund sein kann; aber ich darf wohl sagen, daß ich stets bestrebt war, einem anderen nicht weh zu tun und dort zu helfen, wo es nur anging. Auch mit dem Burschen erging es mir jetzt so, feindselig sah er mich an vom ersten Augenblick.«

Die Frau unterbrach ihn.

»Ich ahne den Grund. Ich war Euch gleich näher als sonst anderen Gästen, das mag ihn gekränkt haben.«

Es verwunderte ihn, mit welchem ruhigen Freimut sie das sagte.

»Ja, das ist alles recht merkwürdig. Denn ich spreche vom Einsam-Sein und bin es jetzt eigentlich gar nicht. Doch wer weiß, vielleicht liegt das an der sommerlichen Dämmerung und an Eurem Beerenwein.«

Palm versuchte zu lächeln, aber sie blieb ruhig und gesammelt. In der Ferne bellten zuweilen zwei Hunde. Sonst aber schien die Umwelt die beiden in Schweigen einzuhüllen. Palm fuhr fort:

»Manchmal dachte ich schon, der Mensch und seine Seele sei einer Harfe vergleichbar mit vielen Saiten darauf, die eines Du bedürften, um zum Klingen gebracht zu werden. Der Mann zum Exempel, den ich in der Frühe dieses Tages verließ, hat manche helle Saite auf meiner Seelenharfe anklingen lassen, die außer ihm kaum einer greifen kann. Aber der dunkle, volle Akkord, der brausende Mehrklang bleibt dann stumm. Einen anderen guten Freund habe ich in Nürnberg, einen verstoßenen Pfarrer, der bringt die heftigen, hohen Töne ins Schwingen, die Stakkatos, Feuer und Angriffslust; aber Heiterkeit fände ich bei ihm nicht und Ruhe noch weniger. Und auch meine Frau, sie weckt jene einfachen zärtlichen Weisen, die gleichsam schon mit den Kinderliedern in mir aufklangen, aber auch anderes

noch, den strengen Rhythmus gegliederter Tempi, die man anders ausgedrückt vielleicht das Stützgerüst der Pflichten nennen könnte, ohne die wir haltlos in die Weite flattern. Ja — auch brausende Akkorde der Leidenschaft, und dennoch — auch sie, die mir eigentlich am nächsten stehen sollte, vermag die Harfe nicht zu allen Tönen aufzuwecken. Das klare heroische Dur, das gelingt ihr nie — und auch die freie Heiterkeit eines gelösten Scherzos nicht.«

»Es ist gewiß alles recht dumm, was ich sage; aber es ist ja nicht so, daß ich etwa meine Harfe ihrem Griffe nicht darböte; immer wieder tat ich's, vielleicht auf falsche Weise, aber ich wünsche und wünschte nichts mehr, als daß die Harfe zu einem harmonischen Spiel aufklänge. Ich bin Buchhändler, ich hungere dabei nicht, aber die Geschäfte gehen schwer, weil ich eine gewisse verderbliche Ware nicht will, an der so gut verdient wird. Man lacht mich aus deshalb, und die Frau kränkt's.«

Palm hielt wieder ein und sah auf die zarten Knöchel ihrer Hände, die schmal und unbeweglich nebeneinander auf dem Tische lagen.

»Noch schlimmer ist dies« — er wurde lebhafter —, »wir leben in einer vertrackten Zeit, die Zustände in Deutschland sind beängstigend, und nur wenige begreifen das. Das Volk der Deutschen schläft in sein Verderben hinein. Bei uns sind die meisten brave Nürnberger Patrioten und schielen danach, wie sie dem Rate wohlgefällig sind. Anderswo sind sie Preußen, Bayern, Österreicher, sind Reichsritter oder Bürger, träumen von nichts als einer Kanne Bier, einem Skandal in der Oper oder einer Jahrmarktsgaukelei. Daß ein Fuhrknecht seine Kappe nicht devot genug gezogen, dünkt sie eine größere Schande, als daß deutsche Ritter den Napoleon anhimmeln, um sich ihre verstaubten Privilegien zu sichern. Ach, ich beginne gewiß, Euch zu langweilen, aber ich muß einmal darüber sprechen; daheim finde ich dafür kaum Gehör.«

»Nein«, sagte sie ruhig dawider. »Ich verstehe nicht alles, was Ihr sagt; aber es ist schön, Euch zuzuhören. Wir wissen hier nicht viel davon, aber der Pfarrer betet ja in der Kirche immer für den deutschen Kaiser. Nur — der Kaiser ist weit, und darum klingt das Wort vom Reich fast wie ein Märchen. Nur einmal, da habe ich es erlebt, damals als die Fremden in unser Dorf kamen, deren Sprache wir nicht verstanden und von denen einer meinen Mann erschossen hat. Da lernte ich das Fremde kennen, spürte, daß da etwas ist, was anders ist, nicht deutsch.«

»Viele sagen«, fuhr Palm fort, »ob deutsche oder fremde Sprache, das sei gleich, die Menschen seien alle Brüder, und was sie trenne, das sei nur das Vorurteil oder die Willkür der Fürsten, ihre Habsucht und ihre Freude an Krieg und Händeln.«

»Hat nicht auch unser Herr und Heiland so gesagt?« warf die Frau ein. »Ist die Verwirrung nicht über uns wie beim Turmbau zu Babylon, weil wir der Erbsünde überantwortet sind? Was hat mein Mann getan, daß er erschossen werden mußte — ohne Haß, nur weil einer die Sprache des anderen nicht verstand?«

»Vor Gott sind alle Menschen gleich«, sagte Palm, »und es soll sich keiner dessen überheben, wie es manche tun, die sich auserwählt dünken vor dem Herrn. Weil sie das in eigensinnigem Trotze taten und nicht hören wollten die Worte Christi von der großen Gotteskindschaft aller Menschen, deshalb wird das Volk Israel herumgestoßen in der Welt und muß immer Drangsal erleiden. Sie sind nicht klug, die da glauben, mit leeren Gesetzen das zu ändern. Solange dieses Volk nicht zurückkehrt in die große Gemeinschaft aller Völker, wird es nicht Ruhe haben vor dem Haß der Welt. Aber auch jene deutschen Propheten möchten sich nicht überheben, die im Hochmut die Demut vergessen vor dem Allerhöchsten, der mit anderen Maßen mißt als wir kleinen Menschen hier auf Erden. Daß jedoch

Völker geschieden sind durch Sprache und Sitte, wie ich es auf meinen Reisen erfuhr, das ist, so glaube ich, Gottes Wille ebenso, wie er die Tiere schied und die Blumen auf den Feldern, die Bäume des Waldes und die Täler von den Bergen. Im mannigfaltigen Spiel der Farben und Formen, in der Vielfalt seines Reichtums an Gestalten zeigt sich die Schöpferkraft des lebendigen Gottes. Und was der Schöpfer schuf, das sollen wir lieben.«

»Die großen Herren in den Städten«, erwiderte die Frau, »und die allerdurchlauchtigsten Fürsten — glaubt Ihr, daß sie von Gottes Gnaden in ihr Amt gesetzt sind, über das Volk zu herrschen? Ist auch das ein heiliges Gebot der Ordnung Gottes, daß sie uns Zölle und Akzisen abverlangen, den Zehnten und unsere Männer in die Soldatenmontur zwingen?«

Palm verzagte einen Augenblick bei dieser Frage einer Frau, die alle Ohnmacht des Volkes vor den Gewalten der Zeit erlebt hatte. »Wir dürfen nicht zweifeln an Gottes Gerechtigkeit«, sagte er dann; »es ist Mode geworden, die Gerechtigkeit Gottes anzuzweifeln. Wenn irgendwo im fernen Lissabon ein Erdbeben Hunderte von Menschen tötet, wenn das Wetter wie in diesem Jahre die Ernte verdirbt, wenn Unschuldige leiden müssen, immer dann erhebt sich Klage und Zweifel wider Gott und seine Gerechtigkeit. Aber das ist unsere Schwachheit; nicht wir setzen das Maß der Dinge, sondern der Gott im Himmel ganz allein. Gewiß sind die Fürsten durch die Gnade Gottes in ihr Amt gesetzt worden, aber ob sie sich dieser Gnade würdig erweisen, ob sie erkennen, was sie schuldig sind, um dieser Gnade gewogen zu bleiben, das ist die Frage. Ein Fürst, der sein Erbteil verludert, sein Volk verschachert, seine Pflicht verkennt, ist der Gnade Gottes nicht würdig. Es gibt wilde Burschen, die unsere Fürsten ganz abschaffen wollen. Sie schwärmen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und haben doch erleben müssen, daß auch der Mann aus dem Volke ein Blut-

säufer sein kann, wie das in Paris vor aller Augen lag, als Tausende und Abertausende gemordet wurden. Vor Gott sind Namen leerer Schall. Wer demütig ist als Fürst und pflichtgetreu, dem müssen wir gehorchen, dem sind wir untertan.«

»Noch nie habe ich so sprechen gehört«, sagte die Frau.

»Das ist ja die Not der Zeit«, fuhr Palm fort; »leichtfertig leben sie in den Tag hinein und lachen und spotten, wenn einer sich Gedanken macht. Weiß ich denn, ob alles richtig ist, was ich denke? Weiß ich denn, ob nicht auch ich ein Irrender bin — und niemand sagt es mir? Ich nur allein kann mir immer wieder selber die Antwort geben, weil ich nicht anders kann. Aber es ist schwer. Wer fühlt schon, daß wir in einer Notzeit leben? Wenn man denen glauben darf, die heute das große Wort führen, dann leben wir jetzt in herrlichen Zeiten, weil wir überall anfangen, das Volk lesen und schreiben zu lehren, weil wir dabei sind, mit einem Ballon das Fliegen zu lernen, weil wir darauf gekommen sind, daß wir durch die Pockenimpfung bald die Blattern nicht mehr zu fürchten haben und weil die Pest schier ganz vergessen ist. Da ist es doppelt schwer, mit kritischen Gedanken allein zu sein.«

Die Frau hob ihre Stimme ein wenig und sagte: »Es ist schön zu hören, wie Ihr sprecht. Ihr habt eine Art zu belehren, die es mir leicht macht, solche fernen Dinge zu begreifen, von denen ich noch nie hörte.«

Palm krampfte die Hände zusammen und dachte: »Herr, vergib mir, wenn ich Mißbrauch treibe mit Deinen Gleichnissen, aber ich muß an den Evangelisten denken, der von Maria und Martha erzählt.«

»Ihr müßtet Maria heißen«, sagte er aus schwerem Grübeln mühsam die Worte formend, »Ihr nehmt die Worte auf, daß sie lebendig werden, Ihr hört mir zu, ohne zu lächeln. Selbst tief in Euren Augen spürte ich weder Spott noch Vorbehalt.«

»Ich heiße Maria.«

Da griff er über den Tisch nach ihren Händen, und sie ließ es ruhig und ohne Zieren geschehen, als müsse alles so sein. Auch senkte sie nicht den Kopf, sondern blickte ihn weiter mit ihren großen klaren Augen an.

»Ihr habt eben von der Harfe gesprochen«, sagte sie; »aber das Gleichnis fand keinen lösenden Schluß. Nicht jedem kann man zuhören, nicht jeden mag man fragen.«

»Nein«, sagte Palm, »wenn es auch dunkel um uns ist, wir dürfen nicht lügen in solchen Dingen. Man darf überhaupt nicht lügen, das ist wie Gift. Es klingt auch jetzt kein voller Ton, aber es klingen Töne, nach denen ich immer Sehnsucht hatte, ohne daß ich's recht wußte. Es ist ein Ton, der mir meinen Weg leichter macht. Es ist fast, als hätte sich eine neue Welt für mich aufgetan. Dieser Abend dürfte nie enden.«

Da war es, als zuckte ein Schmerz über ihr Gesicht. Sie senkten die Augen, und Palm spürte den Druck ihrer Hände.

»Es ist leichter fortzufahren«, sagte sie, »als im Hause zu bleiben.« Und heftiger: »Auch ich habe meine Not, auch meine Harfe ist verstummt seit vielen Jahren. Jetzt weiß ich, daß ich noch nicht tot bin; und wenn das Gesicht des Toten wieder hinter dem Fenster steht, dann werde ich die Kraft haben, ihm nicht zu folgen.«

Und wieder leise: »Ich bitte dich, komm wieder.«

Palm löste sich behutsam von ihren Händen, stand auf und trat ans Fenster. Seelenbang sandte er wieder eine Frage hinauf zu seinem Gott. War Sünde, was hier geschah? Brachte es ihre und seine Seele in die höllische Verdammnis, wenn er sich weiter der Befreiung hingab, die er hier zum ersten Male erlebte? Nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, dem Professor in den ›Goldenen Hahn‹ zu folgen und das sechste Gebot zu brechen. Er war zu fromm dazu, zu schwer. Aber dies? Konnte dies in das sechste Gebot gezwungen werden? — Die Nacht hörte nur den schweren Atem zweier Menschen.

Das Land schlief. Sie aber wachte bei ihm. Es gingen die Stunden dahin, wie sie mit metallenen Schlägen die Glocke des Dorfkirchleins abzählte. Palm saß an ihrer Seite, und sein Leben und all seine Sehnsucht nach einem neuen Deutschland breitete er vor ihr aus. Sie hörte zu. Mit großen klaren Augen hing sie an seinen Lippen, fragte zuweilen, machte einen Einwand, zeigte immer wieder, daß sie in seiner Welt sich einzurichten wußte. Lange blieb die gewohnte Müdigkeit aus, seine Stimme wurde frischer und fester, je länger er sprach.

Seltsam war diese Nacht und doch durchbebt von einer neuen Seligkeit. Beglückt erfuhren beide, daß auch die Einsamkeit ihre Stunden hat, darin sie stirbt. Das Wort war wie ein Strom, der nächtlich im Meer des allertiefsten Fühlens aufging. Sie wachte mit ihm, Maria, die Frau in einer Dorfschenke an der Landstraße nach Nürnberg. Die Mitternacht verrann. Die Stunden, bis aus bleigrauem Morgen die ersten Hähne krähten, waren erfüllt von Freiheit.

Am Ende sagte Palm, daß er wiederkommen wolle, und da bat sie ihn, nur kurze Zeit möchte sie ihren Kopf an seine Brust legen, um die große Ruhe zu erleben, die das Glück dieser Nacht ihnen beiden beschert habe. So sanken sie bei steigendem Morgengrauen in einen halben Dämmerschlaf, bis die Morgenkühle sie weckte.

Da stand die Frau auf, legte Feuer in den Herd und brachte Wasser zum Kochen. Sie braute bitterschwarzen Kaffee, gab schweren gelben Rahm hinzu, stellte auch Brot und Butter auf den Tisch und lud ihn dann zum Frühstück. Bald darauf polterte der Postillion in die Tür, meldete sich zur Abfahrt bereit und trieb zur Eile, damit die versäumte Zeit wieder eingeholt würde. So verlief sich das Glück der Nacht in die Geschäftigkeit des Alltags. Nur ein kleiner Zwischenfall geschah noch. Balthasar, der sich gleich nach dem Postillion eingestellt hatte, verließ, nachdem er Palm gewahr geworden, mit einem Aufschrei

wieder den Schankraum; mit seinen heißen Augen mochte er die Blässe beider wohl bemerkt haben. Aber die Frau schüttelte nur den Kopf, und Palm achtete weniger als am Abend darauf.

Mit wenigen Worten verabschiedete er sich im Beisein des Postillions, der sich noch ein großes Glas Milch hatte geben lassen. Sie sprachen beide nicht viel. Das blieb der Gewinn dieser Nacht, weil es keiner Worte mehr bedurfte. Aber als Palm den Schankraum verließ, standen Tränen in den Augen der Frau, und Palm spürte einen stechenden Schmerz im Halse.

»Auf ein Wiedersehen«, sagte er, und es war keine Formel, sondern ein Gelöbnis. Bald darauf trappelten die Pferde schnaubend und nickend die Landstraße nach Nürnberg zu. Palm saß im Wagen, und sein Gesicht war fest und klar.

VI

Preußen bleibt neutral

Palm lebte in einer Schwellenzeit. Das alte Ordnungsgefüge löste sich seit Jahrzehnten zunehmend auf. Der Ordnungsbegriff der zu Ende gehenden Zeit hatte im römischen Kaisertum sein sichtbares Symbol gefunden. Es lebten in diesem Reich Menschen, die man im Laufe der Jahrhunderte Deutsche zu nennen sich gewöhnte. Aber das Reich war im Bewußtsein der Zeit etwas anderes gewesen. Alles, was an Herrscherwillen, Rechtsfindung und heiliger Gläubigkeit im Abendlande gewachsen war, fand sich im Namen Rom vereint, weltliche Ordnung, religiöser Gehalt. Denn niemals darf vergessen werden: die Heiltümer dieses Reiches waren nicht nur Krone, Zepter, Reichsapfel und Schwert, sondern auch Reliquiare und Monstranzen, christliche Glaubenssymbole, zu deren Schutz das Reich entstand. Karl der Große, der erste Kaiser des nachrömischen Abendlandes, hatte ein christliches Reich gewollt, und bei seiner Gestaltung war es nicht immer sanft zugegangen. Dieses erste Reich war kein nationales Reich gewesen, denn Italiener hatten dazu gehört, Franzosen, Flamen, Wallonen, Niederländer, auch Spanier und Kroaten, Tschechen und andere Völker — deutsch wurde dieses Reich erst, weil es Deutsche waren, die sein Gesicht prägten. Es war das Reich einer großen Idee, und in ihm erst gelangte das Volk zum Bewußtsein seiner selbst.

Durch Luther hatte die Idee dieses Reiches den ersten schweren Stoß erlitten; die Einheit des Glaubens war dahin; aber in Luthers Bibelsprache begann sich das Bewußtsein volklicher Wesenheit das Wort zu prägen. Durch Friedrich den Großen wurde die politische Kaisermacht erschüttert; aber aus ihm erwuchs dem deutschen Bewußtsein ein erster nationaler Held. Auch Goethe war fritzisch gesinnt und erklärte, daß eine Heldengestalt wie die des großen Preußenkönigs die Vorbedingung für das Entstehen einer Nationalliteratur gewesen sei. Das weltliche Ordnungsprinzip dieses Reiches mit seinem fürstlichen Gottesgnadentum zerfiel schließlich im Volksbewußtsein durch den geistigen Angriff der Aufklärung und den Lärm aus Paris, der »Französische Revolution« genannt wurde. Und es war höchste Zeit, weil die alte Ordnung zur lebensfremden Formel erstarrt war.

Die Deutschen waren in Kleinstaaten zersplittert, vielfach, besonders in den geistlichen Fürstentümern und in Bayern, noch des Lesens unkundig, aber auch in einem aufgeklärten Staate wie Preußen noch immer einem starren Standesdünkel unterworfen. So war es kein Wunder, daß just um diese Zeit, als Palm das Ende des Reiches erlebte, der Philosoph Fichte den Deutschen Schlimmes prophezeite. In seinen patriotischen Dialogen aus dem Jahre 1806 sagte er:

»Übernimmt nicht der Deutsche durch Wissenschaft die Regierung der Welt, so werden zum Beschluß von allerhand Plackereien außereuropäische Nationen, die nordamerikanischen Stämme, sie übernehmen, und mit dem dermaligen Wesen ein Ende machen, aber Ihr (zu seinem spießbürgerlichen Gesprächspartner) werdet bis dahin unter jeder Veränderung in sicherer Ehre und Wohlstand blühen, denn die Torheit ist allenthalben beliebt, und wenn die Deutschen sie nicht abschütteln, so schüttelt sicher keine andere europäische Nation sie ab, und Europa wird zu einer einzigen kontinentalen Torheit und Unwissenheit.«

Fichte war in vielem ganz Aufklärer, erhoffte sich mit Pestalozzi und vielen Geistern seiner Zeit von einer allgemeinen Bildung des Volkes ein goldenes Zeitalter und würde sich wahrscheinlich wundern, wenn er erführe, daß die allgemeine Bildung von heute den Menschen um keinen Deut gebessert hat.

Aber im Jahre 1805 war ein Zusammenbruch überfällig. Die Französische Revolution hatte — jenseits aller Aufklärung — das Nationalbewußtsein zu einem hellen Feuerbrand entfacht. Der deutsche Zustand erschien dagegen kläglich. Der Staat Friedrichs des Großen hatte in dem Nachfolger und Neffen Friedrich Wilhelm II. nur einen unzulänglichen Erben gefunden. Dessen Minister Wöllner errichtete einen protestantischen Klerikalismus, der fast schlimmer war als der papistische. Die Mätressenwirtschaft am preußischen Hofe — die Rietz und spätere Gräfin Lichtenau blieb nicht die einzige Favoritin des Monarchen — war wenig gelinder als in Hessen, dessen Landgraf nicht nur seine Landeskinder nach England verkaufte, sondern zugleich eine so große Zahl von Kindern zeugte, daß es nicht genug Offiziersstellen gab, um alle seine unehelichen Söhne damit zu versorgen. Auch der Kurfürst Karl Theodor von Pfalz-Bayern wußte zu leben, zu sumpfen und die reformeifrigen Männer, die sich um den Illuminatenorden sammelten, aus dem Lande zu jagen.

Kaum besser standen die Dinge im Kurfürstentum Württemberg, dessen Friedrich als einigermaßen weise galt, oder in der Markgrafschaft Baden, wo der preußisch-aufgeklärte Karl Friedrich regierte.

Am Rheine endlich, in den Erzbistümern Trier und Köln etwa, waren die Zustände schlechthin analphabetisch, und es ist nicht zu verwundern, daß der bekannteste deutsche Mann aus dem rheinischen Bezirk, Karl Georg Forster, zunächst ein glühender Bewunderer der Französischen Revolution wurde und eifrig für eine cisrhenanische Republik warb.

In Österreich schließlich waren die Reformversuche des Kaisers Joseph II. gescheitert; sein Nachfolger Leopold starb bald — an sexuellen Aufputschmitteln, wie Zeitgenossen flüsterten —, und Franz II. war nicht eben eine bemerkenswerte Erscheinung. Als sich Napoleon im Jahre 1804 die Kaiserkrone aufs Haupt setzte mit dem Anspruch, das fränkische Kaisertum zu erneuern, da wußte dieser habsburger Sproß als eigentlich legitimer Träger der Krone Karls des Großen nichts Besseres zu tun, als den abendländischen Kaisermythus dadurch endgültig zu entwerten, daß er ein neues habsburgisch-österreichisches Kaisertum schuf. Das Reich — was war noch geblieben von dieser von Geschichte gesättigten Idee? Ein Haufen eigensüchtiger Fürsten, ein verschlafenes Reichskammergericht zu Wetzlar, ein würdeloser Reichstag in Regensburg und — ein Volk, das sich selber noch kaum kannte.

Das aber geschah zu derselben Zeit: Klopstock dichtete im Norden seinen Messias und entdeckte für die Deutschen den germanischen Mythus neu. Lessing befreite die deutsche Literatur von den französischen Fesseln und schuf die erste deutsche Komödie mit seiner Minna von Barnhelm, die wiederum ohne Friedrich den Großen nicht hätte geschrieben werden können. In Königsberg wandte sich Hamann gegen die flache Aufklärung und lenkte den Blick der führenden Geister auf die tieferen Wurzelgründe menschlichen Seins. Herder, der zweite große Ostdeutsche, entdeckte die Poesie als Muttersprache der Völker und spürte geistig als einer der ersten jener neuen Wesenheit nach, die Volk genannt wurde. Der Ausdruck Volk, bis dahin nur in jenem herabsetzend-väterlichen Sinne gebraucht, mit dem ein Fürst von seinem Volk oder seinen Völkern allergnädigst zu sprechen geruhte, gewann einen neuen Sinn. Und es war schließlich die Zeit, in der Goethe den Gipfel seines Schaffens erklommen, da Kant und Schiller starben und Hölderlins Stern aufging.

Und nicht zuletzt war es die Zeit der großen deutschen Musiker. Mozarts Genie war schon verbrannt, aber es lebte Haydn, der vor Jahren dem Kaiser Franz ein Quartett gewidmet, aus dessen Melodie später einmal die Hymne der Deutschen werden sollte. Und es lebte Beethoven, der — begeisterter Anhänger des Konsuls Bonaparte — das Widmungsblatt seiner Eroica zerriß, als Napoleon sich im Jahre 1804 die Kaiserkrone aufs Haupt setzte.

Im Sommer des Jahres 1805 begannen sich die Ereignisse einer ersten schweren Katastrophe zuzuneigen. England, in verbissenem Kampfe um seine überseeische Weltherrschaft, gedemütigt durch den Verlust der nordamerikanischen Kolonien, suchte Bundesgenossen gegen seinen Hauptfeind Frankreich. Im Sprachgebrauch Englands war Napoleon das Ungeheuer, der verbrecherische Usurpator seiner Zeit, weil er es wagte, den englischen Weltherrschaftsplänen entgegenzutreten und eine neue europäische Ordnung zu errichten, indem er das Reich Karls des Großen auf seine Weise zu erneuern sich anschickte. England suchte Bundesgenossen auf dem Kontinent. Und Napoleon täuschte diese Bundesgenossen, indem er seine Hauptstreitmacht geräuschvoll am englischen Kanal versammelte und England laut mit einer Landung bedrohte.

So hielt auch Rußland seine Stunde für gekommen. Zar Alexander vertrat den ewigen Drang seines Landes an die Meere und mußte sich deshalb durch Napoleons Ägyptenzug bedroht fühlen. Er begriff sich aber auch als zweiten legitimen Erben Roms, in seinem Falle des byzantinisch-oströmischen Reiches, dessen Erbe die russischen Zaren einmal vor vielen hundert Jahren angetreten hatten. Nur zwei Kaiser durfte es also geben, den Kaiser Ostroms, dessen Tradition die russischen Zaren mit dem Patriarchat über die orthodoxe christliche Kirche in sich vereinigten, und den Kaiser Westroms, dessen Krone jetzt die Habsburger trugen und deren Heiltümer

durch Jahrhunderte hindurch in Nürnberg gehütet blieben. So verbündeten sich also die beiden legitimen Kaiser des Abendlandes gegen den, der sich die dritte unrechtmäßige Krone angemaßt hatte, gegen Napoleon — und England war in jedem Falle der Gewinner. 1805 siegte der britische Admiral Nelson bei Trafalgar über die französisch-spanische Flotte und errichtete durch seinen Heldentod die englische Seeherrschaft für über hundert Jahre.

Nur Preußen, dem Napoleon eine vierte Kaiserkrone angeboten hatte, blieb abseits. Friedrich Wilhelm III., der zuchtvoller war als sein an Herzwassersucht gestorbener Vater, mochte empfunden haben, was ein solches Kaisertum wert sei. Er verharrte in banger Neutralität. Weder der laute Trumpf des russischen Gesandten Novosilzoff noch das leise Schmollen seiner Gemahlin Luise vermochte ihn zum kriegerischen Eingreifen zu bewegen; Preußen war in diesen Jahren der am wenigsten kriegerische Großstaat des Kontinents. Seit dem Baseler Frieden von 1795, in dem Friedrich Wilhelm II. um polnischer Erwerbungen willen als erster deutscher Fürst das linke Rheinufer an Frankreich verraten hatte, lebte der preußisch geführte Norden in einiger Ruhe.

Palm hatte also richtiger empfunden als sein weltkundiger Professor Yelin in Ansbach. Schon Mitte Juli erschienen im Nürnberger Kriegscourier die ersten Rekrutierungsmeldungen aus Wien. Erst waren es einzelne Berichte, die in die Nachrichten eingeschoben waren, aber schon gegen Ende Juli geriet Palm in einen Zustand erregter Sorge. Immer neue Meldungen trafen ein. In Tirol, hieß es, seien 150 Feldbäcker eingezogen, in Salzburg ziehe sich ein Fuhrpark für 12 Divisionen zusammen, aus Linz meldete der Korrespondent, die Hoffnung auf Frieden sei endgültig geschwunden.

Aus Paris kamen jedoch immer nur Meldungen über verstärkte Landungsvorbereitungen bei Boulogne und ein Dementi,

wonach Frankreich nicht die Absicht habe, sich auch noch Etrurien und Neapel einzuverleiben, wie es das kurz vorher mit der Lombardei getan hatte. Napoleon selber dementierte außerdem, daß seine Familie mit dem Geschlecht der Balthes auch nur das Geringste zu tun habe. Es hieß: »Als Soldat, Magistrat und Souverän verdankt er alles seinem Degen und der Liebe des Volkes.«

Das war ein Rückzug, weil in dieser Abstammung ein weitgehender Herrschaftsanspruch begründet lag, den Napoleon jetzt angesichts der drohenden Rüstungen seiner Gegner zurücknahm. Es kam eine weitere beruhigende Meldung, daß der antichristliche Revolutionskalender in Frankreich wieder abgeschafft werden solle, jener Kalender, durch den die Jakobiner einst die christliche Zeitrechnung hatten ablösen wollen und der in abgewandelter Form später auch zum Vorbild einer neugermanischen Zeitrechnung wurde. Aber der Lauf der Dinge war dadurch nicht mehr aufzuhalten; auch nicht durch jene Erklärung, die am 30. Juli aus Berlin kam und lautete: Preußen bleibt neutral!

VII

Vom ewigen Frieden

Unruhige Zeit des Bangens und der jagenden Gerüchte — es brauchte keinen zu wundern, daß im Hause Palms keine Stille einkehren wollte. Nur der Junge, der Georg, war verträumt und schusselig wie je.

»Hei, Kerle, laß die Fledermäuse fliegen«, pflegte mit gutmütigem Spott der Buchverkäufer und Lagerist Dörfler zu dem Lehrjungen zu sagen, wenn er wieder einmal unversehens über dem Bücherballenschnüren an das Deckengewölbe starrte. »Möchte nur wissen, ob du diesmal eine gefangen hast«, fuhr Dörfler heute fort, und sein rundes Pfannkuchengesicht strahlte dabei.

»Ich fange keine Fledermäuse, ich dichte«, sagte der Junge ernsthaft, »und es ist dumm, daß Sie mich auslachen, denn meine Schwester und ihre Freundin, die Lenore, hören mir immer artig zu, wenn ich vorlese, und gestern haben sie mir zum Beschluß feierlich einen Eichenkranz auf's Haupt gesetzt.«

»Potztausend!« rief Dörfler; »haben sie dir auch einen Kuß auf die Stirn gehaucht? Wer hat denn außer diesen beiden deine erhabenen Gedichte gelesen?«

»Niemand«, erwiderte Georg, »aber das macht nichts. Jeder Dichter muß damit rechnen, daß man ihn nicht sogleich erkennt. Weshalb soll das bei mir anders sein?«

»Nun, so bring mir deine Herzensergüsse doch auch einmal

mit«, lachte Dörfler gutmütig; »vielleicht kann der Prinzipal sie nachher drucken.«

»Das dachte ich auch schon«, rief der Junge begeistert, erschrak aber dann sehr, als die Stimme Palms vom Nebenraum zu hören war. Nicht schnell genug konnte er die unterbrochene Hantierung wieder aufnehmen, als Palm auch schon in Begleitung des Herrn Campe den Raum betrat. Als Prinzipal war Palm durchaus Patriarch. Er konnte sehr väterlich sein, und eine stille Verehrung seiner Leute war ihm deshalb gewiß; aber Bummeln und Saumseligkeit duldete er nicht.

»Georg«, herrschte er den Lehrjungen an, »wie oft soll ich's Ihm sagen, daß Er nicht Maulaffen feilhalten und schwatzen soll. Die Pakete nach München, Augsburg und Ulm müssen sogleich noch zur Post. Es ist nicht geheuer dort unten, überall redet man von Krieg, und wenn wir uns nicht eilen, kommen die Pakete nicht mehr an, bevor der Spektakel losgeht. Wer bezahlt mich dann für den entgangenen Verkauf, Er vielleicht?«

»Ich bitte um Verzeihung, Herr Prinzipal«, sagte Georg mit hochrotem Kopfe und ging sogleich mit linkischem Eifer an sein Geschäft, während Dörfler grinsend daneben stand.

»Helfen Sie ihm, Dörfler«, fuhr Palm fort, »es ist wirklich dringend, und vergeßt mir das Paket an Stage in Augsburg nicht.«

Damit wandte er sich wieder Campe zu, der mit kühler Miene, die Fältchen in den Augenwinkeln leicht verkniffen, zuhörte. Campe hatte bald nach jener Fahrt ins Boxdorfer Wäldchen die Bekanntschaft Palms gesucht, weil er annahm, daß er mit ihm im Haß auf Napoleon einig sei. Es war zu einigen vorsichtigen Gesprächen gekommen, bis Palm den Buchhändler aus dem Norden Deutschlands zu einem Besuch in sein Haus eingeladen hatte.

Der Sommer stand schon hoch im August, und nicht nur von österreichischen Truppenmärschen war immer häufiger die Re-

de, sondern von russischen Armeen, die durch Galizien und Mähren marschierend in einer Stärke von über hunderttausend Mann offensichtlich in Eilmärschen zur Donau vorrückten. Aus französischen Landen hingegen war noch immer keine Meldung gekommen, ob Napoleon seine Truppen von Boulogne abzöge. Nur aus Regensburg klang eine erste harte Drohung des Korsen nach Nürnberg hinein. Napoleon hatte Mitte August durch seinen Geschäftsträger beim Reichstag in Regensburg, Herrn Bacher, den Wiener Hof um Auskünfte über den Zweck der Truppenbewegungen ersucht und erklären lassen, daß er gezwungen sei, das Lager bei Boulogne abzubrechen, wenn darüber nicht bald eine bündige Erklärung einlaufe. Die österreichische Antwort war nicht sehr überzeugend gewesen. Napoleon erschien durchaus als der durch englisches Ränkespiel neuerdings zum Kriege Gezwungene.

So war es verständlich, wenn sich Palm um die Ankunft der Pakete sorgte, die in Gebiete gingen, die wahrscheinlich in Kürze von gewaltigen Truppenmärschen heimgesucht werden würden.

Palm und Campe gingen hinauf in den ersten Stock, wo die Hausfrau den Gast mit freundlichem Lächeln begrüßte und sichtlich bemüht war, Campen den Aufenthalt in ihrem Hause angenehm zu machen. Von Schwager Keßler war ihr Campe als ein besonnener Mann geschildert worden, der bereitwillig seine Pläne in Richtung auf den Anschluß Nürnbergs an Bayern unterstütze, und zugleich hatte er die Hoffnung ausgesprochen, dieser Mann werde auch den Hitzkopf Palms zu kühlen und seinen Drang nach gefährlichen politischen Abenteuern zu dämpfen wissen. Gerade deshalb, weil auch er den Kaiser Napoleon nicht möge, hatte Keßler bedeutsam hinzugefügt.

Sie aßen gemeinsam Rauchfleisch und Knödel; die Kinder blieben diesmal von der Tafel verbannt, weil sie dem fremden Gast zu unruhig hätten sein können, und für das Gesinde ward

heute in der Küche aufgetragen. Auch das war sonst nicht Brauch im Bürgerhause Palms.

Alles ging einfach zu, und die Hausfrau, die sich für diesen Tag mit einigem Familienschmuck herausgeputzt, unterließ es nicht, ihre ängstliche Wesensart durch sorgenvolles Hinweisen auf die beträchtliche Teuerung zu zeigen, damit zugleich die Kargheit des Mahles entschuldigend. Danach brachte man das Gespräch auf das grausige Erdbeben bei Neapel und den Ausbruch des Vesuvs, der in jenen Tagen viele Menschen in Furcht versetzte.

»Mein Ehegemahl glaubt an einen gütigen Gott«, sagte die Frau; »er meint, man dürfe sich nicht ängstigen im Angesichte solcher Katastrophen. Aberglauben nennt er es, in diesen Vorfällen Warnungen Gottes und seine strafende Hand zu sehen. Aber wenn man das Wetter dieses Jahres ansieht und dieses Unglück in Neapel — könnte es nicht doch ein Fingerzeig Gottes sein, umzukehren und innezuhalten mit Haß und Krieg?«

Campe hörte mit kühlen Augen zu und sprach knapp und gemessen. »Ich möchte denken, daß es schon immer einmal böses Wetter gab, die alten Chroniken wissen genug darüber zu berichten, und denken Sie an die Pest. Wer spricht heute noch von der Pest, die auch einmal als Warnung Gottes galt?«

»Gott ist ein langmütiger Gott, und er warnt immer wieder«, sagte Anna Palm und hatte dabei rote Flecken im bleichen Gesicht; »schaut nur um Euch, die Menschen stürzen Gott, errichten heidnische Götzenbäume und tanzen darum, wie einstens Aron um das goldene Kalb. Welche Frivolitäten muß man täglich hören! Weil sie an keinen Gott mehr glauben, verfallen sie dem Götzen des Spiels. Da hörte ich kürzlich, daß in England ein sogenannter Nabob, der in Ostindien ein Vermögen erraffte, beim Pharaospiel in einer einzigen Nacht 200 000 Pfund in englischen Münzen verspielte. Und als man ihn frag-

te, wie er dergleichen Sünde begehen könne, er müsse doch von Sinnen sein, da antwortete er verstockt, er müsse eben noch einmal sieben Jahre nach Ostindien gehen, dann habe er alles wieder beisammen. Ist solche Sittenverderbnis, wie wir sie heute an allen Orten finden, nicht ein Zeichen des Untergangs, Sodom und Gomorra, auf das Gott Pech und Schwefel niederregnen läßt?«

»Der Vesuv reicht nicht bis England«, sagte Campe trocken; ihm schien dieses Lamento recht peinlich zu werden.

Palm sprang jedoch seiner Gattin bei und warf dazwischen: »Man sollte diese Dinge nicht gar zu leicht nehmen; meine Frau hat mich fälschlich angeklagt, wenn sie meinte, ich gäbe auf diese Zeichen nichts. Ich vertraue nur, daß wer das Rechte tut, sich darum nicht zu sorgen braucht. Auch Lot wurde gerettet, als der Herr über Sodom und Gomorra Gericht hielt.«

Campe kniff die Augen zusammen, und fast frostig erwiderte er: »Ich halte es mehr mit dem Verstand. Wir müssen sehen, wie wir dem Übel durch Bildung und Belehrung steuern, denn Übel gibt es gewiß, das mag schon seine Richtigkeit haben.«

»Am ärgsten sind die jungen Leute«, begann, von solchen Einwänden kaum betroffen, Anna Palm erneut; »jüngst erst mußte der Rat eine strenge Verordnung erlassen, daß es verboten sei, nächtens auf das Baugerüst am Sebalder Kirchturm zu klettern und dort Lärm zu machen. Welch ein Mangel an Ehrfurcht und Respekt, einen Kirchturm zum Schauplatz verwegener Kletterkünste zu machen. Wohin soll das nur noch führen?«

Da lächelte Palm und strich seiner Frau über den Arm. »Nun, nun«, meinte er begütigend, »das sind am Ende doch nur Lausbubenstreiche.«

Anna Palm sagte nichts mehr. Sie mochte fühlen, daß sie zu weit gegangen war, und beeilte sich, die Nachspeise aufzutragen. Es gab gezuckerte Johannisbeeren, rot und herb, und die

Frau versäumte nicht zu erwähnen, daß diese Früchte ein Mitgebrachtes seien, womit sie der Drucker Hessel bei seinen Besuchen auf seine eigene vierschrötig-galante Weise zu erfreuen pflegte.

Man aß sie mit Behagen und lobte die Künste der Hausfrau, bis schließlich Palm mit neu aufkommender Ungeduld seinen Gast in sein Arbeitszimmer bat, jenen schlichten Raum mit dem Schreibpulte, auf dem vor wenigen Wochen das Todesgedicht André Chéniers gelegen. Die Gedichte waren nicht erschienen. Palm war sich eines Erfolges nicht ganz sicher gewesen und mochte sie deshalb wohl um so lieber dem häuslichen Frieden geopfert haben. Es hatte in dieser Sache jener Teil seines Wesens gewonnen, der sich nach bürgerlich-häuslichem Behagen sehnte, und so lagen die mit fahriger Hand geschriebenen Gedichte noch in einem Fache seiner Bücherregale. Die Handschrift des Pfarrers Yelin war flüchtig und hatte spitze Haken.

Hier in diesem Raume aber wandelte sich Palm, der bisher ruhig und verbindlich gewesen. »Was meinen Sie«, rief er, »gibt es Krieg?«

»Leider muß man das fürchten«, sagte Campe. »In München soll der Hof schon auf gepackten Reisekoffern sitzen, weil man den ersten Stoß der Österreicher ins Bayerische hinein erwartet, und Bayern hat mit den Österreichern nichts im Sinne; schon gar nicht mehr, seit Montgelas sein Reformwerk begann. Denn eine Vorherrschaft Österreichs kann uns nur den alten Pfaffendreck wieder bringen.«

Palm sagte:

»Ein wenig habe ich gehofft auf diesen Krieg, daß er den Übermut Bonapartes dämpfen möchte, aber zugleich ist mir angst dabei, und Ihre Kaiserliche Majestät in Wien verstehen es nicht, das rechte Vertrauen in höchstdero Handlungsweise zu erwecken. Nicht ein Herrscherhaus in deutschen Landen,

dem man wirklich aufrichtig vertrauen könnte! Selbst der König von Preußen verliert durch seinen Wankelmut immer mehr Ansehen. Man müßte das Volk ansprechen, eine Brandfackel in diesen trüben Wirrwarr schleudern!«

Sie saßen auf Stühlen mit steifer Lehne, und beide rauchten eine Pfeife Tobak zu ihrem Gespräch. Und da die Dämmerung einfiel, stellte Palm eine Unschlittkerze auf das Schreibpult.

»Sie neigen in solchen Dingen zu einiger Verwegenheit, ich hörte es bereits«, sagte Campe gemessen und fuhr mit größerem Eifer fort, «ich bin Republikaner, weder Demokrat noch Jakobiner. Das Volk ansprechen? Gräßlich! Das Volk ist ein blutrünstiges Tier. Haben Sie einmal gesehen, mit welcher lüsternen Freude es bei den öffentlichen Hinrichtungen zuschaut, wie es immer bereit ist, sich am rohesten Schauspiel zu ergötzen? Und mit dem Kriege sollte niemand liebäugeln, denn im Kriege wird dieses rohe Tier entfesselt. Da hat es seine Lust, den roten Hahn auf die Dächer zu setzen, zu plündern und zu rauben, Weiber zu schänden und das ersparte Gut von Jahren in Tagen zu verprassen. Deshalb hasse ich ja den Napoleon so sehr. Was hatte sich nicht mancher von ihm versprochen, diesem Konsul eines neuen römisch-republikanischen Geistes: einen zuchtvollen Diener des Rechtes und des Gemeinwohls — und was tut er? Setzt sich wie ein eitler Fant eine Krone auf, buhlt um billigen Fürstenruhm, stellt sich den gottesbegnadeten Potentaten zum Gaukelspiel der Eitelkeit.«

»Ein Emporkömmling muß wohl so sein«, erwiderte Palm.

»Aber dieser Krieg«, rief Campe mit überraschendem Feuer, »was geht uns dieser Krieg an? Der Habsburger aus Wien führt seine Völker auf die Schlachtbank, um sich mit dem eitlen Fant aus Korsika zu streiten, wessen Kaiserkrone die blankere sei. Und der schöne Alexander aus dem Bärenland gibt seine Kosaken drein, auf daß es ein recht lustiges Gemetzel gebe!«

»Das mag alles richtig sein«, erwiderte Palm; »aber davon,

daß wir hier im Hinterstübchen sitzen und uns über die Schlechtigkeit der Welt aufregen, ändert sich nichts. Es muß doch endlich einmal etwas geschehen. Einer muß aufstehen und aussprechen, was manche im Lande schon leise denken — und vielleicht hören die Deutschen eher darauf, jetzt, wo der Krieg droht, wo Angst und Not vor den Türen stehen.«

Campe verzog seinen Mund zu einem dünnen Lächeln.

»Herr Palm«, sagte er, »was können wir kleinen Buchhändler ausrichten? Ich muß froh sein, wenn es mir endlich gelingt, meiner Kunsthandlung auf die Beine zu helfen. Bei Ihnen ist es kaum anders; die Klagen Ihres Ehegemahls bestätigen mir, daß es für Sie nicht gerade zum besten steht. Die Gulden sind rar, und unsereins muß lange warten, bis er einmal so viele davon beisammen hat, wie zum eigenen Wohlstand nötig sind. Auch liegt in unserem Stande noch vieles im argen, noch haben wir keinen Börsenverein, die Nachdrucker sind nicht ausgestorben, und die Schauerromanproduzenten bringen uns um allen Kredit beim gebildeten Publikum. Buchhändler bleib bei deinen Büchern, muß ich sagen.«

»Sind wir denn nur Buchhändler, sind wir nicht auch Deutsche?« fragte Palm.

»Das sind wir wohl, man nennt es so hier und da, und diese neue Idee gefällt mir so schlecht nicht. Die Nation mag allemal das Medium sein, durch das wir uns mit der Welt verbunden sehen. Aber wenn sich in dieser Nation nicht die sittlichen Prinzipien des natürlichen Rechtes vermöge unserer Vernunft verwirklichen, dann taugt diese Nation um keinen Kreuzer etwas.«

Jetzt sprach Palm, mit harten Gebärden seiner kräftigen Hände seine Worte unterstreichend:

»Gott hat die Menschen geschaffen in ihrer Unvollkommenheit, und Jesus ging zu den Zöllnern und aß und trank mit ihnen, obgleich sie Sünder waren; ist nicht auch dieses deutsche Volk aus dem Schoße des Schöpfers gewachsen mit all den

Fehlern, die den Kindern dieser Welt eignen? Ich glaube, wir versündigen uns, wenn wir schon auf dieser Welt das Paradies erwarten wollen.«

»Verzeihen Sie«, sagte Campe mitleidig, »Sie sollten einmal die Schrift lesen, die vor zehn Jahren der große Kant in Königsberg bei Nicolovius erscheinen ließ: ›Zum ewigen Frieden‹.«

Palm schüttelte den Kopf.

»Auch mein Rechtsbeistand«, sagte er, »der Herr von Holzschuher schwärmt von Kant; aber mir graust's vor diesem kalten Verstand, der das Leben in das Korsett der Logik und seiner gedachten Kategorien zwängen will. So leicht ist Gottes Leben nicht in Regeln zu fassen.«

»Kennen Sie die Schrift?«

»Ich hörte davon, aber ich mag sie nicht lesen, es ist mir so fern wie die Sterne am Himmel.«

»Dann ist es vermessen, zu urteilen.«

»Sie mögen lächeln, dennoch spüre ich: der Herr Professor aus dem fernen Königsberg mag immer richtig denken, so viel er will, er trifft das Leben Gottes, seine große, wilde Schöpfung, dennoch nicht.«

Campe rieb sich die Hände und wollte gerade zu einer neuen Entgegnung ansetzen, als das älteste Töchterchen Marianne hereinkam, ein lang aufgeschossenes Mädchen von etwa zehn Jahren, das aber in seinem Wesen mehr von der Palmschen Art des Zupackens geerbt haben mochte als der Johann Wolfgang, das zaghafte Muttersöhnchen.

»Der Herr Vater möge verzeihen«, sagte sie, »aber ich möchte doch wohl fragen, ob der Herr Campe dort selbiger ist, der das schöne Buch vom armen Robinson geschrieben?«

Palm, einen Anflug von Unwillen bändigend, fuhr dem Kind mit schwerer Hand durch das Haar und sagte: »Nein, aber Herr Campe ist ein Verwandter vom Dichter des Robinson. Aber biete dem Gast artig deinen Gruß. Herr Campe hat viele

schöne Kupfer in seinem Hause, vielleicht gehen wir einmal zu ihm, und wenn du lieb bist, darfst du sie dir ansehen.«

Das Mädchen, zierlich im langen Kleide, machte einen possierlich wirkenden tiefen Knicks und wartete, ob der Gast des Vaters Verheißungen bestätigen werde.

Auch Campe hatte sich ungern in dem Geschäft, den Friedenstraktat des großen Kant zu deuten und zu verfechten, stören lassen. Aber das Mädchen in seiner herzigen Anmut nahm auch ihn gefangen. Gern bestätigte er die Worte Palms und versprach sogar ein kleines Geschenk bei solchem Besuch. Unversehens kam so das Gespräch auf die Kinder, und Campe erfuhr, daß Palm für drei Unmündige zu sorgen habe. Er gratulierte dem Vater, daß seine Handlung einen Leibeserben habe, und ließ sich diese und jene kleine Vatersorge berichten. Noch geraume Zeit, nachdem Palm sein Töchterchen wieder hinausgeschickt hatte, kreiste das Gespräch der Männer um dieses Thema.

Palm war es, der als erster wieder zur Politik zurücklenkte, indem er erneut — und diesmal deutlicher — von seinem Plan sprach, eine Schrift erscheinen zu lassen. Das sei auch der Kinder wegen notwendig, die nicht in dieser deutschen Wirrnis groß werden sollten. Dabei mußte er unversehens feststellen, daß er selber so recht nicht wußte, was denn eigentlich in einer solchen Schrift stehen sollte. Durch die kühlen Einwände Campes sah er sich aufgefordert, sein Wollen tiefer zu durchdenken, und bald empfand er schon dies allein als einen Gewinn des Abends.

Campe wiederum hatte es verstanden, das Gespräch erneut auf Kant zu bringen.

»Die Natur kennt nur vernünftige Zwecke«, sagte er; »wie kann es da wider die göttliche Ordnung sein, die in den Menschen verschüttete Vernunft erneut ans Tageslicht zu ziehen und damit endlich jenes schöne Reich des Friedens und der

Völkerwohlfahrt zu errichten, von dem schon so viele im Unglück lebende Geschlechter geträumt? Auch Sie, Herr Palm, werden doch dieses Walten der Vernunft in der Natur nicht bezweifeln. Kant gibt treffende Beispiele dafür. So meint er, es zeige den vernünftigen Zweck der Natur, daß in den kalten Wüsten am Eismeer noch das Moos wächst, welches das Rentier unter dem Schnee hervorscharrt, um dann selber wieder die Nahrung oder das Angespann des Samojeden zu sein. In den salzigen Sandwüsten wieder finde noch das Kamel, welches zur Bereisung derselben gleichsam scheine geschaffen zu sein, sein Auskommen. Und kann es ein einleuchtenderes Beispiel für die Vernunft der Natur geben, wenn sie außer den bepelzten Tieren am Ufer des Eismeeres, außer den Robben, Walrossen und Walfischen, die den dortigen Anwohnern mit ihrem Fleische Nahrung bieten, auch durch das Treibholz für brennbares Gut sorgt? Niemand weiß, woher dieses Brennholz kommt, die Vernunft der Natur hat einen Weg gefunden, es dorthin zu senden, wo es gebraucht wird. — Nur der Krieg ist unvernünftig.«

Ruhig hatte Palm der Belehrung zugehört und war dabei mit seinen grauen Augen den Schatten gefolgt, die, vom flakkernden Licht der Unschlittkerze an die Wände geworfen, in wunderlichen Figuren tanzten.

»Ich möchte das Ende hören«, sagte er; »ich möchte wohl wissen, welchen Schluß der große Philosoph aus diesen Beobachtungen zieht. Das Treibholz allerdings, ich muß schon sagen, scheint mir kein gutes Beispiel abzugeben; denn auch ein Philosoph sollte wissen, woher dieses Treibholz kommt. Den Samojeden und den Bewohnern aller Küsten kommt Treibholz zumeist von Schiffen zu, die der Sturm hat bersten lassen, von Schiffen, deren brave Besatzung kläglich ertrank. Schon an diesem kleinen Teile scheint mir, daß es leere Gedanken sind, die der weise Philosoph aus Königsberg ohne Anschau-

ung der Wirklichkeit niedergeschrieben. Eine schöne Vernunft in der Natur, die den grausigen Tod der Schiffer braucht, um den Samojeden Brennholz zuzutreiben!«

Das war ein Einwand, dessen Campe sich nicht versehen hatte. Mit leichtem Ärger überging er ihn, denn jede vorgefaßte Meinung gewinnt auch den treffendsten Argumenten gegenüber ihre Selbstgewißheit wieder. Er sagte: »Ich habe das Buch nicht zur Hand und kann mich nicht erinnern, auf welche Weise Kant diesen Einwand widerlegt. Daß es ihm unschwer gelänge, daran aber zweifle ich nicht.«

»Wenn also die Vernunft das Prinzip der Natur ist«, fuhr er fort, »und die Menschen bei der halben Ausbildung ihres Geistes nicht von Anbeginn fähig waren, so klug zu sein wie die unbewußt naive Vernunft der Natur, dann muß es auch möglich sein, die Vernunft durch den ausgebildeten Geist des Menschen abermals zum Siege zu führen. Da wiederum aber der Krieg ein unvernünftiger Zustand ist und die Menschen bei vernünftiger Einrichtung ihrer Dinge ihr Glück friedlich erringen könnten, kommt alles nur darauf an, diese Vernunft zu stärken. Ferner kommt es darauf an, einen Entwurf zu machen, auf welche Weise das Leben der Menschen auf dieser Erdkugel durch vernünftige Gesetze geregelt werden könne. Zu diesem Ziele ist ein Vertrag nötig, den alle Staaten der Erde unter sich schließen und darin sie anerkennen, sich nach den postulierten Regeln der Vernunft hinfort in allen Staatsgeschäften richten zu wollen. Diesen Vertrag hat Kant entworfen und begründet, und uns obliegt es, die Einsicht zu verbreiten und zu helfen, daß die Vernunft wachse, damit dann am Ende die Menschheit vom Kriege erlöst werde und das ewige Friedensreich auf Erden anbreche.«

Jetzt lächelte Palm und ging sogar zu Campe hinüber, legte ihm seine breite Hand auf die Schulter und erwiderte mit großer Gelassenheit:

»Das ist ein schöner Traum, Herr Campe. Auch das gehört zum Menschenwesen, wie es Gott geschaffen hat, daß es sein Herz so gern an schöne Träume hängt. Immer dann, wenn das Kreuz, daß wir um der Sünde willen tragen müssen, zu schwer zu werden droht, immer dann, wenn die Not uns gar zu sehr ängstet, dann beginnen die Menschen zu träumen. Sie erinnern sich des Paradieses und meinen, nur ein kleines bißchen Witz und Aberwitz gehöre dazu, und schon sei die Hecke zum Paradies übersprungen. Der Professor Kant ist ein kluger Kopf, aber er hat keine Augen im Kopfe, er weiß nicht, was die lebendigen Geschöpfe Gottes sind. Er sieht sie nur für Schatten und Schemen an, die das Licht seiner ewigen Vernunftideen spiegeln. Aber das ist nicht wahr. Das Reich in dieser Welt ist nicht von Schatten und Schemen bevölkert, sondern von lebendigen Geschöpfen Gottes, die man lieben und sehen muß, wie Gott sie geschaffen hat. Und manche dieser unvernünftigen Geschöpfe, denen der gelehrte Professor Kant den rechten Gebrauch des Verstandes abspricht, haben weniger grausam geirrt als der, der sich anmaßt, das Leben auf Erden nach öden Gedankenschemen regeln und ordnen zu können. Das spukt doch auch in den Köpfen jener, die am Rhein die Freiheitsbäume errichteten. Vernunft! Vernunft! Ein Götze ist die Vernunft! Sie verführt zur Unduldsamkeit und zur Anmaßung, sie allen denen, die sie vorgeblich nicht besitzen, mit Gewalt in den Schädel zu hämmern. Die Vernunft macht Despoten und Tyrannen. Wer vermeint, die Regeln zu besitzen, die angeblich allein das wahre Rezept für das Heil der Welt aufbereiten können, wird nicht nur jeden einen Narren schimpfen, der anders denkt; er wird sich auch nicht scheuen, die unvernünftigen Schädel unter die Guillotine zu legen. Wir haben es doch schon erlebt!«

»Palm«, sagte Campe, der unsicher geworden war; »Sie führen da ein gewaltiges Wort; aber es will mir doch nicht in den

Kopf hinein, daß wir unseren Verstand nicht sollen brauchen dürfen und daß wir ihn nicht ausbilden könnten, eine Friedensordnung für die Welt zu finden.«

Palm wandte sich von dem Manne ab, der mit schmalen Lippen im Lichtkreis saß, und trat ans Fenster. Vom Hofe her vernahm man wieder die Geräusche der Ratten, aber sonst war die Nacht still. Am Himmel schimmerte zwischen dicken Wolken ein einziger Stern.

»Der Herr im Himmel gab uns den Verstand«, sagte Palm vom Fenster her, ohne sich Campe zuzuwenden. »Wir sollen ihn nutzen, wir sollen uns sorgen damit um das Wohl der Unsrigen, wir sollen uns diese Erde einrichten zu einem auskömmlichen Leben. Wir sollen ihn gebrauchen, um unsere Kinder recht und gottesfürchtig anzuleiten. Wir sollen auch begreifen, daß Gott die Völker aus seinem Schoße wachsen ließ, damit wir Brüder fänden, die uns verstehen und denen wir zuweilen sagen können, wo es uns schmerzt, Schwestern, an deren Brust wir den Kopf lehnen, wenn wir allein nicht mehr weiterkönnen. Wir sollen gewiß auch das Beste immer wieder versuchen, daß unserem Herd der Frieden gewahrt bleibe, in dem allein das Leben blühen und Früchte tragen kann. Aber der ewige Friede gehört Gott allein, und wer ihn für diese Erde glaubt, versündigt sich.«

»Nein«, rief Campe, »nein, das kann und darf nicht wahr sein; es ist ein Pfaffenmärchen, das ein rechter Vernunftgebrauch aus der Welt schaffen wird! Es müssen nur alle den Vertrag unterschreiben.«

Palm trat wieder vor den hartnäckigen Mann. »Sie denken gewiß edel«, sagte er, »aber so sagen Sie mir doch: wenn der Vertrag käme, würde er dann nicht alles alte Unrecht zu Recht machen, und müßte man nicht irgendwo in den lebendigen Fluß hinein einen Damm bauen, dorthin, wo die Willkür der Vernunft ihn gesetzt haben will? Oder glauben Sie, man könnte

alles alte Unrecht, all die Unvernunft, die seit der Austreibung aus dem Paradiese geschah, in einem ungeheuren Rechtshandel zurückspulen und sie ausrotten? Muß dann das alte Römische Reich wieder erstehen, oder war auch das schon ein Unrecht? Muß Sparta wieder aufblühen, Athen und Kreta, muß Babylon wieder werden? Und was gilt dann als die Heimat der Juden? Welch eine Wanderung, welch ein Kreuz und Quer, wieviel Leid würde ein solcher Prozeß mit sich bringen!«

»Man müßte vom gegenwärtigen Stand ausgehen und alles, was vorher geschah, für rechtens erklären, meint Kant, ob es auch dreist gegen alle Vernunft gewesen.«

»Und Sie glauben im Ernst, daß jener, der vorher verlor, jemals zugeben wird, er dürfe um keinen Preis das Glück zu wenden suchen, wo er doch mit Recht seinen Widersacher einen frechen Heuchler nennen kann, der auf seinem Raube sitzend ihm bedeutet, er möge sich bescheiden, weil sein Aufbegehren das neue Recht störe? Nein, Herr Campe, die Kantische Rechnung ist ohne den Wirt gemacht, der menschlicher Lebenswille heißt, und dem Bonaparte, der uns auf französische Art einen neuen Kaiser bescheren will, dem muß widerstanden werden. Traurig ist es nur, daß unsere Fürsten allesamt nicht wert sind, sich mit ihm zu messen.«

»Sie leugnen also, daß es zu einem Vertrag unter den Völkern kommen könne, so wie es doch bereits zu einem Vertrage innerhalb der Völker gekommen?«

»Wo sehen Sie diesen Vertrag, Herr Campe? Erbverträge gibt es, Lehensrechte und Grundtitel. Wo aber gibt es denn jene Flausen eines Gesellschaftsvertrages unter den Menschen? Das ist doch eine Grille, die den Herren Hobbes und Rousseau durchs Gehirn lief, und die der Professor Kant ihnen in seiner Weisheit nachredet. Die Völker haben zusammengelebt, haben aus Sehnsucht und Herzensfühlen heraus den brüderlichen Sinn erspürt, und schon an der Völker Wiege wurden jene Lieder

gesungen, die das Kind zuerst lernt und die uns bis ins Greisenalter nicht verlassen. Da klingt im verständlichen Wort der anverwandte Ton des Herzens auf. Nicht aus dem Verstande erklügelt, nicht in kalte Paragraphen eines papiernen Vertrages gefaßt, ist dieses Volk geworden. Es wuchs wie ein Baum in Dunkelheit und Sonne, und Gott allein weiß, warum. Das Leben auf dieser Erde ist kein Rechenexempel für Professoren, keine Gleichung, die immer aufgeht. Zeigen Sie mir den Vertrag in der Historie, Herr Campe, vielleicht mag ich dann daran glauben.«

»Wenn die Gesetze der Logik und Vernunft beweisen, daß jene Gesetze hinter der Natur wirklich sind, dann bedarf es keines empirischen Beweises aus der Historie.«

»Verzeihen Sie mir, Herr Campe, aber dieser Glaube an die Vernunft ist eitel. Wer darf sich vermessen, der Schöpfung Gottes einen Sinn zu unterlegen, wie es seinem armen Verstande gerade auskommt? Herr Professor Kant mag seine Ideen vor sich selber verantworten, wie er immer will. Ich bin nur ein kleiner Buchhändler. Ich aber habe erlebt, wie dieses deutsche Volk durch Fürstenwillkür, Feigheit und durch den fremden Feind in immer tiefere Not geriet. Zerrissen, uneins, ist es zum Spielball erbärmlicher Launen geworden. Hier möchte ich helfen, darin erkenne ich meinen Beruf. Einen Entwurf zu machen für den ewigen Frieden der Welt — das übersteigt mein Vermögen. Auch Bonaparte redet vom Heil und Frieden dieser Welt; ich aber sage Ihnen, fallen wir diesem Manne nicht in den Arm, so wird dieser Wille zum Frieden uns mehr Blut kosten als alle Fürstenkriege der letzten hundert Jahre!«

Campe erhob sich, und seine Lippen waren wie ein schmaler Strich über dem Kinn.

»Ich muß bekennen«, sagte er mühsam, »Sie haben es mir sauer gemacht. Dennoch werden Sie mir verzeihen, wenn ich sage, daß es mir nicht möglich ist, an den Plänen teilzunehmen,

die Sie mir andeuteten. Ich stimme Ihnen sogar bei, den Korsen für eine Gefahr zu halten. Es ist auch nicht die Unbequemlichkeit, die sich mit solchem Vorhaben notwendig verbindet; aber es ist ein Abscheu in mir vor der rohen Menge, die von keiner Vernunft weiß und deren wilder Trieb zum Bösen durchbricht, wenn ihm keine Dämme gebaut werden. Lieber noch monarchisch schlecht regiert, als das Chaos ungebändigter Knechte und Bauern zu guten Zielen geführt. Ich sagte, daß ich Republikaner sei, und nichts kann republikanischen Geist mehr fördern, als wenn ein einzeln herrschendes Staatsoberhaupt sich zu republikanischen Gesinnungen bekennt, indem es — wie Friedrich der Große — sich zum Diener des Staates erklärt. Mein Weg ist darum ein anderer als Ihrer. Maximilian Joseph in Bayern ist ein Herrscher, dem es wohl zuzutrauen wäre, daß er sich immer mehr zu republikanischen Gesinnungen wandelt. Daher strebe ich danach, daß Nürnberg bayerisch werde, daher will ich dem Ansehen dieses Herrschers dienen — und hoffe, daß ich mir den rechten erwählt.«

So schieden beide Buchhändler voneinander in dem Bewußtsein, daß mancher Gedanke sie trennte; aber es blieb beiden eine hohe Erinnerung an diese Nacht, weil jeder erkannte — und darin glichen sie einander —, einem Manne gegenüber gestanden zu haben, den man achten müsse.

Sie brachen den gegenseitigen Verkehr nicht ab, halfen einander in mancherlei Fragen ihres Gewerbes, und auch die Kinder Palms erhielten Erlaubnis, Herrn Campes Kupfer zu bestaunen. Palm ward nicht einmal ungeduldig, als ihm die Tochter Marianne eines Tages eine Miniatur des Kurfürsten Maximilian Joseph und seiner Gemahlin ins Haus brachte. Er erwiderte dieses Geschenk allerdings dadurch, daß er Campe eines Tages die »Metakritik« Herders in einem zerlesenen Exemplare durch die Kinder ins Haus tragen ließ, nachdem er hineingeschrieben: »Auch von einem tüchtigen Professor.«

VIII

Hofklatsch und Intrigen

Palm fuhr nach Altdorf hinaus zu Hessel, sprach mit ihm über den Druck der Schrift, und der massige Mann war gern dazu bereit. Und doch — auch dieses Gespräch blieb ohne Erfolg, weil Hessel in seinem ernsthaften Biedersinn darauf hinwies, daß Palm die Schrift ohne Namen des Verfassers, vor allem ohne Namen des Verlegers herausgeben müsse, mit anderen Worten, daß er kaum damit rechnen dürfe, auch nur einen einzigen Gulden Verkaufserlös hereinzubekommen. Vielleicht, wenn sich die Zeiten wendeten und Palm sich offen zu ihr bekennen könnte, vielleicht, daß dann mancher Patriot nachträglich seinen Gulden erstatten würde.

Und, so fragte Hessel weiter, ob er denn das Geld habe, um wenigstens die reinen Kosten für Papier und Druck zu bestreiten? Hessel stellte die Frage bedächtig, setzte auch hinzu, daß er bereit sei, in diesem Falle auf jeden Zugewinn zu verzichten. »Aber«, sagte er ruhig, »auch ein Drucker kann nicht von der Erhabenheit des Patriotismus leben.« Die Gulden müßten herbei, und nicht einmal stunden könne er das Geld, denn eine solche Sache sei unsicher. Palm habe ja bereits Erfahrungen darin, sich einsperren zu lassen, er aber, Hessel, könne dann sehen, woher er sein Geld bekomme.

Palm kannte diese Einwände seit langem. Schon der Professor Yelin in Ansbach hatte nüchtern davon gesprochen und

ihm englisches Geld dafür in Aussicht gestellt. Aber keinen Gedanken hatte Palm seit jenen Tagen in Ansbach so tief in seiner Brust begraben wie diesen.

»Auch der große Friedrich hat englisches Geld genommen«, so dröhnte es ihm immer wieder in den Ohren, aber es war ein unsauberer Ton dabei, es sträubte sich etwas in ihm dagegen. Der Herr Novosilzoff hatte in Berlin nichts ausgerichtet, und das barsche Wort des Schwedenkönigs blieb ohne Widerhall. Alles war eben nur von außen in die deutsche Not hineingeredet. Und der Herzog von Enghien? Wegen der englischen Pfunde hatte er sich, wie ein Judas geschmäht, im Festungsgraben von Vincennes erschießen lassen müssen, und das Volk hatte seinen Tod nicht als Opfer angenommen.

»Der Teufel ist klug«, dachte Palm; »aber es gibt Dinge unter dem Himmel, bei denen alle Klugheit nichts hilft, denn man muß sein Gewissen verpfänden. Was Hessel gesagt hatte, war alles richtig, und er war ein armer Tropf, daß er auch nur einen Augenblick gehofft hatte, der biedere Drucker würde für ihn die Kastanien aus dem Feuer holen. Er, Palm, wollte die Schrift; sollte er also sehen, daß er auch die Gulden herbeischaffte.

Die beiden Männer tranken noch einen Humpen Bieres zusammen, so recht vom überschäumenden Maß des trinkfreudigen Hessel, tauschten auch einige spöttische Bemerkungen über den wilden Pfarrer, der auf ganz besondere Weise beider Schützling und Sorgenkind geworden war, und gingen dann auseinander. Dabei vergaß Hessel nicht, Palm zum Abschied einen Korb mit süßen Pflaumen in den Kutschwagen zu reichen. Es war bereits hoch im September, als dies geschah, und Palm bedankte sich erfreut für diesen schon zur lieben Gewohnheit gewordenen Gruß des Druckers an seine Gattin.

In diesem Falle jedoch wurde auch solches Angebinde bald zur Qual für den einsamen Mann. Das Erleben jener Nacht mit Frau Maria war von Tag zu Tag lebendiger in ihm geworden. Zuwei-

len hatte er sich dabei ertappt, daß er mit seinem Geschick zu hadern begann, daß er in dieser Frage aufbegehrte und nicht begriff, weshalb ein Mann seiner Art so mit den Fesseln ängstlicher Rücksicht angeschmiedet sei. Er verstieg sich, beide Frauen miteinander zu vergleichen. Aber sein strenger, gottesfürchtiger Sinn verwarf solche Gedanken; er quälte sich damit in den Nächten, wenn die Ratten über den Hof liefen, und es wollte ihm fast die Brust sprengen, wenn er über Tag Frau Anna still im Hause werken sah, die Gefährtin, bei der er vor Jahren einmal die Unrast seines Blutes zu kühlen gehofft hatte. Außer nach Altdorf hatte er seit jener Nacht im Juli keine Reise mehr aus der Stadt heraus gewagt. Wie von unsichtbaren Schranken geschlossen, lag die Straße nach Ansbach vor seinem Sinn. Sorgfältiger denn je vermied er es, der Frau Kummer zu bereiten; ja, wenn er sich recht bedachte, hatte auch der Entschluß, die Gedichte André Chéniers nicht zu veröffentlichen, sich erst dann in ihm gefestigt, als er aus dieser Stimmung heraus der besorgten Frau zu Willen sein wollte.

Und nun hatte er beim Schreiner ein neues Küchengestühl abmessen lassen, dazu einen Tisch und eine Truhe für Mehl und Grütze, denn der ererbte Hausrat war wurmstichig und der Hausfrau schon lange ein Ärger. Er hatte es getan, obgleich Gleditsch in Leipzig noch immer auf seine hundert Gulden warten mußte — eine Schuld, die ihn um so schwerer drückte, als die verehrende Anhänglichkeit dieses Mannes ihn sein Unvermögen doppelt schmerzlich fühlen ließ. Er hatte es getan, um seine sorgende Hausväterlichkeit zu beweisen und weil sein Gewissen ihm immer wieder schmerzhaft ins Herz bohrte, die Nacht in der Dorfschenke sei mehr gewesen als nur ein flüchtiges Begegnen. Die Forderung des Schreiners aber machte es ihm vollends unmöglich, dem gemütlichen Hessel auch nur eine kleine Vorauszahlung und Sicherheit zu bieten. So war es kaum zu verwundern, daß er die Pflaumen Hessels recht miß-

mutig und niedergeschlagen betrachtete. Vor allem aber hatte dieser Besuch bei Hessel ihm seine Ohnmacht bewiesen.

Das eifernde Wüten des Pfarrers Yelin verstand davon nichts. Der meinte, es genüge, glühende patriotische Worte aufs Papier zu krakeln, feurige Redensarten im Munde zu führen, und alles sei schon getan. Und wenn er sich — wie jüngst in Fürth — von derben Fäusten aus dem Wirtshaus geworfen sah, weil er jakobinische Reden gehalten und außerdem zuviel Branntwein getrunken hatte, dann fühlte er sich als Held und wußte nichts Eiligeres zu tun, als Palm bei seinem nächsten Besuche wortreich davon in Kenntnis zu setzen. Sicher hatte er einen festen Sinn und gewiß auch Mut, aber er war ein heißer Eiferer und spürte nicht, wie schwer die Verantwortung wog, die der auf sich nahm, der die geplante Schrift herausgab. Erst zwei Tage vor der Fahrt nach Altdorf war der Pfarrer wieder bei ihm gewesen — mit ein letzter Anstoß dafür, daß Palm diese Fahrt unternahm, von der er sich von vornherein sagen mußte, daß sie sinnlos sei.

Aufgeregt war er gekommen und hatte ihm von einem Manne erzählt, der auch Hessel hieß. Ob — pfui Teufel! — dieser Hessel mit dem Drucker aus Altdorf einer Person sei. Eine Schande sei das, diese widerliche Geschäftigkeit, die schamlose Reiterei auf den Drangsalen der Zeit zu eigenem billigen Nutzen. Lange glückte es Palm nicht, von dem aufgebrachten Manne, dessen gelbes Vogelgesicht zuckte, zu erfahren, was ihn denn so errege. Bis Yelin dann schließlich ein Blatt Papier aus seinem verschabten Rocke zog und las:

»Da ein Teil der russischen kaiserlichen Truppen sich immer mehr unserer Gegend nähert und die Unkunde der russischen Sprache da, wo diese Truppen vorbeiziehen, zu Irrungen und Unannehmlichkeiten Anlaß geben kann, so halte ich es für meine Pflicht, demjenigen, der sich mit dieser Sprache einigermaßen bekannt machen wolle, meine Dienste anzubieten. Zu

diesem Vorhaben wird Subscription angenommen in der Seidelschen Buchhandlung an der Fleischbrücke. Wenn bis zum 30. September eine hinlängliche Zahl der Subscribenten sich einfindet, so wird alsdann die erste Stunde gehalten und die Pränumeration auf diese Stunde mit einem Laubthaler angenommen. L. H. Hessel.«

Palm hatte dem wilden Manne seine breite Hand auf die Schulter gelegt und ihm erklärt, solch tüchtiger Geschäftssinn fehle ihm zwar, auch würde er selber dergleichen kaum getan haben, wenn besagter Hessel zu ihm gekommen wäre; aber so erregen könne er sich wiederum nicht, daß er den Ausdruck nichtswürdig, den er aus dem Munde Yelins soeben gehört, dafür passend fände. Und wie immer, so war es auch diesmal dem überlegenen Palm gelungen, die wild lodernde Flamme des Pfarrers zu ruhiger Glut herunterbrennen zu lassen. Dafür war dann der Pfarrer erneut auf die Schrift zu sprechen gekommen. »Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung«, so hatte er eindringlich gesagt, dabei bleibe er; auch diese Anzeige sei ja ein Zeichen dieser Erniedrigung. Russen müßten erst kommen, um den Bonaparte zur Ruhe zu bringen, seine Eroberungssucht zu bremsen, und Deutsche hätten dazu nichts anderes zu bemerken, als zum Russischlernen aufzurufen, damit sie sich desto besser mit den fremden Truppen verständigen könnten.

Palm hatte sich diesen Worten nicht verschlossen; niemand wußte besser als er, welchen brennenden Willen nach dieser Schrift der erste Anstoß des Pfarrers Yelin in ihm hatte lebendig werden lassen.

Es war ihm auch klar, daß der Pfarrer Yelin die begeisternde Feder schrieb, die nötig war, um solchem Brandstrahl die befeuernde Hitze zu geben, durch die allein man hoffen konnte, jene Glut zu entfachen, die ein Volk dazu bringen würde, sich endlich auf sich selber zu besinnen. Zum ersten Male hatten sie an diesem Tage daher auch darüber gesprochen, wer die

Schrift verfassen solle. Der Pfarrer hatte sich dazu erboten, und Palm wußte, daß er diesen Mann gewiß dazu brauchen werde. Zugleich aber wußte Palm, daß alles eitles Geschwätz sei, solange kein Weg gefunden würde, die Gulden für den Druck zu beschaffen. Darüber hatte er dem Pfarrer gegenüber geschwiegen, und sich mit geringer Hoffnung einige Tage danach auf den Weg nach Altdorf gemacht, jenen Weg, den er jetzt mit einem Korb voll süßer Pflaumen und um eine Hoffnung ärmer, zurückfuhr.

Es war eine bedrückende Zeit. Alles, was einmal festen Bestand gehabt, schien sich aufzulösen. Aus Mannheim hatte er erfahren, daß der deutsche Adel daran ging, seine Güter jenseits des Rheins so schnell wie möglich zu verkaufen. Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung!

Wieder zu Hause, fiel es Palm schwer, seinen täglichen Geschäften nachzugehen. Immer klarer wurde ihm, daß er mit seiner Schrift nun doch zu spät kommen würde; das einzige, was noch helfen konnte, unterließ er. Nach Ansbach an Professor Yelin schrieb er nicht. War es nicht sinnlos, jetzt noch in ein Geschehen eingreifen zu wollen, das mit erdrückender Folgerichtigkeit ablief?

Aus Frankreich waren schon Anfang September die ersten Meldungen gekommen, wonach französische Truppen in Eilmärschen von Boulogne zum Rheine strebten. Es schien, als sei Napoleon ein orientalischer Zauberer, der seine Truppen auf fliegenden Teppichen heranführe. Binnen einer Woche, so hörte man, habe er von Boulogne her eine ganze Armee über Reims an den Rhein gebracht: Am Dienstag 13 000 Mann, Mittwoch 13 000 Mann, Freitag 20 000 Mann, Samstag 20 000, Montag 13 000 und am Dienstag abermals 13 000 Mann. Von überall berichteten die Korrespondenten den Nürnberger Zeitungen. Und diese Meldungen waren schon jetzt auf einen französischen Sieg gestimmt. So hieß es aus Offenburg:

»Die Kriegsrüstungen auf dem linken Rheinufer sind unermeßlich, denn der Kaiser Napoleon ist nicht gewohnt, halbe Maßregeln zu treffen. Die Rheinarmee wird wenigstens 200 0000 Mann stark sein.«

Auch die Russen im Süden schienen Eile zu haben, und General Kutusow hatte seine Infanterie auf Rollwagen verladen, um schneller voranzukommen. Auch von einer dritten russischen Armee war die Rede, die unter dem höchsteigenen Oberbefehl des schönen Zaren Alexander herbeieilen sollte, um dem Kaisertume Napoleons ein Ende zu bereiten. Am 20. September erfuhr man, daß der Kurfürst Maximilian Joseph bereits in der Nacht des 9. September seine Hauptstadt München verlassen habe und mit der ganzen kurfürstlichen Familie in vielen Kutschen nach Würzburg abgereist sei. Der deutsche Kurfürst floh vor den Truppen seines Kaisers in die Arme des korsischen Napoleon!

In Gewaltmärschen rückte die österreichische Avantgarde nach und erreichte bereits am 14. September mit 500 Mann kaiserlich-königlicher Truppen die Hauptstadt Bayerns. Sie besetzten die Hauptwache, verbreiteten eine Proklamation des deutschen Kaisers an das Volk von München und forderten zugleich Fourage, Geld und Unterstützung für die auf vielen Straßen jetzt ungestüm in Bayern vorrückenden Österreicher.

Alle diese Dinge erfuhr Palm in Nürnberg zehn und noch mehr Tage später, als sie geschehen waren, denn die reitenden Posten hielten nicht Schritt mit den Ereignissen. Schon trabten, rollten und marschierten auch in der unmittelbaren Nähe Nürnbergs französische Truppen. Marschall Bernadotte, aus dem Hannöverschen kommend, zog nach Süden, ohne einen Augenblick das neutrale preußische Gebiet der Markgrafschaft Ansbach zu respektieren. Dieses Ereignis gab offenbar der Kriegspartei in Berlin neuen Auftrieb. Ende September hörte man, daß nunmehr auch Preußen endlich mobilisiert habe und

vorerst 100 000 Mann aufstelle, zugleich dem russischen Heer den bisher verweigerten Durchmarsch durch Preußisch-Polen und Schlesien gestattend.

Friedrich Wilhelm III. feuerte eine erste Salve ab, indem er in einer scharfen Protestnote gegen die Grenzverletzung des Marschalls Bernadotte Verwahrung einlegte. Napoleon ließ sich nicht stören. Bald stand Marschall Bernadotte bei Ingolstadt, standen Davoust und Marmont bei Neuburg an der Donau. Soult, Lannes, Ney, Murat und die kaiserliche Garde stießen vor auf Donauwörth und Dillingen.

Es war ein genialer Stoß, denn der bramarbasierende österreichische General Mack war westlich in den Südschwarzwald hineingezogen und stand mit seinem rechten Flügel bei Ulm. Die Franzosen drohten ihm den Rückweg abzuschneiden. Mit Fleiß verbreitete die kleine österreichische Partei in Nürnberg, daß die ganze österreichische Armee neue bessere Musketen führe, die nur acht bis zehn Pfund wiegen sollten gegenüber den bisher gebräuchlichen, die das Doppelte wogen. Man erzählte, die Bajonette seien länger, damit man den Franzmännern besser an den Hals könne, und schwärmte von den neuen, schönen Monturen der Österreicher: außer den Husaren und Ulanen trügen alle Truppen glänzende Helme von Leder und Messing, und der neue Haarschnitt, rundum kurz abgeschnitten, ohne Zopf und Puder, gewähre der Mannschaft große Bequemlichkeit.

Aber die österreichische Partei Nürnbergs war in der Minderheit. Auch Palm gehörte ihr nicht an, so sehr er einen Sieg über Napoleon wünschte. Schwager Keßler war ganz pfalzbayerisch und zugleich napoleonisch gesinnt. Triumphierend verglich er die Marschtage der französischen Truppen mit den Leistungen der Russen und Österreicher und sprach von den Völkern aus dem Osten mit steigender Verachtung. Emphatisch hielt er Palm die Rede vor, die Napoleon in Paris vor dem

Senat gehalten, einen Tag, bevor er sich in rasender Eile zu seinen vordringenden Truppen begab.

»Dieses Intrigen- und Ränkespiel!« hatte Keßler mit lauter Stimme gerufen und sich dabei erregt in die rotblonden Haare gegriffen; »es liegt doch klar vor aller Augen, daß nicht Napoleon, sondern Österreich, von englischem Gelde bestochen, diesen Krieg auf dem Gewissen hat. Wochenlang haben wir von den Rüstungen in Österreich gehört, von den Herausforderungen des Zaren, von den Drohungen aus London. Wie spät hat sich endlich Napoleon zu einem Gegenschlage aufgerafft, und doch muß er der Friedensstörer heißen, er, den man immer wieder gereizt und gestochen. Welch' eine Infamie, einen Mann an immer neuen Seiten zu bedrohen und ihn zum Kriege zu zwingen! Und wenn er dann zu seiner Sicherheit zurückschlägt, siegreich ist und neue Lande gewinnt, dann klagt man ihn der Raubgier an. Jedes Wort unterschreibe ich von dem, was Napoleon im Senat gesprochen.«

Außer Atem hielt er schnaufend inne und fing einen scheuen und doch ehrfürchtigen Blick seiner Schwägerin auf, die stumm daneben stand. Er zog die buschigen Brauen hoch und verlas die Worte Napoleons:

»Noch vor wenigen Tagen hoffte ich, der Frieden solle nicht gestört werden, die Drohungen und Beleidigungen fanden mich unerschüttert; aber die österreichische Armee ist über den Inn gegangen, München ist hinweggenommen und der Kurfürst von Bayern aus seiner Hauptstadt verjagt; alle meine Hoffnungen sind verschwunden. — Ich will meine Hauptstadt verlassen, um mich an die Spitze meiner Armee zu stellen.«

Marktvorsteher Keßler hielt ein und schnaufte abermals. »Ist das nicht wahr und echt?« rief er dann. »Stellen wir alle uns entschlossen auf die Seite des großen Kaisers! Nur er ist berufen, mit seiner Macht und Weisheit, die Ordnung Europas wiederherzustellen. Kurfürst Maximilian Joseph ist mit leuch-

tendem Beispiel vorangegangen, und seine Truppen vergöttern ihn. Als in Würzburg der General de la Motte von seinen Truppen Freiwillige forderte, da traten sie alle vor. 1100 Mann und unter brausendem Jubel der Bevölkerung, Freiwillige zum Kampf gegen die Habsucht des Habsburger Franz.«

Palm wurde von Zweifeln geschüttelt, als er diese Rede hörte. Er wußte nur zu gut, daß das Deutschland, das er im Sinne hatte, nicht die Nation war, die vom Kaiser in Wien vertreten wurde; aber es war auch nicht das Deutschland, das seit Jahren nach Paris pilgerte und den Beruf nicht mehr zu kennen schien, sich eine eigene Ordnung zu geben, nachdem es einst die Ordnung des Abendlandes bestimmt hatte. Schwer und stokkend formte er die Worte, als er dem Marktvorsteher Keßler antwortete:

»Ich glaube an keine universale Ordnung, weder an jene, die vom Verstande erklügelt wurde, noch an jene, die aus fremder Machtwillkür geschaffen ist. Sie mögen schon recht haben, daß Napoleon von habgierigen Fürsten und englischem Golde zum Kriege getrieben wurde. Dennoch kann ich ihn nicht lieben, weil seine Ordnung nicht die unsrige sein kann. Was redet man nicht heute schon daher von einem neuen Reiche Karls des Großen! Man vergißt darüber, daß das Blut, das dieser erste Kaiser des Abendlandes vergoß, um sein universales Reich zu bauen, auf ewig zum Himmel schreit, weil es einmal und für alle Zeiten der grausige Beweis war, daß Gottes Ordnung aus der Vielfalt lebt, die sich nicht in ein universales Konzept, in eine Ordnung aller Ordnungen zwingen läßt. Schon munkelt man davon, daß uns von Napoleon ein universales Recht beschert werden soll; der Code Napoléon soll allgemein werden; ja, ich erfuhr, daß in Paris ein Rechtsgelehrter sitzt, ein Herr Beaufort, der an einem Entwurfe arbeitet, der die Vereinigung aller christlichen Religionsparteien zum Gegenstande hat, und das Ganze unter dem Motto zusammenfaßt: *Ein* Gott,

ein Kaiser, *eine* Religion, *ein* Glaube, *eine* Taufe, *ein* gemeinsames Wesen.

Aber das ist wider die Natur, das ist wider die große bunte Schöpfung Gottes, und darum werden alle an diesem Plane zugrunde gehen. Und deshalb wünschte ich, die Armee Napoleons möchte zerschmettert werden. Was in den Zeiten Bestand haben soll, das muß aus tiefem Wurzelgrunde wachsen, der Wurzelgrund aber liegt in jedem Volk und überwächst am Ende doch die leeren Gedankenschemen und auch die barbarische Gewalt der Macht.«

Keßler lachte dazu sein lautestes Lachen und spottete über solche Einfalt, wie er es nannte. Armselige Vorurteile! Was sei denn von Volk zu Volk gar so verschieden? Ein paar lächerliche Äußerlichkeiten, einige Bräuche und die Sprache, die man lernen könne.

Palm sagte nichts mehr dagegen; er wußte, wie sinnlos es war, gegen diese breite Selbstgewißheit zu diskutieren. Nur die scheuen Blicke seiner Frau machten ihn unruhig, sagten ihm, daß mancher stumme Widerstand, den er immer wieder spüren mußte, von diesem Manne herkam, der seinen Willen, ihm entgegen zu sein, vom ersten Tage seines Verkehrs im Steinschen Hause nicht verleugnet hatte.

Durch Campe wußte Palm, wie eifrig Keßler auf jede Weise für den Anschluß Nürnbergs an Bayern zu werben suchte, wie unermüdlich bestrebt er war, die Stimmung gegen Preußen zu schüren und an der Kaiserlichen Majestät in Wien kein gutes Haar zu lassen. Und er wußte auch, daß nur wenige Männer in der Stadt, beim Rate wie auch im Volke, so viel galten wie er. So munkelte man, daß es Keßler gewesen sei, der dem Rate eindringlich die Steuerfestsetzung des Jahres 1805 eingeredet habe, die, als sie just in diesen Tagen der Hochspannung herauskam, wiederum das platte Land schlechter stellte. Zwei Gulden und 30 Kreuzer mußten die Landleute von 100 Gulden

Güterwert bezahlen, dagegen nur einen Gulden die Bewohner der Stadt. Das führte in Nürnberg zu hitzigen Gesprächen, die viele auch das Kriegstheater in Bayern fast vergessen ließen. War es da ein Wunder, daß die Menschen in der Stadt dem Marktvorsteher mit tiefem Respekt begegneten? Von Palm aber wußten nur wenige, und die meisten hielten ihn für einen Narren. Auch das konnte der Frau nicht unbekannt sein, und so ergab es sich immer wieder, daß sie zagend den populären Weisheiten ihres Schwagers lauschte, der mit Geschick bei aller Gelegenheit verstand, die Physiognomik Lavaters ins Treffen zu führen. Daß sie nicht noch mehr unter seinen Einfluß geriet, verdankte sie nur der christlichen Erziehung und ihrem Vater, der sie gelehrt hatte, daß das Weib dem Manne untertan sei, ihm Vertrauen und Gehorsam schulde.

Palm mußte auch dieses Gespräch ertragen, mußte auch hier einsam standhalten, und nur mit Mühe gelang es ihm, sich so zu beherrschen, daß er nicht dem Schwager seine ganze gespeicherte Wut ins Gesicht schrie. Sie schieden, und allein den bändigenden bürgerlichen Formen war es zu danken, daß sie trotz allem mit einiger Höflichkeit und Fassung das gefährliche Gespräch beendeten.

Da — in den ersten Tagen des Oktober, als schon die Gerüchte schwirrten von blutigen Kämpfen an der Donau, erreichte ihn ein Brief aus Ansbach von der Hand des Herrn Professors Yelin, ein dicker Brief, der nicht mit gewöhnlicher Post kam, sondern mit einem reitenden Boten.

Geheimnisvoll am Abend trat der Bote ein und ersuchte Palm, den Brief nach der Lektüre zu vernichten. Er sagte auch, er würde am anderen Abend wiederkommen, um die Antwort nach Ansbach mitzunehmen. Hastig verabschiedete Palm den Boten, erbrach das rote Siegel, stellte die Unschlittkerze auf das Schreibpult und begann zu lesen.

»Hochverehrter Herr Palm«, las er in runden klaren Schriftzügen, »auch die Mamsell Katharina, welche zuweilen ein Schelm ist und allerlei Sorgen weglachen kann, fragt mich immer häufiger, was Ihnen wohl den Aufenthalt in meinem Hause vergrämt haben mag. Zwei Monde lang hörten wir nichts von Ihnen, und es geschah doch so viel, daß wir nichts natürlicher gefunden hätten, als uns von einem neuen Besuch aus Nürnberg überraschen zu lassen. So schreibe ich denn jetzt diesen Brief, denn ich habe hin und her bedacht, was Sie mir im Juli sagten, und war auch fleißig dabei, zu erkunden, wie wir unsere Pläne befördern könnten.

Zuvörderst war ich in München, und dort war eine tolle Laune zu finden. Man saß Tag und Nacht auf gepackten Koffern, an jedem Tag rollten die hochbepackten Wagen aus der Stadt nach Norden. Alles, was wertvoll schien, wurde auf die Reise geschickt nach Würzburg zu und somit dorthin, wo man die mehrsten Meilen zwischen die österreichischen Husaren und die bayerischen Schätze zu legen wußte. Und eines ward mir bei all diesem unruhigen Treiben überdeutlich: es geht ein tiefer Riß durch die Familie des Kurfürsten. Der Herr Oberst und Pfalzgraf von Zweibrücken, heuer Maximilian Joseph und Kurfürst, ist ein geschworener Freund der Franzosen, mag auch seine Liebe so heiß nicht sein, wie er sie öffentlich kundtut. Die Kurfürstin Karoline hat allerlei Standesskrupel. Sie hat mit Napoleon wenig im Sinn, weil er ein Emporkömmling ist aus Korsika, und noch mehr schüttelt sie sich vor der Kaiserin Josephine, der zweifelhaften Kreolin. Man sagte mir, sie versuche – hierin ihrer königlichen Schwester Luise von Mecklenburg-Strelitz nicht unähnlich – die Politik des Kurfürsten ein wenig umzulenken. So hieß es, man habe die Reise des Hofes nach Würzburg auch deshalb unternommen, um bei aller Zusammenarbeit mit Napoleon dennoch eine allzu nahe Berührung mit ihm zu meiden. Keineswegs habe die Kurfürstin die

Absicht, der Kreolin Josephine einen untertänigen Hofknicks zu machen, ja, sie auch nur als ebenbürtig anzunehmen. Dabei munkelt man, der Kaiser Napoleon plane, seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais, den Sohn der Kreolin, der zum Vizekönig von Italien ausersehen ist, mit der Tochter des Kurfürsten zu verehelichen. Die arme Augusta soll sich darob schon Tag und Nacht die prinzeßlichen Augen ausweinen.

Sie sehen, mein lieber Herr Palm, bei Hofe haben sie auch ihre Sorgen, und ich wette, die arme Augusta würde liebend gern für einige Zeit die Stelle meiner Mamsell Katharina vertreten, wenn sie dadurch vor der Schande bewahrt bliebe, sich im Bette dieses fahrenden Bänkelsängers ebenbürtige Kinder zeugen zu lassen.

Aber das alles ist nur Hofklatsch und somit von minderer Bedeutung. Viel mehr ist zu sagen über das schmähliche Spiel, das man mit dem Kronprinzen getrieben. Ungern, aber immerhin erinnerte man sich am Münchener Hofe in jüngst vergangener Zeit, daß der Kaiser in Wien noch immer das Recht habe, über den Reichstag zu Regensburg auch die bayerische Heeresgefolgschaft zu fordern. Und erst recht ungern ließ man sich daran erinnern, daß die katholischen Höfe Habsburg und Wittelsbach im Dreißigjährigen Kriege dadurch überaus eng verbunden waren, daß der General Tilly bis zu seinem Tode Oberfeldherr und treuester Diener der gemeinsamen Sache gewesen. Nun gab es ja zwischen beiden Herrschern schon seit längerem Plänkeleien um das Innviertel, um das Erzbistum Salzburg, die Grafschaft Tirol und auch um den Breisgau. Es war also nicht verwunderlich, daß Franz II. in München um gut Wetter bitten ließ, um sich die bayerische Bundeshilfe zu sichern, allerlei Versprechungen machte und — nicht zuletzt auch die Treue zu Kaiser und Reich forderte. Maximilian Joseph aber hatte offenbar schon ganz auf die französische Karte gesetzt und besorgte nur, dies möge zu früh ruchbar werden.

So sandte er seinen Sohn, den Kurprinzen Ludwig, unter einem Vorwande in Gegenden auf Reisen, die unter französischer Herrschaft standen, nach Kolmar im Elsaß, nach Rappoltsweiler und nach Straßburg, wo der Kurprinz jene Städte kennenlernen sollte, die einst sein Vater als Pfalzgraf von Zweibrücken erlebt hatte. Ich weiß nicht, ob der Kronprinz den Plan durchschaute, den ganz gewiß der gewiegte Montgelas ausgebrütet hat. Ich mag es kaum glauben, denn der Herr Graf von Thürheim erzählte mir erneut, der Kurprinz Ludwig sei kein Freund der Franzosenpolitik seines Vaters. — Gerad' mußte ich unterbrechen, denn die Mamsell Katharina hat die Tinte ausgehen lassen, und ich saß auf dem Trockenen.

Dieses lustige Frauenzimmer ist doch ein wahrer Segen für mich. Zwar hat sie mit spitzer Lippe geschmollt, als ich sie wegen ihres Versäumnisses ausschelten wollte, aber sie sprang hurtig in die Nachbarschaft, wo alle Mannsbilder ihr ebenso unermüdlich mit den Augen am Rocke hängen, wie die Frauenspersonen sie angiften. Und schräg gegenüber wohnt ein alter preußischer Geheimer Kammergerichtsrat, der hier seine königliche Pension verzehrt, der hat ihr gleich ein ganzes Faß voll Tinte mitgegeben, dieser arme alte Mann. Die Mamsell Katharina soll leben! —

So schreibe ich denn also weiter von der schaurigen Intrige am Hofe zu München. Der Herr Kurfürst antwortete auf die Bündnisanerbieten des Kaisers aus Wien, indem er scheinheilig seine allerbesten Gesinnungen heuchelte und zugleich an das väterliche Herz des erhabenen Kaisers appellierte, er möge ihm verzeihen, daß er sich nicht offen zu dem Bündnis bekenne, das ihn mit dem Hof in Wien und dem Reiche verbinde, weil Napoleon seinem erstgeborenen Sohne dann schreckliche Dinge antun könne. Leider sei es außerdem in diesen verworrenen und wilden Zeiten auch schwer, dem Sohne ein Zeichen zur schleunigen Rückkehr zu geben; Napoleon werde das sicher

richtig zu deuten wissen und den Kurprinzen sofort in Gewahrsam nehmen.

Teufel, Teufel, mein lieber Herr Palm, das nenne ich mir ein hündisch gesponnen Garn, und die Spatzen pfeifen es hier von den Dächern, daß die nach außen zur Schau getragene Neutralität des Kurfürsten von Anbeginn eine Farce gewesen. Aber so war es, und in Bayern gab's wenig Gutes für unsere Sache zu erfahren, es sei denn, daß der Herr Graf von Thürheim geäußert, er sei recht froh, wenn durch solche Schritte die Stimmung im Lande ein wenig von ihrer Franzosenbegeisterung kuriert werde. Vielleicht wird es dann auch dem Kurfürsten schwerer gemacht, dem Volke ein französisches Bündnis zuzumuten. Ich glaube, wir dürfen sicher sein, daß Graf von Thürheim unsere Pläne decken wird — soweit er die Macht hat dazu. Fürs erste aber wird Bayern an der Seite des Korsen fechten, und wem der Sieg zufällt, den wird man umjubeln.

Aus Preußen kam mir gestern ein leiser Hoffnungsschimmer. Der Sekretär des Ministers Hardenberg, der auch mit englischen Mittelsmännern zusammenkommt, ließ mir sagen, die nötigen Gulden, wenn auch vielleicht nur stückweis, so daß wir mehrere Auflagen machen müßten, ließen sich mit englischer Hilfe beschaffen. Ich glaube, daß Sie doch so weit ein vernünftiger Mensch sind, der mit beiden Beinen auf der Erde steht, und erkennen werden, daß es anders kaum geht. Auch die Mamsell Katharina, die von diesen Geschichten natürlich nichts weiß, sagt immer, Sie seien doch ein vernünftiger Mann, und hat versprochen, daß sie Ihnen bei Ihrem nächsten Besuche die größte Forelle in brauner Butter backen will, denn es hat ihr doch gar zu leid getan, daß Sie beim letzten Male eine kalte Forelle essen mußten.

Ich kann also nur sagen, daß Sie sich einen Stoß geben und die Sache angreifen sollten, wenn Sie noch immer meinen, daß mit einer solchen Schrift etwas auszurichten sei. Der Sekretär

des Ministers Hardenberg hat mir aber noch etwas anderes berichtet, eine entzückende Kabale, die man sich mit dem russischen Bevollmächtigten in Berlin ausgeheckt und in die auch die Königin Luise eingeweiht sein soll. Sie träumt ja noch immer von dem schönen Alexander auf dem Zarenthron. Ende Oktober — bevor er das Kommando über die russische Feldarmee übernimmt — wird er nach Berlin reisen. (Was wird die Luise sich freuen!) Er kann darauf bauen, daß die Stimmung in Berlin umgeschlagen ist. Der Neutralitätsbruch von Ansbach — auch wenn er soweit manierlich verlief, wie ich bezeugen kann — hat die Gemüter erregt. Die jüngeren Offiziere wetzen die Degen, und Prinz Louis Ferdinand hat sich offen für den Krieg ausgesprochen. Aber man hat sich ein übriges einfallen lassen. Der Zar soll den Freundschaftsbund, den er in Berlin mit dem preußischen König zu schließen gedenkt, durch einen feierlichen Akt am Grabe Friedrichs des Großen in der Garnisonkirche zu Potsdam besiegeln. Man erhofft sich davon auf das einfältige Gemüt des Königs eine nachhaltige Wirkung. Es geht nämlich die Sage, daß der König vor seinem Großoheim einen tüchtigen Respekt habe, hat er doch seine Jugend unter des großen Königs Fuchtel verbracht. Es soll ihn darüberhinaus ein Jugenderlebnis begleiten, daß ihm unvergeßlich wurde. Der fünfjährige Knabe, so heißt es, spielte im Arbeitsraume seines königlichen Oheims mit einem Balle, der unversehens dem König unter den Stuhl rollte. Mehrfach rief der kleine Prinz, er wolle seinen Ball zurückhaben. Da aber der alte Fritz in seine Arbeit vertieft war und auch wohl schlecht hörte, geschah nichts, was den kleinen Prinzen befriedigen konnte. Er ward zornig und forderte, mit dem Fuße aufstampfend, energisch den Ball zurück. Das endlich vernahm der König und soll dazu gesagt haben: ›So recht, nur immer tüchtig zu! Dir werden sie jedenfalls Schlesien nicht wieder fortnehmen.‹

Man erzählt die Anekdote bei Hofe. Ob's wahr ist, weiß ich nicht, in jedem Falle will man versuchen, auch den Geist des großen Friedrich aus der Gruft heraus lebendig werden zu lassen, um den schwankenden König kriegsbereit zu machen, und wenn das geschähe, dann könnte es möglicherweise dem Bonaparte doch recht schlecht ergehen.

Tun also auch wir das unsrige, lieber Herr Palm. Ich bin gerne bereit, zu der Schrift einige Texte beizusteuern. Schreiben Sie mir nur gleich mit dem Boten, den ich schicke, zurück, ob Sie noch an Ihrem Plan festhalten. Schreiben Sie auch, wann Sie nach Ansbach kommen, denn ich glaube wohl, daß es besser ist, wenn wir uns bei mir in Ansbach treffen, wo man Sie nicht so gut kennt wie in Nürnberg.

Also geben Sie gleich Nachricht. Ihr tiefstergebener Yelin, ordentlicher Professor am königlich-preußischen Gymnasium zu Ansbach. Ansbach, den 16. Oktober 1805.«

Die Kerze auf dem Tische war fast bis auf den Stumpf niedergebrannt, als Palm den Brief zu Ende gelesen. Das Schreiben traf ihn tief. Alle seine Wünsche und Hoffnungen wurden neu entfacht. Konnte es sein, daß endlich, endlich vom preußischen Hofe ein Zeichen kam und daß nach solchem Beispiel auch das Volk sich besinne? Vielleicht, daß dann in Bayern der Kurprinz vorzeitig an die Regierung kam, der deutsche Prinz? Und durfte er sich in solchem Augenblicke dem Ruf versagen, der an ihn erging, durfte er seine Skrupel weiter hegen und die englischen Gulden ausschlagen, die auch der große Friedrich einstmals nicht verschmäht hatte?

Und dennoch! Palm war seelenbang und voller Zweifel; eine Stimme, die sich nicht zum Schweigen bringen lassen wollte, warnte ihn, es sei nicht recht, dieses Geld zu nehmen, mochte immer der Herr Professor in Ansbach sein fröhliches Herz dabei bewahren. Diese Stimme redete ihm vor, daß eine

Tat, die nicht aus reinem Opfermut geboren war, keine Frucht tragen könne. Mußte nicht dieser Opfermut auch die Kraft haben, vierhundert Gulden herbeizuschaffen, wenigstens vierhundert Gulden für eine klägliche Anfangsauflage? Konnten nicht die Freunde sich zusammenfinden und jeder sein Scherflein beitragen?

Hessel in Altdorf? Der Pfarrer? Nein, auf den Hungerleider war nicht zu zählen. Aber der Professor in Ansbach und er selber, Palm? Da fiel ihm wieder heiß in den Sinn, daß er gerade jetzt den Schreiner bestellt hatte, neues Küchengestühl zu fertigen, einen Tisch und eine Truhe für Mehl und Grütze. Jetzt konnte er noch weniger als vorher der Frau diesen Wunsch abschlagen; er hatte es ihr versprochen. Mitleidig hatte sich beim letzten Besuche der Marktvorsteher Keßler in der wurmstichigen Küche umgesehen, und gewiß hatte er es nicht an sticheldenden Bemerkungen fehlen lassen.

Palm schlief wenig in dieser Nacht. Von Stunde zu Stunde hörte er die Ratten über den Hof huschen. Auch am nächsten Abend hatte er sich zu keinem klaren Entschluß durchringen können. Er wußte, daß er in seiner Unsicherheit und Ratlosigkeit Ausflüchte suchte, aber er fand selbst in ringendem Gebete nicht die Kraft zu einem klaren Entschluß. So erhielt denn am anderen Abend der Bote nur einen dürftigen Bescheid. Er wolle versuchen, schrieb Palm in Eile nieder, in naher Zeit nach Ansbach zu kommen, dort könne man dann über alles sprechen. Das englische Geld erwähnte er mit keinem Wort.

Als der Bote gegangen war, stieg als erstes der Gedanke in ihm hoch, daß der Weg nach Ansbach am Hause der Frau Maria vorbeiführe, und so kam es, daß er, von innerer Unrast gepeinigt, in diesen Tagen zum ersten Male ein unleidlicher Prinzipal wurde, dem niemand es recht machen konnte.

IX

Die Schlacht bei Ulm

Napoleon ließ die Clairons schmettern. Seine Truppen marschierten täglich zwischen 20 und 30 km und dies viele Wochen hindurch fast ohne Rasttage. Marschälle und Generale gewannen dabei unter ihrem geliebten Kaiser neuen Ruhm für sich und ihre Truppen. Viele von ihnen sollten später — nach der Niederlage in der Völkerschlacht bei Leipzig — diesen Mann, dem sie alles verdankten, verraten und verleumden. Im Oktober des Jahres 1805 jedoch verlasen sie mit begeisterter Stimme ihren Truppen jene Proklamation Napoleons, darin es hieß:

»Soldaten! Ihr seid nur die Avantgarde des großen Volkes. Wenn es nötig ist, wird es sich auf meine Stimme in Masse erheben, um diese neue Front zu verwirren und aufzulösen, welche der Haß und englisches Geld errichtet haben. — Aber Soldaten, wir werden forcierte Märsche machen, Strapazen und Entbehrungen aller Art erdulden müssen; doch welche Hindernisse man uns auch entgegensetze, so wollen wir sie überwinden und nicht eher ruhen, als bis wir unsere Adler auf dem Gebiet unserer Feinde aufgepflanzt haben.«

Das war der Klang, der die Herzen mitriß, das waren Worte, die auch in den deutschen Zeitungen gedruckt wurden und die auch vielen Bayern, Württembergern und den Bürgern der Städte des deutschen Südens Bewunderung abgewannen. Palm las den Aufruf in Nürnberg. Er erlebte, daß sich nicht nur

Keßler, sondern auch viele andere in Nürnberg vor Begeisterung kaum zu fassen wußten. Das war die klare, gerade Sprache eines Mannes, der um seine Wahrheit wußte, der darum auch sicher war, daß man seine Worte verstand.

Die Proklamationen des deutschen Kaisers wirkten dagegen wie ein verlegener Versuch, sich zu rechtfertigen. Nichts empörte die Patrioten in Bayern mehr als die offensichtlichen österreichischen Annexionsgelüste auf bayerisches Gebiet. Mochte ein deutscher Patriotismus immerhin gebieten, den Springquell napoleonischer Vitalität beizeiten einzudämmen, so zeigten diese Gelüste, daß der Habsburger Franz von dem Gefühl solcher Verantwortung recht weit entfernt war.

Es blieb ein schmerzliches Schauspiel für Palm, der unbeirrbar an der Überzeugung festhielt, daß Napoleon auf dem Wege zum europäischen Universalreich auch das deutsche Volk unterjochen müsse; und es entsetzte ihn, daß ein deshalb notwendiger Kampf um die Selbstbewahrung Deutschlands durch Habsburger Landgier geschändet wurde. Fast befiel ihn Scham, wenn er in diesen Tagen des Schwagers Keßler ansichtig wurde, dem er möglichst weit aus dem Wege ging. Selbst Palm empfand, es läge im Lauf der Dinge, wenn Napoleon der Sieger dieses Kampfes blieb. Tag für Tag las und hörte man in Nürnberg die Meldungen. Palm, der wach und kritisch beobachtete und rechnete, spürte schnell auch an einem weiteren Umstand, daß es dem Habsburger Franz nur um seine Hausmacht ging. Der fähigste militärische Kopf Österreichs, Erzherzog Karl, der sich rühmen konnte, die Franzosen schon einmal besiegt zu haben, ging mit seinen Truppen nach Italien, um mit der österreichischen Hauptmacht die Entscheidung im Süden zu suchen. Im Norden, in Deutschland, kommandierte der jugendliche Erzherzog Ferdinand — in Wahrheit aber der eitle Feldmarschall Mack — kaum 60 000 Mann, die schon zahlenmäßig der dreifachen Übermacht Napoleons nicht gewachsen waren. Deutsch-

land schien dem Kaiser Franz ein Nebenkriegsschauplatz, auf dem die anrückenden Russen unter Kutusow in einer Stärke von weniger als 50 000 Mann unterstützend operieren sollten. Napoleon hingegen sandte seine Hauptstreitkräfte nach Deutschland – rund 200 000 Mann.

So wurden die Österreicher in wenigen Tagen überrannt, zersprengt und eingeschlossen. Während Mack seine Truppen bei Ulm zusammenzog, stießen die Franzosen, bei Donauwörth die Donau überschreitend, tief in ihren Rücken vor, besetzten Augsburg, bald auch Memmingen im Süden, während gleichzeitig Marschall Bernadotte zügig über Dachau gegen München marschierte und das österreichische Korps des Marschalls Kienmayer vor sich hertrieb. Es gab einige schnell verlorene Gefechte in der Nähe Ulms, es gab einen verzweifelten Ausbruch des Erzherzogs Ferdinand nach Norden über Dinkelsbühl und Ansbach, und es gab einen selbst für dieses Regenjahr ungewöhnlichen Landregen, der teilweise in Schnee überging. Aber auch dieser Regen konnte den Einkreisungsmarsch der Franzosen nicht verhindern. Etwa ein Drittel der Österreicher wurde bei Ulm eingeschlossen.

Dort war für keinerlei Belagerung vorgesorgt. Großsprecherisch verkündete Mack, man habe mehr als 3000 Pferde in der Stadt, davon könne man sich lange ernähren, er selber werde mit gutem Beispiel vorangehen. Er meinte, auf die Russen warten zu können, die in jenem Augenblick mit ihren Spitzen ohne ausreichende Munition und Schuhwerk bei Braunau angekommen waren. Bereits am 20. Oktober mußte er kapitulieren, und im ganzen Lande spottete man, er habe angesichts des Pferdefleisches gesagt, ein Kaiserfleisch mit Kren sei ihm lieber, man solle ihm beim Pferdefleischessen die Schüssel halten, denn er werde sich übergeben müssen. Und nun, so lachte man im ganzen Land, habe er sich ergeben. Die Österreicher nannten diese Niederlage die schändlichste ihrer Geschichte.

Ende Oktober las Palm einen Auszug aus der Rede, die Marschall Bernadotte am 21. Oktober vor Tausenden von jubelnden Münchenern gehalten hatte. Es war eine Rede des Triumphes in der wiedereroberten Hauptstadt des verbündeten Kurfürsten von Bayern.

»Wir haben gesiegt«, so las Palm; »von 80 000 Österreichern, welche sich auf dieser Kriegsszene gesammelt hatten, sind gegenwärtig nur noch 10—12 000 übrig, die mit dem Erzherzog Ferdinand bei Ulm entkommen sind. Es sind nur noch die Russen und das Korps des Generals Kienmayer zu bekämpfen. Die unvergleichliche Zusammensetzung des französischen Armeekorps, das von Hannover gekommen ist, der treffliche Geist, welcher die bayerischen Truppen beseelte, und die vollkommene Harmonie, die zwischen den Kriegern beider Nationen herrscht, sind die beste Vorbedeutung weiterer Erfolge.«

Einige Tage nach dieser Zeitung reiste Palm trotz flehentlicher Bitten seiner Gattin nach Süden. Er hielt sich nicht im Dorfe der Frau Maria auf, fand im Hause des Professors zu Ansbach nur die Mamsell Katharina und sagte ihr, er hoffe, nach seiner Rückkehr von Ulm den Professor zu einem Gespräch bereit zu finden; dann fuhr er weiter, immer weiter nach Süden. Er begegnete langen Wagenkolonnen, solchen, die den stürmenden Truppen, die schon die Russen über Braunau zurücktrieben, nacheilten, und solchen, die nach Heilbronn und Stuttgart zurückfuhren, beladen mit Verwundeten und Gefangenen. Palm fühlte sich nach Ulm hineingetrieben; ungeduldig spornte er den Kutscher, der bei den aufgewühlten Wegen und den endlosen Kolonnen schwer vorankam. Palm wollte nach Ulm, wollte dabei sein, wollte sehen und hören, wie es geschehen war.

Die Dörfer in der Nähe Ulms, die alle den Durchmarsch der feindlichen Truppen erlebt hatten, boten ein trauriges Bild. Hier hatte der Krieg sein anderes Gesicht gezeigt. Es waren

weniger die Kampfhandlungen, sondern vor allem die Requisitionen Schuld an der größten Not. Beide Armeen waren nach dem von Napoleon in Italien neu entdeckten Prinzip aufgestellt worden, daß die Truppe sich aus dem Lande ernähren müsse. Das sparte einen großen Troß, das machte schnell und beweglich und zwang zugleich zu unermüdlichem Vormarsch, da eine ausreichende Truppenverpflegung nur gesichert war, wenn die Einheiten Tag für Tag neue Räume erreichten, Räume, die noch nicht kahlgefressen waren. So glich dieser Kriegszug des französischen Heeres dem fressenden Schwarm von Heuschrecken. Dorf um Dorf wurde seiner Vorräte beraubt; dabei hielt man sich durchaus an die Formen, übergab den Bürgermeistern genau errechnete Anforderungen über Brot, Fleisch, Heu und Hafer, über Bier und Branntwein, bezahlte mit Schuldscheinen und verhinderte nach Möglichkeit das wilde Plündern und Rauben der einzelnen Soldaten. Die meisten Truppenführer der Franzosen hielten auf Manneszucht, und auch das war eines der Geheimnisse ihrer Erfolge.

Aber die Dörfer in der Nähe Ulms waren schlimmer dran als alle anderen. Denn hier hatte sich der zügige Vormarsch einige Tage gebrochen, hier bewegte sich der Krieg im Kreise. Hier versagte sehr oft das System der Requisitionen, weil die Truppen zu lange in einem Orte lagen oder weil in häufigem Wechsel immer neue Einheiten dasselbe Dorf heimsuchten. Die Heuschrecken fanden oft genug nur den Kahlfraß ihrer Vorgänger, und sie begannen sich tiefer einzunagen. Sie schleppten die letzten Vorräte aus der Kammer der Bäuerin und das letzte Schwein aus dem Stall. Die Hungrigsten aber zerrissen das Band der Disziplin und begannen zu räubern und zu wildern. Sie wurden gewalttätig und grausam, die Nähe des Kampfes und des Todes entfesselte die Lust am Zerstören. Die französischen Befehlshaber mußten oft hart durchgreifen.

Die Dörfer hatten vorher die Österreicher kennengelernt,

und Palm erfuhr, daß die Österreicher noch verhaßter waren als die Franzosen. Die Disziplin vieler österreichischer Truppenteile war von Anfang an schlechter als die der Franzosen. Auch hatten die Österreicher versucht, das französische Requisitionssystem nachzuahmen, dieses aber schlecht vorbereitet, unzulänglich organisiert und vor allem vergessen, daß ein wesentlicher Bestandteil eines solchen Verpflegungssystems darin bestehen muß, sich schnell nach vorn zu bewegen. Die österreichischen Truppen aber traten oft auf der Stelle, wurden unsicher kreuz und quer geführt, und die Heuschrecken hatten das Land sehr bald kahlgefressen.

Palm erlebte in diesen Dörfern, was die eigennützig auf habsburgische Hausmachtinteressen gerichtete Politik des Kaisers Franz II. angerichtet hatte. In den Herzen der gequälten Bauern der Dörfer um Ulm zuckte der Grimm über das Verhalten der Truppen des deutschen Kaisers. Aus den Flüchen in den Schenken, den verweinten Augen der Frauen und der ängstlichen Scheu der Kinder schrie Palm die tiefe Erniedrigung Deutschlands an. Und wie ein kaum faßbares Wunder erschien es ihm, wenn er hier und da erfuhr, daß einzelne Einwohner, Männer oder junge Burschen, dennoch der Stimme des Blutes gehorcht hatten, indem sie durch heimliche Hilfe, durch Kundschafterdienste oder als Wegeführer die Truppen des Kaisers gegen die Franzosen unterstützten.

Ulm aber duckte sich verstört in seine Gassen. Die eigentliche Belagerung war nicht übermäßig lang gewesen, aber sie war wie ein Ungewitter über die ungeschützte Stadt gekommen. Als Palm eintraf, konnte er noch den Gestank der Verwesung atmen, der aus den Leibern toter Pferde und Menschen, aus dem Kot von Menschen und Tieren durch die Gassen kroch.

Zum ersten Male sah er eine Stadt, die er von früher her in ihrem bunten Leben kannte, unter dem Kriege grau werden.

Aus den Häusern am Rande der Stadt waren auf Befehl des Feldmarschalls Mack zum Teil die Bewohner vertrieben worden, Fenster hatten als Schießscharten, Mauern als Deckung, Möbel in der herbstlichen Kälte als Brennmaterial gedient. Die Vorräte der Stadt waren aufgezehrt, es herrschte der Hunger, denn die Dörfer, die sonst die Stadt mit Nahrung versorgt hatten, waren so ausgeplündert, daß sie auch nach der Kapitulation zunächst nichts zu liefern vermochten. In den Spitälern und in den Häusern lagen Kranke und Verwundete, Einwohner der Stadt, die durch die Geschosse der französischen Artillerie getroffen waren, Soldaten beider Parteien.

Es hatte Exzesse und Ausschreitungen gegeben, Plünderungen, und die Frauen von Ulm hatten weder vom Wiener Charme noch von französischer Courtoisie allzuviel zu spüren bekommen. Und die Männer erzählten sich voll Wut das Wort eines französischen Generals, der gesagt haben sollte, der Feind sei wie eine Getreidegarbe: je mehr man ihn dresche, desto mehr gebe er her. Ulm und seine Umgebung waren kräftig gedroschen worden.

Es gab Männer in Ulm, die den Buchhändler Johann Philipp Palm kannten. Man wußte von ihm, daß er einer der wenigen Aufrechten im Lande war, keine jener Kreaturen, deren Patriotismus sich in kriecherischer Anbetung ihres Fürsten oder Magistrates erschöpfte. Und er spürte aus den Worten der Männer, die zu ihm in die Herberge kamen, daß es auch in Ulm eine heimliche Sehnsucht gab, die dieses Volk wie ein bohrender Schmerz durchzog — die Sehnsucht, nicht länger der getretene Knecht zu sein. Er spürte, er müsse mithelfen, diese Sehnsucht zu erfüllen.

Es kam zu einem Gespräch mit den Ältesten der vereinigten Handelsstände von Ulm, tatkräftigen Männern, die sich sogleich darum bemühten, die schwere Not ihrer Stadt zu lindern, die Schäden des Krieges auszubessern. Palm versprach,

er wolle versuchen, in Nürnberg einen Aufruf an die Bevölkerung zu erlassen und Hilfe für Ulm zu erbitten. Er sagte den Männern, er hoffe, die Einsicht in das Schicksal Ulms werde vielleicht auch den Willen der Nation wachrufen. Und doch – am Ende verließ er die Stadt als einer, der erfahren hatte, daß mancher mit Hochachtung von ihm sprach, daß er aber in seinem eigentlichen Streben gerade von seinen Bewunderern am wenigsten verstanden worden war. Die Sehnsucht nach einem Volk der Deutschen, das seiner selbst bewußt werden möchte, und nach Fürsten, die sich zuerst als Diener dieses Volkes begriffen, war aus den Worten der Herren des Ulmer Handelsstandes kaum zu hören gewesen, mochten sie alle auch im Erleiden gefühlt haben, daß sie in jener tiefen Erniedrigung lebten, zu der die Ohnmacht und Hilflosigkeit des Heiligen Römischen Reiches sie verdammte.

Palm hatte bisher geglaubt, daß sich in den Männern, die ihm in vielen Orten Deutschlands anhingen, auch ein gemeinsames Bekenntnis sichtbar mache. Dieser Glaube war ihm in Ulm als Illusion zerronnen. Und bitterer denn je fuhr es ihm ans Herz: das Glücksgefühl, einiges Ansehen zu genießen, schien doch nur billig befriedigte Ruhmsucht zu sein. Palm verließ die Stadt sehr niedergeschlagen. Das Bild der Verwüstungen als Ergebnis eines Krieges, den er als ein Mittel zur Befreiung aus den Fesseln der Knechtseligkeit und Kriecherei herbeigesehnt hatte, betrübte ihn tief. Das Ende seiner Illusion aber würgte ihn wie eine tödliche Verzweiflung.

Der Professor in Ansbach erschrak, als Palm auf der Rückfahrt bei ihm Rast zu machen begehrte. Selbst der Mamsell Katharina verschlug es die Sprache, als sie dem graugesichtigen Manne den Mantel abnahm.

»Ich habe den Krieg gesehen«, sagte Palm in die fragenden Augen hinein und ließ sich stöhnend in einen der zierlichen Stühle des chinesischen Salons fallen.

Es half wenig, daß der Professor der Mamsell auftrug, eine Flasche schweren französischen Weines zu bringen.

»Souvenir eines Stabsoffiziers des Marschalls Bernadotte«, sagte der Professor, »sie haben mir all meine Forellen aufgezehrt. Aber was tut's? Ich werde mir neue beschaffen, und der Wein ist vorzüglich. Er wird Sie wieder ermuntern.«

Palm saß schweigend da und schüttelte den Kopf. Der Zauber herzgewinnender Fröhlichkeit des Freundes versagte. Von dem Wein aber trank er. Er trank in gierigen Zügen, heute wollte er die Nebelhand des Rausches spüren, daraus der Pfarrer in Fürth sich so oft Vergessen holte.

Yelin war aufgeräumt und erzählte Schwänke vom Heiratsstifter Napoleon, der für seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais die Tochter des Kurfürsten von Bayern zu werben hoffte und, um seinem Stiefsohn einen königlichen Schwiegervater zu verschaffen, dem Maximilian Joseph die Königskrone aufzusetzen gedenke. Palm lachte bitter dazu, und, als sie die dritte Flasche geleert, wurde ihm plötzlich ganz schwer und ernst zumute; er stützte den Kopf auf die Fäuste und sagte in den Raum hinein:

»Eigentlich kam ich, um mit Ihnen über Macchiavelli zu reden. Und jetzt hat es den rechten Hintergrund.«

»Das ist gut«, sagte der Professor, »der alte Florentiner ist mir weit weniger unsympathisch, als er es unserem großen Friedrich gewesen ist. Der Mann war ein Realist, der sich nicht mit frommen Sprüchen die Augen verkleistern ließ.«

»Ja«, erwiderte Palm, »aber seine Wirklichkeit ist immer nur die Wirklichkeit des Staates, die vom Leben des Einzelnen und seiner Not nichts wissen will. Ich denke, einen Macchiavelli würde man in Ulm zu Tode geprügelt haben, wenn er dieses Elend auf dem Gewissen hätte.«

»Ich würde es anders sagen«, entgegnete der Professor; »das Elend von Ulm wäre vermieden worden, hätte es im Römischen

Reich einen Macchiavelli auf dem Thron und nicht einen Hanswurst als Kaiser und einen Schwächling auf dem preußischen Thron gegeben.«

»Ich weiß«, sagte Palm; »so ähnlich argumentiert der Professor Fichte in Erlangen auch, mein Oheim dort hat mir vor einiger Zeit seine Bekanntschaft vermittelt. Ich hatte immer einige Scheu vor diesem Manne, der wegen seines Atheismus die Universität zu Jena verlassen mußte. Auch ist er ein überaus eingebildeter und störrischer Mann, der nicht nur auf Kant schwört, sondern sich vor allem auf überheblichste Weise als dessen einzigen berufenen Deuter bezeichnet. Wobei mir nach diesem Gespräche auffiel, daß ein Mann, der sich zum einzigen berufenen Deuter Kants aufwirft, zur Frage des Krieges so gänzlich andere Ansichten als sein Meister aus Königsberg entwickeln konnte.«

»Was aber hat der Fichte mit Macchiavelli zu schaffen?« fragte der Professor.

»Er plant eine Schrift zu dessen Rechtfertigung, und zwar eigens zu dem Zweck, seinem König in Berlin Mut zur Rüstung gegen Napoleon zu machen.«

»Das gefällt mir«, rief der Professor begeistert, und dies nicht zuletzt, weil er glaubte, sein Gast beginne nun wieder neue Kraft zu schöpfen.

Palm dagegen verharrte in seiner niedergeschlagenen Stellung und sagte:

»Ich habe mit Fichte gesprochen. Er argumentiert so: Jeder Staat trage in sich die natürliche Tendenz, seine eigene Macht auszubreiten und darüber hinaus das ihm selber eigentümlich und richtig erscheinende Gute seines Geistes über alle anderen Völker zu verbreiten. Das sei damit zu erklären, daß die allgemeine Vernunft sich in den Nationen aufs neue entfalte, daß somit der Auftrag, die Vernunft zu entfalten, in jedes Volk hineingelegt sei und daß somit jede Nation mit der anderen

notwendig in Konflikt kommen müsse. Er glaube, die deutsche Nation sei befähigt, die Weltvernunft zum Siege zu führen. Darum sei ein deutscher Patriotismus berechtigt, er sei sogar die Pflicht eines jeden Deutschen, wenn anders er sich nicht gegen das Wachsen der Weltvernunft versündigen wolle.

Dagegen will ich nichts sagen, denn dazu kennen Sie meine Auffassung: das ist der gleiche Wahn, der einen Napoleon zu seinem alle Mannigfaltigkeit des Lebens vernichtenden Universalkaisertum treibt, die gleiche Borniertheit, die jahrhundertelang die Völker unter das alleinseligmachende Dogma des römischen Papismus zwingen wollte. Haben wir schon vergessen, wieviel Blut und Tränen solche Anmaßung über die Welt gebracht hat, wieviel Mord, wieviel Folterung und Inquisition? Ich habe ihm heftig widersprochen.«

»Aber dieser Drang ist da«, sagte der Professor. »Die bekannte Historie zeigt uns, daß die Menschen immer um ihrer angeblichen Wahrheiten willen am blutigsten gekämpf haben. Darin muß ich Fichtes Ansicht durchaus beipflichten.«

»Das mag sein«, erwiderte Palm. »Die Türken zogen deshalb vor Wien, und die Mauren mußten bei Tours und Poitiers den Versuch, dem Abendlande ihre Wahrheit aufzwingen zu wollen, mit Blut büßen. Aber es ist eines, diese Tatsache zu greifen, und ein anderes, ihr auch noch ein logisches Fundament zu mauern, damit dieser Drang eines Tages zur furchtbaren Apokalypse des Menschengeschlechtes werde. Denn daraus folgert Fichte, jeder Staat sei natürlicherweise des anderen Feind, jeder Staat müsse daher sein Handeln so einrichten, daß er vom anderen stets das Schlimmste erwarte, und dürfe keine Gelegenheit auslassen, den anderen zu schwächen, um die eigene Macht zu stärken. Auch sei daher zwischen Staaten keinerlei Rechtssicherheit möglich. Eine Politik, die auf sogenannten Rechten oder auf Verträgen aufbaue, ohne sich ständig der Machtmittel zu versichern, solche Verträge mit Gewalt wirk-

sam machen zu können, sei dumm und verblendet. Wer da glaube, ein Feind werde jemals auf ein Mittel des Kampfes verzichten, das ihm Vorteil bringe, möge es auch hundertfach gegen eine Forderung der Moral verstoßen, sei ein armer Tropf, der sehr bald merken werde, wie man ihm das Fell über die Ohren ziehe. Der Fürst müsse deshalb auch die große Gewissenslast einer doppelten Moral auf sich nehmen, als Staatsbürger Rechtsgenosse seines Staates und ein Vorbild bürgerlicher Moral, als Staatsmann aber ein schlauer Fuchs zu sein, der sich durch keinerlei Moral stören lasse, das Wohl seines Staates gegen dessen Feinde zu sichern. Und hier wurde es mir recht schwer, gegen den klaren Verstand des Philosophen zu argumentieren. Vor allem aber mußte ich immer wieder an Ihre Forderung denken, ich möge doch das englische Geld nehmen, es sei nichts dabei.«

»So wird der berühmte deutsche Philosoph zu meinem stillen Bundesgenossen«, frohlockte der Professor und glaubte, vollends gewonnen zu haben.

»Nein«, sagte Palm hart, »ich bin kein Staatsmann, und ich könnte ihm vielleicht folgen, wenn ich einer wäre. Aber gerade in Ulm habe ich erlebt, daß die Ansichten darüber, was das Wohl des Staates erfordere, recht verschieden sein können; denn mit jener Weisheit von dem Dienste der Weltvernunft soll man mir vom Leibe bleiben, so sehr ich auch das Wachsen der Vernunft wünsche. Gott hat uns keinen Einblick in den Zweck seiner Schöpfung gegeben, und ich meine, es sei die schlimmste aller Sünden, wollten wir Menschen uns dazu versteigen, mit unserem kleinen Menschenverstande darüber auch nur zu spekulieren. Dieser Hochmut ist die wahre Erbsünde der Menschen. Darum jedoch geht es gerade, daß dieser Glaube, Bannerträger erkennbarer Zwecke zu sein, die natürliche Liebe zu dem eigenen Bruder und Geschwister zerstört. Diese verwirrende Fülle der sogenannten Wahrheiten — in Wien die

katholische, in Paris die karolingische, bei unseren Liberalen die der abstrakten Vernunft, bei anderen die legitimistische und was dergleichen noch geboten wird — das alles hindert unser Volk ja daran, zu jener einzigen Wahrheit hinzufinden, die niemanden bekehren, niemanden missionieren will: zu sich selber.

Der Herr hat gesagt, daß wir unseren Nächsten lieben sollen. Unser Nächster aber ist der Bruder gleicher Zunge, der die gleichen Lieder mit uns singt und die gleiche Sehnsucht in sich trägt. Einen Mann gibt es in diesem Volk, der diese Not richtig fühlt, der Professor Ernst Moritz Arndt im schwedischen Greifswald. Nie werden wir Frieden und ein Leben aus eigener Kraft finden, wenn wir nicht diese schlichte Wahrheit ergreifen. Auch für diese Wahrheit muß die Schrift zeugen, und das ist jenseits jener Staatsklugheit eines Macchiavelli und eines Herrn Fichte, mag sie sonst auch noch so berechtigt sein.

In Ulm habe ich gesehen, wie das Volk den Zwecken des Staates und dem Sendungsrausch der Fürsten geopfert wurde. Wieviele Not hat das englische Geld in jener Stadt erzwungen! Begreifen Sie jetzt, daß es so nicht geht?«

»Ich ehre Ihre Skrupel«, sagte der Professor; »aber ich teile sie nicht. Denn wir haben es mit Staatsmännern zu tun, die allesamt mehr oder weniger geschickt nach jenen Maximen Fichtes handeln — und jene am meisten, die sich in den Weihrauchnebel einer vorgeblichen Moral einhüllen, um ihr Spiel desto erfolgreicher betreiben zu können. Erlauben Sie mir nur einen Beweis:

Der Graf von Thürheim hat durch die besondere politische Konstellation am bayerischen Hofe einen guten Zugang zu mancher politischen Denkschrift im Kreise der Franzosen. Er hat mir kürzlich einige Sätze aus einer solchen Arbeit mitgeteilt, die vor einigen Jahren im republikanischen Frankreich entstand, als man besonders laut die allgemeinen Menschen-

rechte verkündete, die aber in ihrem Geist ganz offensichtlich auch heute die kaiserlich-französische Politik bestimmt, denn es wird danach – wie wir sehen – gehandelt.«

Der Professor sprang hurtig, wenn auch vom Wein etwas unsicher, an einen zierlichen Sekretär, entnahm ihm einige lose Blätter und begann vorzulesen:

»Ist es im Interesse der französischen Republik, daß das rechtsrheinische Deutschland sich revolutioniert, damit auf den Trümmern des Reiches sich ein ungeheurer Militärstaat erhebe? Frankreich vollende vielmehr durch eine Folge von Separatverträgen seine Auflösung. Nach Abtrennung von Österreich, Preußen und dem linken Rheinufer bleibt eine Bevölkerung von zwölf Millionen übrig. Die kleinen Staaten des Zentrums sehen ihren Protektor nicht mehr in Deutschland, aber sie haben Vertrauen zu Frankreich. Einem geeinten, mächtigen Deutschland kann man in Paris nicht trauen. Bei den Deutschen, die, in kleine Völkerhaufen aufgelöst, mit ziemlicher Gleichgültigkeit einen großen Teil von ihrem Reich losgerissen sehen, würde die Erinnerung an früheren Besitz den Ehrgeiz wachrufen, denselben wiederzugewinnen, sobald sie eine geeinte Nation bilden, der Nationalstolz würde die früheren Demütigungen rächen.

Einer solchen Entwicklung zuvorzukommen, muß man das in Frankreich abgetane Föderativsystem wieder zu Ehren bringen, das, zur Entfaltung aller sozialen Kräfte unbrauchbar, als Barrieresystem die größten Vorteile bietet. Daß dieser neue Staatenverein nicht zu mächtig werde, muß man an dem Prinzip der Veruneinigung festhalten.«

Der Professor sagte, nachdem er gelesen, mit Nachdruck:

»Ein solcher Feind hat auch ohne Fichte seine Lektion aus dem Macchiavelli wohl gelernt. Sollen wir uns als ehrbare Narren jede Waffe versagen, die dagegen helfen könnte, nur weil sie einem zarten Gewissen nicht ganz fleckenlos erscheint?«

Palm war bei diesem Vortrag tiefer in den Rausch des Weines gesunken.

»Diese elende Zeit!« sagte er schluckend. »Unsere Majestäten würden mit ihrem Eigennutz selbst jede kluge Hinterlist verderben.«

Und seinen Kopf noch einmal mühsam hochstützend:

»Es handelt ja niemand hierzulande für das Volk. Jeder denkt an sich, an seinen Handel. Auch die Ulmer Handelsstände konnten im Grunde nur jammern und haben nichts begriffen.«

Und mit weitaufgerissenen Augen:

»Wenn wir Geld nehmen, wird jedermann glauben, wir täten es, weil wir schlechter Geschäfte wegen auf solche Weise unsere Taschen füllen wollten. Jedes Wort der Schrift aber würde zur leeren Phrase, die nichts hülfe.«

Und dann blieb dem Professor Yelin nichts zu tun, als den Freund wie ein hilfreicher Bruder zu umsorgen — und er tat es in dieser Nacht, ohne die Mamsell Katharina zu rufen.

X

Nach der Niederlage

Welke Blätter klebten feucht an den Rändern der Straße. Sie glänzten in der faden Helligkeit des Mittags, der mit einer roten Sonne die drückenden Wolken dieses Verzweiflungstages durchbrochen hatte. Schwarz und glitschig zeigten die Bäume ihr fast entlaubtes Geäst, und die Häuser des Dorfes hielten Fenster und Türen widerwillig geschlossen.

Schon am Anfang des Dorfes hatte Palm, von Ansbach kommend, den Kutscher halten lassen und war zu Fuß die Dorfstraße hinuntergegangen. Es war ihr Dorf. Was er auf der Hinfahrt mit aller Kraft, getrieben auch von den Hoffnungen dieser Fahrt, bewältigt hatte, jetzt, in dieser grenzenlosen Verzweiflung, fand er wie selbstverständlich den Weg zu jener Frau, die er, einer Eingebung folgend, Maria genannt hatte.

Es war um die frühe Mittagszeit, denn er war zeitig aus Ansbach aufgebrochen, und der Rest eines schlechten Gewissens forderte von ihm, für diesen Besuch die Mittagszeit zu wählen. Rast halten wollte er bei ihr und ein Mittagsmahl einnehmen.

Das Dorf aber schien ihm ängstlich zu sein, ängstlicher noch als viele der Dörfer drunten bei Ulm, die den Pulverdampf gerochen und in deren Gassen vielsprachige Soldatenflüche verhallt waren. Denn im Dorf holt sich der Krieg die Fourage, verpraßt der Mann das mühsam erworbene Gut des Jahres in Tagen. Im Dorf lacht der plündernde Marodeur der weinenden

Bäuerin frech ins Gesicht, nimmt ihr die Eier, das Mehl und den Wein. Darum sind die Dörfer ängstlich im Kriege.

Doch dieses Dorf hatte von dem nichts erlebt, was bei Ulm geschehen war. Nur die Gerüchte waren von Haus zu Haus gedrungen, hatten wie ein quälender Nebel die Gemüter mit Sorge umhüllt; und wenige gab es in diesem Dorf, die sich um den Sieger oder den Verlierer dieses Krieges Gedanken machten. Sie beteten in ihren Häusern, und die Mütter lagen auf den Knien dabei, es möge kein harter Trommelschlag die Stille dieser Herbsttage zerreißen.

Palm, dem auf seinem Wege die Straße hinab die Ohnmacht deutlich wurde, die aus solchem ängstlichen Beten zum Himmel schrie, fühlte mehr denn je, daß er fast machtlos einem Verhängnis ausgeliefert war. Das Dorf lag im roten Licht der fahlen Mittagssonne, unbehütet einem fernen Willen preisgegeben wie er. Aber das eben war seiner Natur nicht gemäß, sich ängstlich unter die Bäume zu ducken, Fenster und Türen zu schließen und ergeben den Schlag des Schicksals zu erwarten.

Er ging die Straße hinunter, und zuweilen bellte hinter einem Zaune ein Hund, heiser und wild.

Vor ihrem Hause stand mit verschränkten Armen und bleichem Gesichte der junge Balthasar. Mit bösen Blicken empfing er Palm und erklärte ihm mürrisch, die Frau sei nicht im Hause. Palm mochte es nicht glauben, fühlte sich aber auch von dem Wesen des Burschen so abgestoßen, daß er keine Fragen an ihn stellte, sondern ohne weiteres Zögern in die Gaststube eintrat, um sich selber von der Wahrhaftigkeit des Burschen zu überzeugen. Die Gaststube war leer, kalt standen die weißgescheuerten Tische im Raum, und auch von der Küche her drang kein Geräusch herein.

Palm wagte nicht, ihren Namen zu rufen und wußte nun, daß der Bursche nicht gelogen hatte. Aber er sagte sich zu-

gleich, daß dieser saubere, aufgeräumte Zustand und die frische Feuchte des Bodens die Nähe der Frau zur Gewißheit machten.

Er trat wieder hinaus und empfing ein schadenfrohes, blödes Lächeln Balthasars, der noch immer mit verschränkten Armen neben der Türe stand und sein Gesicht in die Sonne reckte. Da fragte er ihn nicht ein zweites Mal und ging wortlos um das Haus herum in den Stall.

Über der Tür des Stalles, der ein wenig schief dem Hause rückseits angebaut war, sah Palm ein Kreuzknöchelchen angeheftet. Es mochten die Läufe eines Hahnes sein, die, über Kreuz gebunden, den Stall vor Zauberei und Hexenworten schützen sollten. Ein leises Unbehagen beschlich ihn bei diesem Anblick und ließ ihn zögern, den Stall zu betreten, darin er die Stimme der Frau ruhig und begütigend reden hörte. Aber es war nur einen Wimpernschlag lang, dann stand er auch schon vor dem Schweinekoben.

Die Frau sagte kein Wort. Sie richtete nur ruhig und dankbar ihre großen dunklen Augen auf ihn und nahm dann gleich wieder die groblinnene Schürze, um damit das soeben geborene zappelnde Ferkel vollends trocken zu reiben. Zu ihren Füßen lag die Sau, grunzte unruhig und atmete mit schweren Flanken. Neben ihr in einem großen Weidenkorbe krabbelten fünf rosige Ferkel umher, schon nach wenigen Lebensminuten munter und beweglich.

»Sie tut sich schwer«, sagte die Frau, und alles war so selbstverständlich, als sei Palm nur eben schnell hereingekommen, um sich nach der Zahl der Ferkel zu erkundigen. »Sie ferkelt zum ersten Male«, fuhr die Frau fort, legte das jüngste der Ferkel in den Weidenkorb, stand auf und gab ihm lächelnd die Hand.

Palm hielt ihre Hand fest und sagte nach einer Weile:

»Ich komme wieder von Ansbach und ließ den Kutscher halten, um hier zu sein. Der Kutscher ist diesmal kein Postillion.

Er ist ein Frachtkutscher aus Ulm, und in Ulm habe ich den Krieg gesehen.«

Es war keine Ruhe im Stall; in einem Winkel gackerte ein Huhn, das sich nach vollbrachtem Legegeschäft vom Neste erhoben hatte, und die Hennen im Garten antworteten ihm.

»Ich hab' davon gehört«, antwortete die Frau; »einige aus unserem Dorfe haben schon ihre besten Kühe und die fettesten Schweine in den Wald getrieben. Man hört jetzt wieder so viel von Plünderungen, und die Soldaten haben überall einen Bärenhunger — gleichviel aus welchem Land sie kommen mögen.«

»Ja, Hunger haben sie«, sagte Palm, »eine Gier auf Fleisch, als wollten sie sich die Mahlzeit eines ganzen Lebens in den Wochen des Krieges einverleiben. Und Feuer lieben sie. Es ist eine Lust am Brand, ein Tanz um die Flammen, in denen alles zu Asche zerfällt.«

Die Frau nahm die Hand zurück und beugte sich zu der schwarzborstigen Sau nieder, die soeben wieder schnaufend und zitternd ein siebentes Ferkel ins Leben entließ. Es war das größte des Wurfes, und die Geburt mochte dem Tier schwer angegangen sein. Palm sah, wie die Hand der Frau das gescheckte Ferkel in die Schürze nahm, behutsam und doch nicht zimperlich.

Der Stall war dunkel und niedrig. Nur ein einziges enges Fenster fing das Tageslicht, und hätte die Tür nicht offen gestanden, so wäre kaum die geringe Länge des Stalles augenfällig geworden. Vierfach waren Verschläge mit Brettern abgeteilt, im zweiten grunzten Schweine, der dritte schien leer, und der vierte barg einen Haufen faules Stroh. Zwei Kühe rieben die Köpfe an den Futterraufen und mahlten mit unermüdlichen Kiefern. Vor ihm jedoch hockte die Frau und rieb mit ihrer Schürze das Ferkel.

»Wir haben schon unser bißchen Korn geerntet, seit wir uns zuletzt sahen. Es war noch Sommer damals; aber das Korn ist

naß. Ich hab's immer wieder umwerfen müssen, damit es mir nicht im Stalle verfault.«

»Auch meine Bücher bereiten mir Sorgen«, erwiderte Palm; »es war mir nicht möglich, eine Reise nach Ansbach zu riskieren. Auch heute muß ich bald wieder fort.«

Die Frau hob den Kopf. »Ich weiß«, sagte sie, »aber es ist doch schön. Ich muß im Stall bleiben, bis die Sau fertig ist.« Und an die Zitzen fassend: »Die Milch ist da.« Und fuhr fort: »Es ist schön, wenn dort ein Mann steht, der eine Pfeife Tobak raucht. Ich sehe es gern, wenn die Rauchwölkchen ins Licht der Tür schweben, und gegen die Fliegen tut's auch gut.«

Palm kramte seine Pfeife aus der Reisetasche, die er vor sich auf den steinernen Boden gestellt hatte, und begann alsbald zu rauchen. Und das war sehr gegen seine Gewohnheit, denn er war ein sparsamer Mann; den teuren Genuß des Tabakrauchens gönnte er sich nur am geruhsamen Feierabend und in geselliger Runde.

»So steht in manchen Höfen der Bauer im Stall«, sagte die Frau; »es ist schön, daß ich es auch einmal sehen darf.«

Da brach es aus ihm heraus, so laut, daß die Kühe einen Augenblick die Ohren hochwarfen und die mahlenden Kiefer stillstanden:

»Wäre ich doch ein Bauer, wäre ich doch hier geboren und hätte nicht gesehen, was ich gesehen habe! Vielleicht haben die Bauern recht, die ihre Kühe in den Wald treiben. Da schießen sie und schlagen und stechen, da brennen sie und schänden die Frauen, kommen von weither, aus Paris, aus Ungarn, aus Rußland, auch aus Schwaben und Tirol, und wir armes Volk haben keine Macht, das zu hindern, sind Spielball der Fürstenlaunen, Notknechte der Ruhmgier eines Bonaparte, der Eitelkeit eines russischen Alexander und des Eigensinns eines sogenannten deutschen Kaisers. Ist das den Tod eines Mannes wert, der fremden Husaren verwehren wollte, ihm sein Pferd zu stehlen?«

Die Frau hockte noch immer neben dem Weidenkorbe und hörte ihm zu.

»Es muß wohl so sein«, sagte sie. »Wie lange trage ich es schon? Es ist wie ein Kreuz, das wir alle auf uns nehmen müssen, tragen, solange die Kräfte noch reichen dazu. Nur ein bißchen Hoffnung muß bleiben und manchmal ein Tag wie dieser.«

Wieder warf die Sau ein Ferkel, aber dieses schien tot zu sein, denn es rührte sich nicht. Da schob die Frau es zur Seite.

»Nein«, rief Palm, »ich meine es anders. Noch niemals sah ich so nahe, was der Krieg über die Menschen bringt. Ich habe gehofft auf diesen Krieg; ich hoffte, es könne gelingen, auch Preußen in den Handel hineinzuziehen, damit endlich die Franzosen wieder zur Ruhe gebracht würden, damit es aufhört, daß jeder neue Herrscher Frankreichs glaubt, seine Krone mit einigen Fetzen geraubten deutschen Landes schmücken zu müssen. Aber jetzt habe ich gesehen, wie gleichgültig es ist, ob ein Ungar, ein Franzose oder ein Österreicher die Not in die Häuser trägt. Ist dem Übel zu wehren, wenn man ihm widersteht? So müde war ich noch nie wie jetzt auf der Heimfahrt von Ulm, und die eiligen französischen Kolonnen, denen ich auf den Straßen immer wieder begegnete, erregten mich weniger als ich je gedacht. Ich konnte nur traurig werden, wenn ich sah, wie sie mit hitzigen Gesichtern vorbeistoben. Oft blickte ich in junge, fröhliche Gesichter, denn sie hatten ja gesiegt, es ging vorwärts nach Wien, die Donau hinunter.

Ich bin so müde und leer«, sagte Palm, »und darum bin ich hergekommen, weil ich sonst zu nichts mehr Kraft gehabt hätte.« Die Pfeife war ihm ausgegangen, und er hielt sie in der Hand; es war zu umständlich, hier im Stall die Pfeife anzuzünden.

Die Frau sah ihn mit ihren großen dunklen Augen an, und zum ersten Male fand er den Mut, über seine heimliche Not zu sprechen.

»Mein Schwager hat mich seit Jahren einen eitlen Gernegroß genannt«, fuhr Palm fort, »wenn ich es daheim nicht aushielt, wenn ich immer wieder hierhin fuhr und dorthin. Nur um mir einen Namen zu machen, täte ich das alles, sagte er immer wieder, und ich mochte mich wehren, wie ich wollte, den Makel hing er mir an. Und jetzt bin ich so nahe daran wie noch nie, ihm schließlich recht zu geben. Ist es nicht wirklich ein müßiges Spiel der Eitelkeiten, sich in die Händel der Welt zu mischen? Kann ich denn wissen, ob ich demjenigen wirklich helfe, dem ich mich im besten Glauben aufgedrängt habe? Ist nicht doch die Sucht nach befriedigter Eitelkeit der eigentliche Antrieb dazu?«

»Es ist alles falsch«, erwiderte die Frau mit verzweifelter Gebärde, wies aber dann auf die Sau und sagte: »Sie hat gleich ausgeferkelt, dann kann ich sie allein lassen.«

Aber Palm wartete nicht länger. Er öffnete die Tür des Schweinekobens und hockte sich neben den Weidenkorb, darin die frischen Ferkel umeinanderkrabbelten. Er giff sich eines der zappelnden Tierchen, das mit rosiger Rüsselschnauze in seine Hand schnupperte.

So hockte er neben ihr und sprach kein Wort mehr. Geduldig wartete er neben der Frau, daß die Sau mit ihrem schweren Geschäft zu Ende käme und empfing in jedem Falle das frisch geborene und trocken geriebene Ferkel aus ihrer Hand, um es fast zärtlich in den Korb gleiten zu lassen.

Bei diesem gemeinsamen wortlosen Tun wurde er ruhiger, und immer aufs neue streichelte er die Leiber der Tiere. Er vergaß die Zeit, und mehr als eine Stunde verging, ehe die Sau mit dem vierzehnten Ferkel das letzte geboren hatte. Auch dann gönnte die Frau dem Tier noch einige Ruhe, hockte, auf den Weidenkorb gestützt, neben Palm und hatte ihre Hand um die seine geschmiegt. Die Sau lag vor ihnen und war erschöpft.

»Ihr Greifer nach dem Alles oder Nichts«, begann plötzlich die Frau; »ich habe schon manchen Mann in meinem Hause gesehen, dem ein Humpen Bier zuviel die Zunge löste, der im Rausche zeigte, wer er ist. Ich habe sie prahlen hören und weiß, wieviel es ihrer Eitelkeit schmeichelt, wenn sie einer Frau gefallen konnten. Das war ein Erfolg, mit dem man in männlicher Runde sich als der Männlichste beweisen konnte. Und dieselben Männer habe ich als Unglückliche erlebt, die als letzte noch in der Gaststube blieben und mich um ein bißchen Liebe anflehten und die dann keine Helden mehr waren. Ich glaube nicht, daß ein Mann ganz ohne Eitelkeit liebt, ohne die Lust des männlichen Triumphes, aber ich glaube auch nicht, daß ein Mann nur aus Eitelkeit liebt. Einmal mag das eine überwiegen, dann das andere.«

Sie lächelte ihm zu:

»Ist denn eine kleine Eitelkeit so schlimm, daß deshalb ein starker Mann an sich und seinem Schicksal verzweifeln müßte?«

Sie ließ ihm keine Zeit zu einer Antwort, sondern faßte den Korb fester und drückte ihn nieder, so daß jetzt die Ferkel quiekend herauspurzelten und sich alsbald an den Zitzen der Sau festsogen. Beide standen sie und schauten dem Muttertiere zu, das sich schon nach kurzer Weile erhob, um sich für's erste des ungewohnten Treibens zu entledigen. Frau Maria nahm Palm bei der Hand und verließ mit ihm den Koben. Aus seinem Gesicht waren die Spannungen gewichen, die ihm seit Ulm keine Ruhe mehr gelassen hatten.

Aber ein Schatten stand mit einem Male in der Tür: Balthasar. »Frau Maria«, schrie er laut, »ein Gast ist vorn und will Essen haben!«

Ruhig wandte sie sich dem Eifernden zu und fuhr mit klaren Augen dem Burschen bändigend in den flackernden Hundeblick.

»Geh' nur voraus«, sagte sie, »sag' ihm Bescheid, ich käme gleich.«

Da schrie der Bursche mit heiserer Kehle laut auf:

»Jetzt seid Ihr wieder so schlecht zu mir, und ich sag's Euch, ich bin kein kleiner Bub mehr, den man so einfach fortschicken kann, einmal hierhin und einmal dorthin, wie's gerad paßt. Ich will nicht fortgehen, wenn Ihr im Stall bleibt, ich sag's Euch, ich will nicht.«

Da trat die Frau vor und gab dem Burschen eine Ohrfeige, die ihm die bleiche Wange rötete. Zugleich aber raffte sich Palm aus seinem Schrecken, nahm den Burschen beim Arm und sagte: »Komm Er mit, wir gehen in den Garten, und dann wollen wir doch sehen, ob wir Ihm die Grillen nicht austreiben können.«

»Ich will nicht, ich will nicht«, schrie der Bursche weiter und schien den harten Schlag als eine Wohltat zu empfinden. Er rückte keinen Schritt von der Schwelle des Stalles und sah mit flackernden Augen von einem zum andern.

Aber Palm gab nicht nach.

»Mein Bub daheim ist jünger als Er«, sagte er fest; »aber auch er ist manchmal ein rechter Querkopf. Bislang habe ich den noch immer auskuriert. Will Er's nicht doch einmal mit mir versuchen? Er ist doch schon ein erwachsener Bursch und sollte seine fünf Sinne so weit beisammen haben, daß er ein Gespräch von Mann zu Mann durchstehen kann.«

Die Wendung kam überraschend, denn unvermittelt brach der Bursche in haltloses Schluchzen aus, sprang auf Palm zu, beugte sich nieder und versuchte, ihm ergeben die Hand zu küssen.

Einen Schritt zurücktretend, verwies Palm die Frau auf den wartenden Gast und bedeutete ihr, er werde allein mit Balthasar fertig werden. Und da drängte sich die Frau noch einmal an ihn, schmiegte sich an seinem Arm, weich fast und bei ihr ungewohnt, und aus dem Blick ihrer Augen war die Gewißheit zu lesen, daß nur sie diese neue Festigkeit des Mannes bewirkt

hatte. Gleich darauf verschwand sie mit eiligen Schritten um die Ecke des Hauses. Palm war allein mit Balthasar.

»Komm Er mit«, sagte Palm, zog den noch immer schluchzenden Burschen hoch und führte ihn in das Krautgärtlein der Frau, dessen Beete schon fast alle abgeräumt waren. Die Erde war weich, und Palm spürte, wie seine Stiefel in dem feuchten Boden einsanken.

»Die Frau ist wie eine Mutter zu Ihm«, sagte Palm; »sie gibt Ihm zu essen, läßt Ihm die warme Gaststube, und mehr kann Er wohl nicht verlangen.«

Es war mit einiger Schärfe gesagt, doch er bekam nur ein klägliches Wimmern zur Antwort.

»Er hat mir einmal davon erzählt, daß Er gern ein Kutscher werden möchte. Will Er das noch?«

Balthasar nickte und hielt zugleich beide Hände vors Gesicht, dünne blaugeäderte Hände.

»Hat Er denn schon einmal richtig versucht, ein Kutscher zu werden?«

»Ich bin ja krank«, greinte Balthasar wie ein Kind.

»War Er schon bei einem Medikus mit seiner Krankheit?« fragte Palm.

»Ich hab' kein Geld dafür«, sagte der Bursche.

Da hielt Palm im Gehen inne, stellte sich mit gespreizten Beinen vor dem Burschen auf und sprach mit lauter, kräftiger Stimme: »Schon recht, ich weiß, es gibt manch arme Teufel in dieser Zeit, die siechen ohne Hilfe dahin, weil sie die nötigen Gulden nicht im Beutel haben. Und den Armenspitälern fehlt es oft am Nötigsten. Aber Er braucht sich nicht zu beklagen. Wie viele finden solche Hilfe wie Er! Aber diese Hilfe hat auch den Kerl in Ihm ausgetrieben, scheint mir. Es tut nicht gut, wenn ein junger Bursch wie Er dauernd an der Schürze hängt. Damals hat Er meine Kreuzer verschmäht, hier gebe ich Ihm jetzt Gulden dafür, aber nur wenn Er mir verspricht, nach

Nürnberg zu fahren, dort einen Medikus aufzusuchen und danach wieder zu mir zu kommen, damit ich sehe, ob ich Ihm eine Kutscherstelle verschaffen kann. Dann wird Er merken, wie das ist, einen eigenen Zehrschilling in der Hand zu haben. Dann wird Er auch sein wehleidiges Wesen vergessen und noch einmal ein rechter Bursch werden, der nicht mehr wie ein Kind an einer Schürze hängt.«

Mit flackernden braunen Augen hatte Balthasar ihm zugehört. Auf seinen bleichen Wangen brannten rote Flecken. »Ich danke Euch«, stammelte er, »ich danke Euch.« Und erneut fiel er Palm zu Füßen und versuchte, haltlos dessen Hand zu küssen. Als Palm angewidert einen Schritt zurücktrat, begann der Bursche mit heiserer Stimme zu flüstern:

»Ich weiß schon, Ihr wollt Euch nur loskaufen, wollt mich fortschaffen von der Frau. Eine schöne Frau, nicht wahr? Schön, von ihrem Mund geküßt zu werden. Noch nie hat sie mich auf den Mund geküßt. Nur einmal auf die Stirn, weil ich ihr sagte, daß mir der Kopf so weh tät. Aber ich, ich habe sie geküßt, ihre Hände und ihre Arme, den Saum ihres Kleides, und wenn ich allein mit mir war, dann habe ich ihren Leib geküßt. Und dann bin ich in die Nacht hinausgelaufen, weil die Hitze des Fiebers über mich kam. Das wollt Ihr mir stehlen, mit einigen Gulden wollt Ihr mir das abkaufen!«

Und dann schrie er wieder: »Aber ich will nicht, ich will nicht.«

Palm griff mit seinen schweren Händen nach den Schultern des Burschen und schüttelte ihn:

»So nehme Er doch Vernunft an. Er kann doch bleiben bei der Frau, so lange er will. Und wenn Er Kutscher ist, kann Er nach hier zurückkehren, sooft Sein Dienst das erlaubt. Vielleicht kann Er sich dann sogar ein Zimmer halten bei der Frau und braucht nicht mehr im Waisenhaus zu schlafen. Ich will Ihm doch nicht die Mutter nehmen — alles andere, das muß Er

wissen, ist Unsinn. Und seine Fiebergedanken, die behalte Er nur hübsch für sich, denn wenn ich der Frau das erzähle, wird sie ganz gewiß nicht mehr gestatten, daß Er ihr Haus betritt. Wenn die Frau von diesen Gedanken wüßte, würde sie es Ihm niemals verzeihen. Dann hätte Er die Frau verloren, aber nicht durch mich, sondern nur durch eigene Schuld.«

Da fiel der Bursche abermals in sich zusammen, schluchzte und flehte, Palm möge der Frau seine Worte nicht verraten, nie wieder wolle er dergleichen sagen, schwur ihm voller Reue und Zerknirschung, es solle das letzte Mal gewesen sein, daß er sich so betrage gegen einen Mann, der nur Gutes für ihn tue, und klaubte am Ende mit zitternden Händen die Gulden zusammen, die ihm Palm gegeben und band sie in sein schmutziges Sacktuch.

Palm streckte ihm die Hand hin. »Geb' Er mir die Hand darauf«, sagte er, »und sobald Er kann, komm' Er nach Nürnberg, suche sich dort einen Medikus und berichte mir dann, wie es ausgelaufen. Ich bin der Buchhändler Palm, Besitzer der Steinschen Handlung nahe der Herberge ›Zur Güldenen Gans‹.«

Balthasar ergriff die Hand und wagte einen scheuen Blick in das Gesicht des Mannes, dem er jetzt ein Versprechen gegeben.

»Er wird ein ganz anderer Mensch werden«, fuhr Palm fort, »folge Er nur meinem Rat, und Er wird sehen, wie viel schöner das Leben wird, wenn man mit selbstverdientem Gelde auch einmal fordern kann, wo Er bislang nur bitten durfte. Ihm sind Vater und Mutter früh gestorben, und Er darf mir wohl glauben, daß ich es ehrlich mit Ihm meine, wenn ich Ihm sage, was sonst sicherlich sein Vater Ihm gesagt hätte.«

Palm ließ die Hand fahren, wandte sich ab und folgte der Frau ins Haus. Aber es war, als sei nun gar nichts mehr nötig zwischen ihnen. Er aß, was sie ihm auftrug, aber er zahlte nicht dafür, und darin war alles schon ausgedrückt. Sie waren im Gastraum nicht allein, und als sie sich noch einige Minuten

zu ihm setzte, sprach er von dem Hilfswerk für Ulm, das er in Nürnberg einleiten wolle, von der Hoffnung, daß die Leute bei dem Felseneckerschen Friedens- und Kriegscourier den Aufruf ohne Kosten drucken würden, und auch sonst noch dies und das von den Erlebnissen seiner Reise. Er blieb auch noch sitzen, um geruhsam die Pfeife auszurauchen, die ihm im Stalle ausgegangen war, und dies war ein Teil des stillen Einverständnisses zwischen ihnen. Die Frau wußte, weshalb er's tat. Danach aber brach er auf, verabschiedete sich mit einem stummen Händedruck und suchte den Ulmer Frachtwagen. Die Frau winkte ihm vom Fenster her; nur Balthasar kam nicht zum Vorschein. Erst nachdem der letzte Hufschlag verhallt war, stand er plötzlich da und setzte sich mit unruhigen Augen an den Tisch. Als die Frau ihm die Suppe auftrug, beugte er sich zitternd über die Hand, die Hand, die ihn vor einer Stunde geohrfeigt, und küßte sie inbrünstig.

XI

Des Elends Fülle

Palm fand die Nürnberger Verhältnisse lähmender denn je. Das Schicksal der Stadt war ungewiß, denn der Sieg Napoleons bei Ulm und der eilige Rückzug der Armee Kutusows auf Mähren zu schuf doch zugleich neue Gefahren für den kühnen französischen Sieger. Von Tag zu Tag — man erfuhr es aus den kurzen Zeitungsmeldungen — zog sich das französische Heer tiefer nach Österreich hinein. Von Tag zu Tag wuchs zugleich auch die Zahl der russischen Truppen, die, jetzt von Preußen unbehindert, durch Südpreußen, Schlesien und Sachsen heranzogen. Und Preußen hatte mobilisiert, sammelte seine Truppen vor allem in Westfalen und Franken. Es gehörte wenig Phantasie dazu, sich auszumalen, daß die preußischen Truppen in Franken eine schwere Bedrohung der nördlichen Flanke Napoleons darstellten und daß es leicht in der Gegend um Nürnberg zu entscheidenden Gefechten kommen konnte. Hitzig gingen daher auch die Redegefechte weiter, die sich auf den Märkten und in den Stuben die Vertreter der preußischen und der bayerischen Anschlußpartei lieferten.

Palm spürte deutlicher als bisher, daß er in eine Welt zurückkehrte, die ihm fremd war. Pfalz-bayerisch, preußisch, österreichisch, was war ihm das? Es blieb alles Stückwerk und eines so unvollkommen wie das andere.

Kaum wieder daheim, hatte ihn der Pfarrer Yelin mit einer

neuen Idee überfallen; er hatte seine Vorliebe für das kursächsische Haus entdeckt: schon einmal habe ein tapferer Fürst aus diesem Geschlecht, einer Nebenlinie des Hauses, der Herzog Bernhard von Weimar, die Einheit Deutschlands zu retten gesucht; im Dreißigjährigen Kriege, als alles nur an Sonderinteressen dachte, habe er als einziger eine deutsche Politik getrieben. Mit großem Eifer redete der wilde Pfarrer von den Sachsen und brachte ihm zugleich ein Konzept der Schrift, darin den Sachsen ein eigenes Kapitel gewidmet war.

Aber Palm war seit Ulm bedächtiger geworden; die Schrift erschien ihm etwas zu umfangreich zu sein. Er scheute mit einem Male die Verantwortung, nicht aus Furcht vor den Folgen, die ihn selber treffen konnten, aber weil er bei Ulm gesehen hatte, welche Menschenwellen vernichtend aufbrandeten, wenn man sich vermaß, einen Sturm zu entfesseln. Napoleon hatte das Feuer in den Herzen entfacht mit seinen Proklamationen, die den Willen der Menschen vorwärtstrieben in die Schlacht und in den Tod.

Palm wehrte sich gegen den zudringlichen Eifer des Pfarrers, der ihm beweisen wollte, daß der Korse in eine tödliche Falle geraten war. »Ein Stoß der preußischen Armee in den Rücken der Franzosen, dann ist er verloren!« Immer wieder mußte Palm das hören, glaubte aber nicht so unbedingt daran. Er hatte sich sagen lassen, mit welcher Bravour die Franzosen marschierten und fochten, so daß die Erfolge dieser Truppen fast an Wunder grenzten. Davon wußte hier in Nürnberg niemand etwas, auch der Pfarrer Yelin nicht. Und so kam es, daß der Pfarrer in diesen Wochen nach Ulm mit Palm recht unzufrieden war. Der dachte an anderes. Er wollte Hilfe bringen für die verwüstete Stadt Ulm, deren Einwohner die Prahlereien des galanten Generals aus Österreich mit Obdachlosigkeit, Hunger und Siechtum hatten büßen müssen. Wollte schon niemand das Wort Deutschland noch hören, so mochte es we-

nigstens gelingen, die Herzen anzurühren, wenn er an das Mitempfinden appellierte und zu Spenden aufrief.

Eine Sensation hatte es freilich noch gegeben, der vor allem viele junge Burschen in der Stadt zujauchzten, und womit bewiesen wurde, daß diese Jugend sich noch für deutsche Wagestücke begeistern konnte.

Das war Mitte November gewesen, als unerwartet ein kaiserlich-königliches Kavalleriekorps durch nürnbergisches Land zog. Von Süden kommend, hatte es sich kühn durch alle französischen Linien geschlagen, war von Leutkirchen über Ulm, Bopfingen, Dinkelsbühl und Ansbach nach Norden gezogen und hätte bei Dinkelsbühl sogar die durchlauchtigste Frau Kurfürstin von Pfalz-Bayern gefangen nehmen können, die just von Würzburg her auf der Heimreise war, um an dem Münchener Siegesjubel teilzunehmen. Aber man war hier wirklich galant gewesen, hatte sich dieses gute Pfand versagt und war weitergeritten, um über die Sudeten und nach Böhmen hinein Anschluß an die österreichische Hauptarmee zu finden. Ein kleiner Triumph auch für die recht gedrückte reichstreue und kaiserliche Partei in der Stadt.

Wenn Palm jedoch geglaubt hatte, es sei leichter, ein Werk der christlichen Nächstenliebe zu vollbringen, als zu politischen Taten aufzurufen, so erlebte er auch hierin manche Enttäuschung.

Von behördlicher Seite, vom Rat her, blieb ihm eine offizielle Unterstützung versagt. Ein Aufruf für Ulm könnte als Parteinahme gegen die Franzosen gedeutet werden, so mußte er hören, und das würde auch für Nürnberg neue Gefahren heraufbeschwören. Aufgabe des Rates aber sei es in erster Linie, Wohl und Sicherheit der Einwohner der alten Reichsstadt zu wahren; einer Hilfsaktion aus privater Initiative wolle man allerdings nicht entgegenstehen. Es gab aber sogar Bedienstete der Stadt, die nicht einmal davon etwas wissen woll-

ten. Sie verbissen sich mit kleinlichem Eifer in die Geschäfte des Tages und hielten es just in diesen Tagen für wichtig, eine Verordnung zu erlassen, wonach jene mit einem Reichstaler bestraft würden, die ihr Nachtgeschirr auf die Straße entleerten.

Ebenso besorgte man sich darum, daß die Einwohner in den städtischen Forsten keine Tannen schlugen, um sie als Weihnachtsbäume zu verwenden. Es müsse diesem überhandnehmenden Unfug dringend gesteuert werden. Aber auch die Privatleute, bei denen Palm anklopfte, fanden meistens Gründe, die es ihnen gestatteten, sich den Bitten Palms zu verschließen.

Nur zwei Menschen waren gleich bereit, ihm zu helfen: sein Oheim, der Buchhändler Palm in Erlangen, und der ehrsame Nürnberger Bürger Marx Christoph Wieland, der am Obstmarkt wohnte und sein Haus als Sammelstelle zur Verfügung stellte. Und Palm erfuhr, daß sein Schwager Keßler darüber nicht wenig erbost war; der Markt war *sein* Reich.

Nach wochenlangen Mühen ließen die Nothelfer Ulms eine Anzeige im Felseneckerschen Blatte erscheinen, darin sich die Unterzeichner auf die Bitte der vereinigten Handelsstände von Ulm beriefen, die um Spendenhilfe für die schwer betroffene Stadt baten.

Viele Wochen hindurch blieb die Bitte um Mildtätigkeit an einigen Mauerwänden angeschlagen, versuchten Palm und der Bürger Wieland insbesondere den reichen Patriziern der Stadt, die trotz des Niedergangs immer noch über ansehnliche Mittel verfügten, Spenden abzuringen. Es waren Wochen, die mit entscheidenden Ereignissen randvoll gefüllt waren, Wochen, in denen sich auch Palm sehr viel Mühe gab, seine geldlichen Verhältnisse zu bessern. Schon am Tage seiner Rückkehr von Ulm hatte ihm der getreue Pech einen Brief aus Leipzig gezeigt, darin Gleditsch vorschlug, den Vertrieb eines neuen Journals, das wöchentlich erschien, zu übernehmen. Es waren Bildungsblätter für die Jugend mit Kupfern und einer Musikbei-

lage, eine durchaus wohlgestaltete Zeitschrift, die viel Belehrendes und Erbauliches enthielt. Sie sollte für 14 Gulden und 24 Kreuzer im Jahre abonniert werden und konnte dem Buchhändler bei einigem Zuspruch einen sicheren Verdienst erbringen. Es war eine Zeitschrift nach dem Sinne Palms, und er war seinem Freunde Gleditsch dankbar, ihm hier einen Weg gezeigt zu haben, der ihm gestattete, die Leipziger Schulden abzutragen. Palm machte sofort das Nürnberger Publikum mit der Zeitschrift bekannt und bestimmte seinen Buchhalter dahin, alle Erlöse aus diesem Geschäft Gleditsch monatlich zu überweisen und dies so lange, bis die 100 Gulden abgetragen waren, die er in Leipzig noch immer schuldete.

In diesen Wochen mußte Palm sehen, wie wenig es im Grunde genützt hatte, daß er beim Schreiner ein neues Küchengestühl hatte fertigen lassen und dazu die Truhe für Grütze und Mehl. Frau Anna erkannte wohl seinen guten Willen, mühte sich auch mehr denn je um das leibliche Wohl des Gatten und erfüllte recht gewissenhaft ihre Pflichten. Ja, er durfte sogar überschwengliche Dankesworte hören, als die Küche sich endlich mit ihren neuen Möbeln präsentierte. Sie führte den Schwager bei seinem nächsten Besuch dorthin, und sie zeigte sie ihm mit Stolz. Dennoch lastete ihre Ängstlichkeit mehr denn je auf ihm. Er hatte ihr von Ulm berichtet, und was sie da von ihm erfahren, ließ sie in diesen Wochen jeden Tag ein zweites Ulm für die Stadt Nürnberg befürchten. Damit mochte sie gar nicht so unrecht haben. Es standen preußische Truppen in der Nähe, die gewiß die reichsstädtische Neutralität so wenig achten würden wie Marschall Bernadotte vor wenigen Wochen die der Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth. Fast täglich mußte er Mahnungen zur Vorsicht hören, und die Triumphe des Schwagers Keßler über die Erfolge des Korsen klangen auch nicht so angenehm.

Keßler war in diesen Wochen obenauf. Nur ein einziges Mal noch durften jene, die sich mit der korsischen Freundschaft nicht abfinden mochten, ein Mißgeschick der französischen Truppen belächeln. Von Mund zu Mund ging die Anekdote von den vierhundert Franzosen, die in einem böhmischen Dorfe vor einem bißchen kriegerischer Musik wie Schafleder ausgerissen waren. In einer dunklen Nacht sei es gewesen, daß ein starker Trupp Franzosen, von einem böhmischen Beutezuge heimkehrend, beladen mit Silberzeug, Geschirr und vielen Kostbarkeiten, in dem besagten Dorfe Rast gemacht. Siegesund auch wohl weinestrunken habe man sich sorglos zur Ruhe gelegt und auch keinen Posten aufgestellt. Da hätten junge Burschen der Gegend beschlossen, den Übermut der ungebetenen Gäste zu strafen.

Sie sammelten einige kriegerische Lärminstrumente, Trommeln und Trompeten, fanden wohl auch ein paar alte Musketen und schlichen sich damit zur dunkelsten Stunde ins Dorf. Auf das Zeichen ihres Anführers machten sie dann plötzlich kriegerischen Lärm, erhoben ein vielstimmiges Siegesgeschrei und schreckten damit die armen Franzosen so unversehens aus dem Schlaf, daß diese glaubten, von großer Übermacht überfallen zu sein. Sie retteten auf ihrer Flucht kaum ihre Hosen und ließen den kecken Trommelschlägern und Trompetenbläsern ihre ganze Beute zurück.

Danach aber wurde der Himmel für die Patrioten endgültig schwarz. Immer weiter rückten die Franzosen vor, aus Krems kamen die Meldungen, aus St. Pölten, und Anfang Dezember erfuhr man, Kaiser Napoleon habe sein Quartier im Wiener Schloß Schönbrunn aufgeschlagen. Allerdings hörte man immer noch recht kriegerische und widerstandsfreudige Reden aus dem Feldlager des deutschen Kaisers, der auf eine große Entscheidungsschlacht zu hoffen schien. Auch die Tragikomödie von Berlin hatte stattgefunden, so wie der Professor es

Palm angekündigt hatte, und Kaiser Alexander hatte in Potsdam im Beisein Friedrich Wilhelms und seiner Luise den Sarg des großen Friedrich geküßt. Seit jenen Tagen blieb ungewiß, ob Preußen noch ernst machen wolle oder nicht. Mitte Dezember verdichteten sich jedoch die Gerüchte von einer großen Schlacht, bei der die Franzosen einen überwältigenden Sieg über ein vereinigtes russisch-österreichisches Heer errungen hätten. Am 18. Dezember endlich war die Gewißheit da: Der Kriegscourier brachte einen ausführlichen Bericht über die Schlacht bei Austerlitz. Der neue Kaiser, der Usurpator, hatte über die beiden rechtmäßigen Kaiser des Abendlandes gesiegt. Und schon am Tage darauf hörte man von einer Erklärung des Kaisers Franz, der offenherzig gestanden habe, daß das gegenwärtige Betragen der Engländer sowohl ihm als auch dem Kaiser von Rußland die größte Verachtung einflöße; sie setzten das feste Land in Flammen, um sich den Handel der ganzen Welt aneignen zu können.

Palm lachte bitter dazu. Ein Bericht aus Wien wußte zu melden, man beginne auch dort vom Kaiser Napoleon eine immer höhere Meinung zu haben, denn er zeige sich im höchsten Glück mit seltener Mäßigung und sei ein schonender Sieger.

In diesen Tagen war Palm einsam wie noch nie. Waren vor Wochen die Stimmen noch leise gewesen, die in Napoleon den Heiland der Zeit erblickten, so war jetzt die Zahl der Preisgesänge auf den Sieger von Austerlitz Legion. Auch das Geschäft des Freundes Friedrich Campe wuchs unter diesen Ereignissen, denn es bestand jetzt kaum noch Zweifel, daß die Tage der Freien Reichsstadt Nürnberg gezählt waren und daß der künftige Souverän Maximilian Joseph heiße. Die Kupfer Campes mit dem Konterfei des Münchener Herrscherpaares fanden großen Absatz.

Palm verlebte ein trostloses Weihnachten im Kreise seiner Familie, und selbst sein christliches Gottvertrauen gewann aus

der Vertiefung in die frohe Botschaft des Weihnachtsfestes nur mühsam neue Kraft. Er mußte sich gestehen, daß alle seine Hoffnungen gescheitert waren. Preußen ließ durch Haugwitz, über den Palm schon viele Schmähworte aus dem Munde Yelins gehört hatte, den Vertrag von Schönbrunn abschließen. Wie Palm durch einen Kurier des Professors erfuhr, wurde dadurch auch das preußische Ansbach an Bayern abgetreten. Preußen blieb seiner schwächlichen Neutralitätspolitik treu. Noch schlimmer aber war es für Palm, daß die Spenden für Ulm so beschämend kärglich eingingen. Er zögerte von Tag zu Tag, die Sammlung zu beschließen, stets in der Hoffnung, es möge noch ein größerer Betrag das Ergebnis verbessern. Wer dachte noch an Ulm? Jetzt schien das Zeitalter einer neuen Universalmonarchie anzubrechen, ein Reich der Ordnung und des ewigen Friedens. Mit bitterer Miene las Palm am Neujahrstage ein Gedicht im Nürnbergischen Friedens- und Kriegscourier, der alle Hoffnungen der Mehrzahl seiner Mitbürger zum Ausdruck brachte. Es lautete:

In der Wehmuth tiefen Schmerz versunken
starrt des Menschenfreundes ernster Blick.
Ach, er sieht auf Trauerscenen
der verflossenen Jahre noch zurück.
Sieht im Geist Europens Söhne bluten.
Weinet ob dem gräßlichen Geschick,
und verirrt sich in der Taten Menge
in der Schlachten schrecklichem Gedränge.

Oh, wer kann des Elends Fülle schildern,
unter dem in dem vergangenen Jahr
Deutschland seufzte? Wer des Krieges Schrecken?
Der nicht selbst ein Augenzeuge war?
Wir, oh, Bruder, blicken ungekränket,
frei von jeder drohenden Gefahr.

Hörten nicht der Feinde Waffen klirren.
Nicht des Todes Pfeile um uns schwirren.

Heiter gleich der Sonne nach Gewittern
leuchte Deutschland in des Friedens Strahl,
nach so vielen Stürmen wieder Ruhe,
Freude nach den Leiden ohne Zahl.
Und der Eintracht festes Band umschlinge,
nach des ew'gen Friedens Ideal,
alle Völker, alle Nationen,
die das große Weltenall bewohnen.

Aber werden unsre goldnen Wünsche,
die wir jetzt der guten Sache weih'n,
werden sie nicht, wie so manche andre
ach, vielleicht vergeblich wieder sein?
Werden wohl die Mächtigen der Erde
nicht noch lange sich mit Waffen dräun?
Wird der Zwietracht Funken anzufachen,
nicht der Gott der Krieger neu erwachen?

Nein, ihr Edlen, denen Völker=Friede
und der Menschheit Wohl am Herzen liegt,
fürchtet nicht, daß eine schöne Hoffnung,
rauhe Wirklichkeit bald wieder trügt.
Glaubet, daß des Friedens gute Sache,
über alle Hindernisse siegt;
daß, statt blutge Lorbeern abzuzählen,
müde Krieger gern die Palmen wählen.

Neues Jahr! von deinen künftgen Tagen,
hoffen wir des reinen Glückes viel.
Führe alle gutgereiften Planen
für der Menschen Heil zum *nahen* Ziel;
schenke allen Völkern, nah und ferne,

Wahrheit und der Tugend Hochgefühl,
laß der *Vorurteile* Menge schwinden
und die beste Welt uns hier schon finden.

Alles was zum Glück des Ganzen dienet,
sprosse sanft auf Deinem Pfad hervor.
Sende Du in unsers Nürnberg Mauern
den so lang ersehnten Flor.
Laß die Handlung und den Kunstfleiß blühen,
hebe froh die Dürftigen empor,
und in seligem Vereine müssen
Frieden und Gerechtigkeit sich küssen.

»Laß die beste Welt uns hier schon finden«, dachte Palm immer wieder, als er das Gedicht gelesen hatte. »Diese eitlen Toren, die im Ernste meinen, eines Mannes dürftiger Verstand könne die Menschennatur nach seinem armseligen Vernunftwahne formen! Ich weiß, dieser Hochmut ist es, der das meiste Elend über die Welt bringt.«

Keinen Augenblick glaubte Palm an die Erfüllung solcher einfältigen Wünsche, aber selbst Campe, den er am folgenden Tage darauf ansprach und der, wie er wußte, kein Freund der korsischen Universalmonarchie war, hielt es in diesen Tagen für möglich, daß die Friedensrepublik seiner Vorstellung einen Napoleon zum Werkzeug erwählen könne.

Noch weniger Trost fand er bei dem Pfarrer, der zwar seine Verzweiflung über die Zustände teilte, aber, weil er selbst völlig ratlos war, mehr denn je seine Wildheit mit Branntwein zu besänftigen suchte. Die bald bekannt werdenden Ergebnisse des Friedens von Preßburg berührten Palm dagegen sehr wenig. Es war ihm gleichgültig, daß Franz II. in Wien Venetien, Dalmatien und Istrien verlor, daß Bayern sich Tirol, Vorarlberg und einige Bistümer einverleiben durfte und der Rest des habsburgischen Besitzes im Westen an Baden und

Württemberg fiel. Und nur der Spott über die neugebackenen Könige von Napoleons Gnaden, den der Pfarrer gallig vor ihm ausgoß, tat ihm einigermaßen wohl.

Mit der Königsproklamation in der Hand kam der Pfarrer in die Buchhandlung gestürzt, ganz gegen seine Gewohnheit am hellen Tage, und schrie:

»Hören Sie, Herr Palm, hören Sie! Der größte Witz dieser erbärmlichen Zeit! Das Zeitalter der Universalmonarchie erfindet als erstes einmal eine neue Nation. Hören Sie diese Unverschämtheiten des Puppenkönigs an den Strippen Napoleons des Großen!« Und ließ sich von keiner Beschwichtigung abhalten, den ganzen Text zu verlesen. Er las wie ein Marktschreier mit Pathos und Begeisterung, und ein pfalz-bayerischer Herold hätte es nicht besser machen können:

»Wir, Maximilian Joseph, von Gottes Gnaden König von Bayern, des Heiligen Römischen Reiches Erzpfalzgraf, Erztruchseß und Kurfürst tun hiermit kund und zu wissen. Durch die unerschütterliche Treue Unserer Untertanen und die vorzüglich bewiesene Anhänglichkeit der Bayern an Fürst und Vaterland hat der bayerische Staat sich zu seiner ursprünglichen Würde emporgehoben. Wir haben Uns daher entschlossen, zur Begründung der Unabhängigkeit der Uns von der Vorsehung anvertrauten Nation, den dem vormaligen Beherrscher desselben angestammten Titel eines Königs von Bayern anzunehmen und diesen Entschluß durch eine feierliche Proklamation heute öffentlich in unserer Residenzstadt bekannt machen zu lassen. Unsere feierliche Krönung und Salbung haben wir auf eine günstigere Jahreszeit vorbehalten, welche wir in Zeiten öffentlich bekannt machen werden.«

Da standen sie und hörten zu, der verträumte Georg mit offenem Mund, Dörfler mit breitem Grinsen und der alte Pech, der sich von der Deklamation aus seinem Stübchen hatte locken lassen. Dörfler fand zuerst ein Wort. »Aber Herr Pfarrer«,

sagte er, »das ist doch alles nur wegen dem, daß der Herr Napolium seinem Stiefsohn Eugen nicht zumuten kann, die Tochter eines einfachen Kurfürsten zu heiraten.«

Pech rang die Hände. »Ist das wahr, Herr Palm, daß der Sohn dieser kreolischen Dirne sich mit der Prinzessin Augusta verlobt hat?«

»Verlobt, daß ich nicht lache!« fauchte der Pfarrer, und sein gelbes Vogelgesicht zuckte erregt auf und nieder. »Zusammengebunden hat man die beiden. Der Marschall Duroc hat dem Maximilian Joseph am Krankenbett sein Jawort abgepreßt — wer weiß, mit welchen universal-kaiserlichen Drohungen, und extra die Josephine hat er mitgebracht nach München, damit alle Welt sieht, daß eine Fürstin von Geblüt von ihm gezwungen werden kann, mit einer Dirne spazierenzugehen. Ich möchte die Tränen nicht zählen müssen, die der Fürstin Karoline aus den Augen geronnen sind, bis sie sich endlich dem Machtspruch Napoleons gebeugt hat. Aber es geschieht ihnen ganz recht. Das niedere Volk war ihnen immer zu gering an den Höfen, jetzt müssen sie dafür zugeben, daß dieser Bastard die eigene Tochter beschläft.«

Georg hatte offenbar nicht zugehört, denn er sagte unvermittelt: »Oh, ich möchte wohl jetzt in München sein und zuschauen, wenn die Hochzeit gefeiert wird.«

»Er ist und bleibt ein Kindskopf«, sagte Palm und beendete, mit hartem Nachdruck den Prinzipal herauskehrend, das Gespräch.

XII

Ein geheimer Kurier

Nein, Palm hatte keinen Anlaß, heiter zu sein. Er war ratlos — fast verzweifelt. Bis dann, an jenem Tag gegen Ende des Januar 1806, ein verschwiegener Bote einen Brief brachte, der ein gräfliches Siegel trug. Es war das Siegel des Grafen von Thürheim, des Mannes, den der Professor Yelin als seinen Verbindungsmann zum bayerischen Hofe genannt hatte.

Der Bote forderte, er möge den Brief lesen und ihn dann vor seinen Augen vernichten, das Papier dem Feuer des Ofens überantworten. So lud Palm ihn zum Sitzen ein, rief die Frau und ließ Brot, Fleisch und einen Krug Bier bringen, damit dem Boten die Zeit nicht lang werde. Es war ein Brief, der alle seine Sinne erregte.

»Hochverehrter Herr Palm«, so begann das Schreiben, »Sie wissen, wem ich den Hinweis verdanke, daß Sie ein verläßlicher Mann sind, der wohl mit Gedanken bekannt gemacht zu werden verdient, die eine höhere Politik verbietet, öffentlich zu äußern.

Sie wissen durch unseren Freund, daß der Hof in München schwere Tage hinter sich hat, und es ist vielleicht für das Ansehen des Königs gut, daß es wenigstens teilweise bekannt wurde, unter welchem französischen Druck die jüngsten Vereinbarungen, insbesondere die Hochzeit der Prinzessin Augusta, zustande kamen.

Ich lege Wert darauf, Ihnen zu erklären, daß die Handlungsweise manches Fürsten, etwa auch des Königs von Württemberg und des Großherzogs von Baden, nicht gar so abfällig beurteilt werden darf, wie das einem ehrlichen patriotischen Gemüte wohl ankommen mag. Insbesondere die Frau Kurfürstin und Königin hat sich bis zum Äußersten gesträubt und es die Kreolin recht deutlich spüren lassen, was sie von ihr hält.

Insbesondere möchte ich jedoch auch ein erklärendes Wort sagen zu dem Verhalten des Kurfürsten Erzkanzlers von Dalberg, dessen Menschlichkeit, wie Sie wissen, auch von Exzellenz von Goethe sehr geschätzt wird. Der Erzkanzler hatte durch seinen Aufruf an die Stände vom November vorigen Jahres das Äußerste gewagt, um die Einheit des Reiches zu retten. Nach Austerlitz war in dieser Richtung aber nichts mehr zu hoffen. Es war daher ein Verzweiflungsschritt, wenn im Dezember jene Note aus seiner Hand abging, darin es hieß:

›Der große Mann, der mehr und mehr der Gegenstand der Bewunderung seiner Zeitgenossen geworden ist, hat den Kontinentalfrieden erobert. Die wahren Patrioten in Deutschland hoffen, daß er gleichzeitig die Anarchie beenden wird, welche den deutschen Reichskörper untröstlich macht.‹

Und hiermit komme ich an den eigentlichen Gegenstand meines Briefes. Es muß als sicher gelten, daß das Römische Reich sich in allernächster Zeit endgültig auflösen wird. Vielen wird gewiß dann erst wirklich bewußt werden, was wir damit verlieren. Aber anders kann man auch nicht verkennen, daß dieses Reich den neuen Ideen der Zeit nicht mehr gewachsen war. Man weiß bei Hofe, daß der Zustand der Abhängigkeit von Napoleon den Charakter einer Entwürdigung hat, und man versucht, sich mit dem neuen Glanz darüber hinwegzutrösten. Es gibt aber zugleich eine Partei, die sich von diesem Glanz nicht bestechen läßt, die nicht einmal glaubt, daß uns

die mächtige Bundesgenossenschaft vor augenblicklichen Nachteilen bewahren wird, zeigt sich doch schon jetzt, wie teuer das Land die französischen Soldaten im Lande bezahlen muß, und diese Lasten sind weder durch Tirol noch durch Ansbach zu ersetzen. Man hat sogar Furcht, daß auch noch Opfer an Blut und Leben bayerischer Landeskinder auf dem Altar dieser Freundschaft gebracht werden müssen.

Sie wissen, wer das Haupt dieser Gruppe bei Hofe ist, und unser Freund sagte mir, daß wir uns darauf verlassen können, daß Sie sich nie und unter keinen Umständen auf ihn berufen werden.

Wir alle aber sind im Augenblick ohnmächtig, wir haben keine Macht, den Verhältnissen zu begegnen.

Klar ist nur eines: daß eine neue Ordnung und ein neues Gesetz für die deutschen Lande nie und nimmer aus dem französischen kalten Verstand der Nützlichkeit und Vernunft kommen können. Aber auch das Heilige Römische Reich ist tot, seitdem die Spaltung des Glaubens unser Volk zerriß. Ich weiß, daß viele große Geister in deutschen Landen sich mit diesen Problemen abmühen und daß gerade unter den Patrioten, denen es um das größere Schicksal des Ganzen geht, erkannt wurde, daß es kaum ein wichtigeres Problem geben kann als dieses.

Sie sind Protestant, aber ich weiß, keiner von den engherzigen Eiferern, die um Bibelauslegungen feilschen wie die Juden um den Zins. Ich meine nun, es müßte eine neue Einheit des Glaubens gefunden werden, darin Offenbarung und Wissenschaft, Glaube und Wissen in einer höheren Ganzheit verschmelzen. Hier sehe ich große Aufgaben für den deutschen Buchhändler, nämlich unter den Gebildeten neue Einsichten zu verbreiten, die jenen Tag vorbereiten, an dem dieses deutsche Land fähig sein wird, aus seinem Geiste heraus zu sich selber und einer neuen Ordnung hinzufinden.

Nach meiner Überzeugung ist der klügste Mann, den wir in dieser Hinsicht aufzuweisen haben, der Professor Schelling in Würzburg, den ich bald nach München zu ziehen hoffe. Ich habe viele Gespräche mit ihm geführt, in deren Verlaufe er mir einige Notizen gab, die einmal zu einem großen Aufsatz verarbeitet werden sollen. Diese Gedanken wollte ich Ihnen nicht vorenthalten, denn Ihre politischen Pläne sollten ergänzt werden durch Entwürfe, die aus solchem Geiste, wie ihn Professor Schelling formt, Rang und Dauer in der Geschichte gewinnen könnten.

Ich hoffe, Sie fänden Wege, die Buchhändler in den deutschen Landen für die Verbreitung solcher Gedanken zu erwärmen. Zuvörderst aber ginge es darum, Sie mit einer Philosophie bekannt zu machen, die wie eine Erlösung sein könnte. Ich wünsche Ihnen für Ihre Gesundheit und alle persönlichen Umstände das Allerbeste. Ihr

Graf von Thürheim.«

Palm blickte auf und sah den Boten geruhsam Brot und Fleisch verzehren. Der Humpen Bieres war halb geleert, und das gerötete Gesicht des jungen Mannes strahlte gesund und unbekümmert.

Solch ein Brief, dachte Palm, das war wieder eine neue Welt, in die er jetzt geriet. Aber zuletzt blieb doch alles im Unbestimmten. Versprach man sich etwas von einem unsichtbaren Geist, der die Leute nachts im Schlafe heimsuchte? Keiner wollte genannt werden, keiner wollte hervortreten, und er, der schon so oft hervorgetreten war, so oft, daß er schon ein vielfach verrufener Mann war, er, der wußte, daß man einstehen mußte für sein Tun, ihm sagte ein Keßler, es sei ein kranker Ehrgeiz, der ihn treibe. Und doch – dieser Brief war ein Weckruf; seine Stunde sollte noch kommen.

Palm zweifelte, ob die Notizen des Professors Schelling ihm

so viel bedeuten könnten. Die Gespräche mit Campe und seinem Rechtsbeistand, dem Freiherrn von Holzschuher, über Kant, hatten in ihm keine hohe Meinung von den neueren Philosophen hinterlassen. Aber dann las er, was da geschrieben stand:

»Sonderbar genug ist, wie so ganz unbemerkt bleiben konnte, daß schon der öffentliche Zwiespalt religiöser Bekenntnisse dem deutschen Volk ein weit höheres Ziel als jedem andern bestimmt. Zwar beklagt wird, wie es als Nation unter demselben gelitten, aber zu welchem Ende er da sei, und wohin dieser Widerspruch im Innern der Nation sie zuletzt wohl führen solle, hat noch niemand beachtet.

Hinweg mit allen Gedanken der Rückkehr! Alle Rückkehr, die ausgenommen, welche durch Fortschreiten geschieht, ist Verderb und Untergang. Damals, zu jener Zeit entschiedener Lossagung von überliefertem Glauben, gelobte deutscher Geist und tat sich selbst den Schwur, den Gegensatz bis zur vollkommenen Auflösung durchzuführen, die Einheit, die er als einen Zustand erkenntnislosen Friedens verließ, auf einer höheren Stufe als bewußte Einheit, in größerem Sinn und weiterem Umfang einst wiederherzustellen. Dies ist das Ziel deutschen Geistes, der Stachel seines Eifers, der ihn antreibt, aufs neue die Grundfesten aller Erkenntnis aufzurühren und in unabsehbare Tiefen hinabzusteigen, während die anderen Nationen die höchsten Untersuchungen abgeschlossen und Prinzipien vorhanden wähnen, über die es keine höheren gebe.«

Palm hielt inne. Diese wenigen Zeilen genügten schon, um ihm von zeitgenössischer Philosophie einen neuen Begriff zu geben. Das war kein kaltes Denken in abstrakten Gebilden blutleerer Logik. Schon oft hatte er in katholischen Landen empfunden, wie künstlich die Mauer der Dogmen war. Er hatte sich in Salzburg unter Deutschen gefühlt, nicht anders als in Göttingen, und er mußte doch immer wieder erleben, welche

Not die Glaubensspaltung beschwor. Aber es war nicht sinnlos, das begriff er jetzt: Diese geistige Not war der Stachel im Fleisch der Deutschen. Die schmerzende Wunde mahnte, sich nach neuen Heilkräften umzusehen. Und zum ersten Male fragte er, warum denn Luther ein Deutscher gewesen war und nicht ein Russe, nicht ein Franzose oder Spanier.

Palm sah den Boten sitzen und dachte, daß dieser Mann katholisch sein mochte oder auch protestantisch, je nachdem, welcher Religion einmal der Landesherr seiner Eltern gewesen war. Und Zorn stieg in ihm hoch, wenn er an Pastoren und Pfaffen dachte, die alles taten, um die Feindschaft der Konfessionen innerhalb des einen Volkes zu versteinern. Schelling hatte ihm jetzt gezeigt, daß dieser Zorn und dieser Schmerz das Leben seines Volkes vor der Erstarrung bewahrte.

Palm las wach und gesammelt weiter; er las Sätze, in denen Schelling der Aufklärung zuleibe ging. Und eine starke Freude ergriff ihn, als er sah, mit welcher Schärfe Schelling gegen die Zerreißung des Lebendigen in Geist und Stoff, in Glaube und Wissen zu Felde zog. Hier wurde Kant durch einen kühnen Geist überwunden, dem die Kraft zu geistiger Anschauung gegeben ward. Das Abstrakte war nicht das Leben, und das Leben war nicht das Abstrakte. Das Leben war mehr als Stoff, den man wägen und messen konnte, und jeder Geist blieb wesenlos, der nicht erschien. Hier war die Einheit des Denkens, standen Geist und Leben gegen dürre Gedankenschemen. Palm las diese Sätze:

»Es wäre eine große Beschränktheit der Ansicht, in den späteren wissenschaftlichen Veränderungen Deutschlands kein höheres Prinzip zu erblicken als den Geist der einzelnen Männer, durch die sie begonnen wurden. Wie in den früheren religiösen war es auch in diesen das Wesen, der Geist der Nation selbst, aus dem sie ihren Ursprung wie die Kraft und den Antrieb ihrer Fortbildung erhielten ... Dahin, nach diesem Ziel

hat alle deutsche Wissenschaft getrachtet von Anbeginn, nämlich die Lebendigkeit der Natur und ihre innere Einigkeit mit geistigem und göttlichem Wesen zu sehen. In dieser Anschauung lebte der große Geist des Johannes Kepler, welcher in dem Zeitalter des Cartesius der Erde Atem und Seele gab. Eben dieses war die Seele jenes deutschen Leibniz, welchem das Leben der einen alles Leben enthaltenden Substanz nicht genügte, welcher schauend ahndete, daß jeder Teil der Materie ähnlich sei einem Garten voll organischer Gewächse, ähnlich einer See voll lebender Geschöpfe. Durch Sinn und Verständnis gehört Spinoza den Deutschen an, den französische und englische Atheisten für ihresgleichen gehalten, und dessen Lehre mit geringen Ausnahmen einem verschlossenen Buch glich vor der Eröffnung seines Sinnes durch die deutschen Männer Lessing und Jacobi. Das unverwerflichste Zeugnis dieser Wahrheit und Richtung des deutschen Geistes hat der hocherleuchtete Mann Jakob Böhme abgelegt ... Ihm gesellte sich Hamann bei, der Mann tiefsinnigen Geistes, der den Totschlag der Natur durch den Gebrauch der Abstraktionen und die ganze Eitelkeit seiner Zeit in ihrer vermeinten Erhebung und Herrschaft über die Natur und ihrer moralischen Feindschaft gegen dieselbe tiefer als jemand fühlte ... Aber wer wollte diese Wolke von Zeugen einzeln aufzählen, da alles das urkräftig aus deutscher Kraft erzeugt ist ...«

Dann war es also richtig, was Palm immer gespürt hatte: Die Universalsysteme zerbrachen daran, daß sie nicht aus dem tiefsten Grunde des Lebens gewachsen waren. Palm wußte jetzt ganz sicher, daß es kein Vorurteil war, wenn er gegen den französischen Geist eine so heftige Abneigung empfand. »Vorurteil«, dachte er, »dieses seichte Wort dümmlicher Aufklärer, die meinen, wenn es ihnen gelungen ist, ein paar leichtgängige Moralsätzchen zusammenzuleimen, dann hätten sie die Welt schon neu erschaffen.«

Palm dachte an Rousseau und Voltaire. Waren sie nicht ihrem französischen Ahnen Descartes im Denken und Schreiben so ähnlich wie Meister Eckehart und Jakob Böhme dem Philosophen Schelling?

Palm konnte jetzt lächeln im Gedanken an jene Eiferer, die in allen Gassen umliefen und gegen die Vorurteile predigten. Alles Echte und Gewachsene nannten sie Vorurteil, und alles Gedachte und Erklügelte hießen sie fortschrittlich. Palm lächelte wirklich, denn Schelling hatte ihm die geistigen Ahnen gezeigt, die im Wechsel der Generationen deutsches Leben weitergereicht hatten. Die Streiter gegen das »Vorurteil« blieben vor diesem Bilde nur die Schwätzer des Tages, deren Namen der Wind verwehen würde.

So hell hatte das Feuer in ihm noch nie gebrannt wie jetzt. Eifrig las er weiter:

»Was man auch sagen möge, alles Hohe und Große in der Welt ist durch etwas geworden, das wir im allgemeinsten Sinne Metaphysik nennen können. Metaphysik ist, was Staaten organisch schafft und eine Menschenmenge eines Herzens und Sinns, das heißt ein Volk werden läßt. Metaphysik ist, wodurch der Künstler und Dichter ewige Urbilder lebendig empfindend sinnlich wiedergibt. Diese innere Metaphysik, welche den Staatsmann, den Helden, den Heroen des Glaubens und der Wissenschaft gleichermaßen inspiriert, ist etwas, das von den sogenannten Theorien, wodurch Gutmütige sich täuschen ließen, und von der flachen Empirie, welche den Gegensatz von jenen ausmacht, gleich weit abstößt ... Auf Zerstörung aller Metaphysik im einzelnen Menschen wie im ganzen ging die letzte Zeit aus ...«

Palm ließ die Schrift sinken und trat ans Fenster. Er hielt die Arme verschränkt, wie man es oft bei ihm sah. Es war nicht eine Geste gemütvoller Zufriedenheit, sondern Ausdruck der mühevollen Bändigung seiner Erregung.

Die innere Metaphysik sollte zerstört werden, das erlebte er täglich. Drüben in Frankreich hatten sie alles auf die Regeln der Vernunft gesetzt. Der Reichtum einer gewachsenen Lebensbuntheit wurde preisgegeben. Man hatte das Land in Departements zerteilt, eine revolutionäre Reform, die nur möglich war, weil die entfesselte Vernunft vor den geschichtlich gewordenen Stämmen und Ländern keine Ehrfurcht mehr kannte. Das sollte auch über Deutschland kommen.

Palm wandte sich um. »Was hält denn Er von den Franzosen?« fragte er unvermittelt den dösenden Boten. Der schrak hoch, wurde aber gleich lebhaft.

»Do halt i fei gor nichts«, sagte der junge bayerische Bursche, »die san allerwege den Dirndln nachg'stiagn, wo s' ankumma san. Auf der Kirchweih hob i unlängst tüchtig einig'haut, daß dem Lackel die Nas ausbluten tät, des wor an Gaudi.«

Palm sagte: »Benehmen sich die Soldaten schlecht?«

Der Bote blickte verständnislos. »Des wois i net«, sagte er breit, »ober i mog die Kerle halt net, wer an Dirndl anfaßt, dem reib i meine Fäust' unner die Nas.«

Palm kehrte sich wieder ab und wunderte sich, daß er bei diesem einfachen Manne eine Rechtfertigung seines Denkens suchte. Aber er wußte, daß der billige Witz der Aufklärer vor solchem Urtrieb machtlos blieb. Hier war Gefahr, und der dumpfere Geist spürte, daß er mit Fäusten dreinschlagen mußte. Palm wußte aber vor allem, daß er es nicht nötig hatte, solches Handeln zu erklären und zu rechtfertigen. Wer es nicht fühlte, dem würde er nichts erklären können. Schelling hatte ihm das Tor zu dieser Erkenntnis endgültig aufgestoßen: Er wußte sich getragen von jenem ewigen Strom, dessen Lauf die deutschen Männer Eckehart bis hin zu Schelling markiert hatten. Noch niemals hatte er so sehr gewußt, daß der Spott der Aufklärer billig und abgeschmackt war und dort am meisten, wo er sich frohlockend in das Gewand einer schillernden Rhetorik warf.

Palm setzte sich und las weiter:

»Auf die unsinnigste Anmaßung absoluter Egoität wurde eine den Alten in diesem Sinn völlig unbekannte Wissenschaft gegründet, ein sogenanntes Naturrecht, das allen zu allem ein gleiches Recht und keine innerlich bindenden Pflichten, sondern nur äußeren Zwang, keine positiven Handlungen, sondern nur Unterlassungen und nur Einschränkungen kennt, die sich jeder an seinem ursprünglichen Recht bloß in der Absicht gefallen läßt, um den ihm übrigbleibenden Rest desselben desto sicherer in selbstgenügsamer Abgeschlossenheit genießen zu können. Aus dieser trüben Quelle schnödester Selbstsucht und Feindseligkeit aller gegen alle entstand sodann der Staat durch menschliche Übereinkunft und gegenseitigen Vertrag.

Wenn einmal in der Menschheit kein notwendiges Prinzip von göttlicher Einsetzung ist, wodurch viele zur Einheit verschmolzen, und hinwiederum die Einheit in Vielheit sich verwirklicht, wenn das Höchste, um dessentwillen alles andere da ist und geschieht, die Personalität des Einzelnen ist: so ist es unmöglich, für das Ganze wahrhaft zu wollen und das Gesetz der Sittenlehre, im Sinn und Geist des Ganzen zu handeln, anders als im negativen Sinn zu verstehen und zu erfüllen, nämlich in dem: nichts zu tun, das dem Willen des Ganzen, wenn es als solches einen haben könnte, widerstritte. Alle Tugenden sind dann entweder bloß verneinender Art oder können ebenfalls nur von dieser Seite erscheinen; der ganze Wert des Menschen besteht in der Einschränkung, die er sich in Ansehung anderer auferlegt, nicht in dem, was er für andere vollbringt; Tugenden, die sich nur im Zustand eines öffentlichen und gemeinsamen Lebens entwickeln und äußern können, gibt es nicht, sondern bloß Tugenden des Privatlebens. Auch der Staat glaubt solcher Tugenden entbehren zu können, so wie jeder innerlich bindenden Kraft. Gesinnungen gehen ihn nichts an, denn Handlungen, die seiner Existenz zuwider, glaubt er

mit Gewalt hindern, deren er bedarf, erzwingen zu können. Vollkommene Mechanisierung aller Talente, aller Geschichte und Einrichtungen ist hier das höchste Ziel. Alles soll notwendig sein im Staat, wie nicht in einem göttlichen Werk alles notwendig ist, sondern wie in einer Maschine durch Zwang, durch äußeren Antrieb ... In einem so gewordenen Staat hat alles nur Wert, soweit es mit Sicherheit erwartet und berechnet werden kann: alles Dämonische aber, das vom Himmel kommt und nicht berechnet werden kann, ist von keiner Bedeutung. Aller Mechanismus vernichtet die Individualität, gerade das Lebendige geht nicht in ihn ein und ist ihm nichts. Alles Große und Göttliche aber geschieht immer durch Wunder, das heißt es erfolgt nicht nach allgemeinen Gesetzen der Natur, sondern nur durch das Gesetz und die Natur des Individuums. «

Das war der Sieg über die mechanistischen Rechenkünstler. Napoleon war doch selber der beste Beweis dafür: erst dieses Wunder einer großen Persönlichkeit formte aus dem anarchischen Brodeln eines entfesselten Triebes den stürmischen Willen.

Palm dachte an seine Zweifel, vor allem an die Angst, die ihm sein Tun als vermessen hinstellen wollte. Ein armseliger deutscher Buchhändler gegen Trägheit, Dummheit und Furcht? War ihm nicht oft genug sein Handeln verwegener erschienen als der Kampf Davids gegen Goliath? Und gerade in diesem Augenblick fiel ihm die Geschichte des französischen Kommandanten von Verdun wieder ein. Das war im Jahre 1792 gewesen, als die preußischen Truppen zu ihrer verregneten Bataille gegen das revolutionäre Frankreich ausrückten. Die monarchistischen Emigranten hatten dem preußischen König von einem Spaziergang nach Paris vorgeschwätzt. Es ging zunächst auch alles gut; man marschierte Tag um Tag, und selbst die Festung Verdun wurde kampflos besetzt. Aber dann geschah es: Der französische Kommandant, den die ängstlichen Bürger zur Ka-

pitulation gezwungen hatten, ging hin vor die Stadt und erschoß sich, weil er die Schande der kampflosen Übergabe nicht überleben wollte. An diesem Tage wurde zum ersten Male jene Kraft der Persönlichkeit und der gläubigen Hingabe sichtbar, die alle Berechnungen über den Haufen warf. Der französische Siegeszug der folgenden Zeit begann eigentlich mit diesem Zeugnis persönlicher Opferwilligkeit. Dies war die Kraft, die Preußens berühmtes Heer bei Valmy zur Umkehr zwang.

Palm spürte zum zweiten Male, wie ihn diese Tat erschütterte, von der er in seinen Wanderjahren mit Bewunderung und Schrecken gehört hatte.

»Alles Große geschieht immer durch Wunder und durch die Natur des Individuums.« Das war Schellings Anruf an jeden, der nicht Knecht der Dinge und Verhältnisse bleiben wollte.

Palm sah, daß in diesen Sätzen auch eine Verheißung ausgesprochen war: Wer den Dingen seinen Willen entgegensetzte, mochte leibhaftig zugrunde gehen, sein Wille jedoch wurde zum Antrieb eines neuen Lebens. Hier, nur hier, war Freiheit, von der jetzt so viel geschwätzt wurde, ohne daß die Schwätzer von dem Wesen der Freiheit auch nur eine Ahnung hatten. Frei war nur der Täter, dem das Gesetz der Zukunft gehorchte, niemals jener, der aus dem Gesetz in die Willkür floh. Das waren die Wunder der Persönlichkeit, die niemand würde erklären können und die doch immer wieder sich ereigneten, weil sie das Leben selber vor dem Tod durch Erstarrung bewahrten. Palm las diese Notizen Schellings als einen Anruf. Noch einmal griff er zu den Blättern, die ihm der Graf von Thürheim geschickt hatte.

»Wie sollte ein Staat dem Kriege gewachsen sein, der alles auf den Eigennutz des Privatlebens gründet. Es gibt keinen rechtlichen Krieg, als der um der Idee willen geführt wird, das heißt, der religiös ist. Nicht als Maschine, die von Willkür bewegt wird, sondern dem Gesetz Gottes und der Natur gehor-

chend, die den Krieg eingesetzt haben, soll der Streiter siegen oder fallen. Wo aber gibt es einen heiligen Krieg, wo der Staat nichts Heiliges in sich hat, und was in ihm allein noch Heiliges war, die Religion, als ein Fremdes von sich ausgestoßen und sich selbst als ein Institut von bloß weltlichen Zwecken konstituiert hat. Die deutsche Nation ist ihrem innersten Wesen nach religiös; jedes Volk hat aber nur durch dasjenige Kraft und Macht, was seine besondere Natur ist. Andere mögen durch anderes getrieben und vereinigt werden, ein Phantom von Ehre ganze Staaten zusammenhalten und Völker zu Triumphen führen: deutsches Gemüt bedarf eines innigeren Bandes. Kein Volk hat mit diesem Sinn und dieser Ausdauer den heiligen Krieg gekämpft wie das deutsche ... Man hat es oft bemerkt, daß alle übrigen Nationen von Europa durch ihren Charakter viel bestimmter sind als die deutsche, welche daher wegen ihrer allgemeinen Empfänglichkeit als die Wurzel, wegen der in ihr liegenden Kraft der Vereinigung des Widerstreitenden wohl als die Potenz der anderen Nationen betrachtet werden könnte. Sollte nicht das Los des Deutschen darin das allgemeine des Menschen sein, daß auch er die verschiedensten Stufen, welche andere Völker gesondert darstellen, allein alle durchliefe, um auch am Ende die höchste und reichste Einheit, deren die menschliche Natur fähig ist, darzustellen? ... Bei diesem Verhältnis der deutschen Nation zu den übrigen müssen wir, um die wahre Wesenheit ihres Geistes, die ursprüngliche Richtung ihres Sinns zu gewinnen, das alles aussondern, was durch Buhlerei der Väter und Großväter mit ausländischen Völkern erzeugt wurde oder als fremder Zusatz das reine deutsche Metall auch seiner inneren Natur nach verändert hat. Das ist nicht deutsche Philosophie, was lange dafür gegolten: nicht einheimisch sind jene abstrakten Theorien und seichten Grundsätze, die sich allmählich in alle Zweige auch des Lebens und gemeinen Wesens gedrungen haben und noch fortwirken, indes

sie die Erfahrung längst widerlegt hat und täglich in ihrem Nichts offenbart.«

Palm blickte zu dem Boten hinüber, der wieder ruhig vor sich hindöste. Er dachte: »Viele reden heute von dem kommenden Ende des Reiches und wissen von keinem deutschen Beruf mehr als dem, sich einem universalen Geiste in die Arme zu werfen. Aber da ist ein Hunger, der bleibt ungestillt. Immer wieder zweifeln, ob eine Wahrheit wirklich Wahrheit ist, das ist unser Beruf. Wir glauben nicht, daß mit einem kunstreichen Gedankenbau das Glück bezwungen werden kann. Die Unruhe ist unsere Not, aber das ist gut so, denn Not hält wach.«

Palm dachte weiter: »Ich kann wenig tun, aber diese Unruhe ist meine Pflicht, die will ich durchstehen.«

Aber dann verzagte er wieder. Er sah den dösenden Boten, und es wurde ihm bang. Wie sollte er dergleichen Dinge einem Volke sagen, das in so tiefe Verworrenheit gefallen war, das bereit zu sein schien, den mechanistischen Geist des Westens in sich aufzunehmen und dem Vollstrecker dieses Geistes als einem neuen Imperator zuzujubeln. Das Gefühl war so sehr verschüttet, daß die mildtätige Sammlung für Ulm nicht mehr als genau 699 Gulden und einen Kreuzer ergeben hatte. Das war der Gemeinwille der Stadt der Reichskleinodien, und es war dies der Gegenwert von drei Schlachtochsen, mit dem der Hunger der Notleidenden von Ulm nicht einen Tag lang konnte gestillt werden.

Palm zerriß den Brief des Grafen von Thürheim und die Notizen des Professors Schelling, ging mit den Schnitzeln an den Ofen und warf die Handvoll Papier im Beisein des Boten ins Feuer — so, wie es von ihm erwartet wurde.

»Sage Er dem Herrn Grafen von Thürheim, wie sehr mich sein Brief geehrt, wie sehr mich die Worte des Herrn Professors Schelling bewegt haben.«

Und nach einer Pause fortfahrend: »Sage Er dem Herrn

Grafen von Thürheim aber auch, daß ich noch nicht weiß, wie diese Gedanken verbreitet werden können, und daß ich dem Herrn Grafen beizeiten darüber schreiben werde.«

Und noch einmal ansetzend: »Ich will aber jederzeit tun, was mir mein Gewissen anbefiehlt. Behüte Ihn Gott.«

XIII

Das englische Geld

Palm sollte von jetzt an nicht mehr zur Ruhe kommen. Der nächste Besucher war wieder der Pfarrer. Er kam zu später Stunde und hätte Palm fast im Bette angetroffen, denn Palm befiel in jenen Tagen im Januar zuweilen eine Schwäche, daß er früh schlafen mußte, um sich gleichsam vor dem Andrängenden in die bergende Höhlung des Bettes zu flüchten. Aber der Pfarrer ließ ihm keine Ruhe.

Mit knöcherner Hand warf er ihm eine Anzahl bedruckter Blätter verschiedener Herkunft auf das Schreibpult, blieb keinen Augenblick an seiner Stelle stehen und zitterte in höchster Erregung. Bei manchem Satze überschlug sich die Stimme, so wenig war er seiner Sinne mächtig.

»Dahin ist es nun glücklich mit uns gekommen!« schrie er. »Ein Schwede muß abermals auftreten und den Deutschen ihre Schande zeigen.«

»Hier!« rief er noch lauter, »so hat er es ihnen eingerieben, der schwedische Gesandte beim Reichstag in Regensburg, der Herr von Bildt! Hören Sie nur, Herr Palm, das sind seine Worte: Seine Majestät der König von Schweden hat dem Unterzeichneten, seinem außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister, befohlen, dem Reichstag zu erklären, daß die gesetzwidrigen Schritte, die mehrere Mitglieder des Reiches gegen die Konstitution, welcher sie Gehorsam schwuren, begehen, die

Grundsätze der Ehre und Tugend empören. Seine Majestät haben nach langer Zeit die unglücklichen Folgen der Uneinigkeit, welche unter den Mitgliedern des Reiches herrschten, sowie den Mangel an Achtung, den mehrere unter ihnen für die deutsche Konstitution gezeigt haben, vorausgesagt. Die Gesinnungen und Grundsätze Seiner Majestät sind zu bekannt, als daß es nötig sei, sie zu wiederholen, vorzüglich zu einer Epoche, da man die Sprache der Ehre nicht mehr sprechen, noch weniger ihren Gesetzen folgen darf, um gehört zu werden. Demzufolge finden es Ihre Majestät unter ihrer Würde, von jetzt an an den Beratungen des Reichstages teilzunehmen, solange auf dessen Entscheidungen die Usurpation und der Egoismus Einfluß haben.«

Der Pfarrer warf das Blatt aufs Pult zurück und stand mit zuckendem Gesicht vor Palm.

»Ein Fest deutscher Ritterlichkeit hat er gegeben zu Regensburg«, schäumte der Pfarrer fort, »und einige junge Burschen haben das Palais des Kurerzkanzlers Dalberg mit Blutstropfen marmoriert und sogar versucht, das ganze Haus als ein Fanal des Widerstandes in Brand zu stecken. Aber es war ein kläglich Häuflein, und der preußische Gesandte Herr von Görtz entblödete sich nicht, gegen die Sprache des Schweden höchste Verwahrung einzulegen.«

Der Pfarrer atmete schwer. »Hören Sie, Herr Palm, der Staat des großen Friedrich wird an seine Ehre erinnert und protestiert dagegen.«

Da trat Palm dicht vor den erregten Mann, und sein Atem ging ruhig und fest.

»Herr Pfarrer«, sagte er schwer, »ich habe lange gezögert. Meine Antwort heißt: ich will die Schrift auf mich nehmen. Es muß ein Deutscher endlich sagen, in welche Schande wir gefallen sind. Aber wir müssen dazu einen ruhigen Mut haben. Wir müssen abwägen, was alles geschehen muß, damit wir

zum Erfolg kommen. Man wird uns keiner Lüge und keiner Falschheit überführen dürfen, geprüfte Wahrheit muß heilig sein. Nirgendwo dürfen wir uns anbiedern aus jener verderblichen Klugheit, die man heute Politik nennt. Wir haben die Pflicht, der deutschen Nation einen reinen Spiegel vorzuhalten, ihr wie ein gewissenhafter Arzt die Krankheiten zu nennen und zu kurieren. Was böse ist, das wollen wir böse nennen, und was gut ist, gut.«

Palm sah dem Manne ins Gesicht, der mit zuckenden Lidern seine Worte angehört hatte.

»Ich kenne einen Mann«, fuhr Palm fort, »dessen Wissen um das politische Spiel ist größer als meines und auch Ihres. Zu diesem Manne werde ich gehen, daß er uns den Stoff gliedere und die Materialien zusammentrage. Sie aber, Herr Pfarrer, werden danach dann den Text schreiben, wenn Sie es wollen.«

Der Pfarrer, dessen gelbledernes Gesicht unter dem flackernden Licht der Kerze noch kränker aussah als gewöhnlich, ergriff Palms Hand und rief: »Ich will es tun! Ich will es ihnen in die Ohren schreien, diesen trägen Schlafmützen, damit sie endlich aus ihrem Kindertraum erwachen! Damit sie endlich begreifen, was Frankreich und sein Napoleon mit ihnen vorhaben! Sie müssen begreifen: Das neue Frankreich ist keinen Deut besser als das des Kardinals Richelieu und Ludwigs XIV. Es ist immer noch der Staat der endlosen Raubkriege gegen Deutschland, der nur ein Ziel kennt: Deutschland aufzufressen, es mit sich uneins zu machen, es zu zerspalten und zu schwächen! Wie weit ist es denn schon gekommen mit unserer Verblendung?«

Der Pfarrer nahm ein neues Blatt vom Pult. »Da hat es in Bayern Flugschriften zur Begrüßung Napoleons gegeben, in denen es heißt: ›Napoleon, den Ersten des Jahrhunderts, einzig als Held und Staatsmann, dem gegenwärtigen Zeitalter

Zierde, dem künftigen Muster, den Erneuerer germanischer Freiheit, ein Schrecken seiner Feinde, den Seinen holde Liebe, dessen Hoheit die Unsterblichen im voraus feiern, begrüßt das von ihm befreite und beglückte Bayern‹.«

Erneut hatte sich der Pfarrer dabei in Eifer gelesen. Nun schleuderte er das Flugblatt in die finsterste Ecke des Zimmers.

»Ich schreibe die Schrift!« schrie er. »Ich werde es diesem dummen Volk einbleuen, das sich von einem bißchen kaiserlichen Flitterglanz und einigen hohlen Gaukelreden um allen Verstand bringen läßt. Oh, wie leicht ist es doch, vor der gutgläubigen Hammelherde einer solchen täppischen Nation wie der unsrigen als weiser Staatsmann zu erscheinen! Wer die Krone trägt, und mag er sie auch usurpiert haben, der gilt schon deshalb als groß. Und wenn dann einige Zeitschriften den biederen Schlafmützen zum Abendpfeifchen servieren, welch ein Glück es sei, diesen großen Kaiser zum Freund zu haben, dann ist es abgemacht, und der deutsche Michel läßt sich das Fell über die Ohren ziehen.«

Der Pfarrer tobte in wilder Erregung, und Palm ließ ihn gewähren; er wußte, wie sehr der in seinen Rechten arg gekränkte Mann an Körper und Seele litt. Palm fürchtete, der Branntwein möchte das Beste dieses hitzigen Mannes zerstören. Daher hoffte er, dem Pfarrer in seiner Seele zu helfen, wenn er seinen wilden jakobinischen Reden geduldig lauschte.

»Auf jede Dummheit spekulieren diese bezahlten und bestochenen Schreiberlinge«, fuhr der Pfarrer fort. »So loben sie jetzt den Preßburger Frieden über den grünen Klee, weil Napoleon für Frankreich nicht eine Quadratmeile deutschen Landes gefordert habe. Als ob die abgefeimte Hinterlist sich heute nicht anderer Methoden des Raubes bedienen könne als jener, die allzu sichtbar den Zeitgenossen in die Augen stechen. Mache nur einen Murat zu einem deutschen Herzog von Berg, dann hat man keinen Vorwurf des Länderraubes zu fürchten

und kann doch sicher sein, daß der eigene Herr Schwager des großen Napoleon die französischen Geschäfte des Kaisers auf deutschem Boden desto gründlicher besorgen werde. Man erhebe einen deutschen Fürsten zum König oder Kurfürsten, je nachdem wie es paßt, nenne ihn Bundesgenossen und kann sicher sein, auf solche Weise deutsche Vasallentreue billiger einzukaufen, als wenn man sich deren Länder unmittelbar einverleibt hätte. Und die Bundesgenossen zahlen für diesen schönen Namen in den unersättlichen Rachen des großen Bruders Hilfsgelder über Hilfsgelder und merken nicht, daß sie auf diese Weise Steuern an ihren eigentlichen Souverän in Paris zahlen. Und diese braven Hammel blöken dazu, das seien Freundschaftsgaben.«

Palm trat ans Fenster und sah in den dunklen Hof hinunter.

»Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung«, sagte er hart. »Ja, es steht schlimm. Bücher sind erschienen, darin Gott gelästert wird. Schon ist die erste Geschichte des Feldzugs von 1805 auf dem Markt, die mit den Worten beginnt: Es war ein Mensch von Gott gesandt. Ein Professor gar hat jetzt gefunden und verbreitet, das Erscheinen Napoleons sei schon vor 20 Jahrhunderten verkündet und prophezeit worden. Welch eine Ungeheuerlichkeit! Und diese Bücher werden in deutschen Landen schneller gekauft, als die Drucker drucken können. — Aber, lieber Herr Pfarrer, lassen Sie uns jetzt nicht länger diesen Wänden unseren Zorn vortragen. Gehen wir an die Arbeit. Schon in den nächsten Tagen werde ich jenen Mann aufsuchen, der uns den Stoff zusammenstellen wird. Ich möchte im April die ersten Exemplare hinaussenden können, und auch der gute Hessel will seine Zeit zum Setzen und Drucken haben.«

Der Pfarrer hielt sein Vogelgesicht über die Kerzenflamme und griff nach dem Lichtstumpf. »In deutschen Landen ist es finster wie in dunkler Wolkennacht, wir aber wollen ein Licht aufstecken, das soll heller strahlen als diese Kerze.«

Da trat Palm noch einmal mit ernstem Gesicht zu ihm. »Sie müssen aber eines wissen«, sagte er. »Mit dieser Schrift werden wir vogelfrei. Wir werden auf keinerlei Freundschaft und Hilfe Anspruch haben. Niemand darf von unserem Plane erfahren. Und, Herr Pfarrer, ich habe Frau und Kinder, für deren Wohl ich verantwortlich bin. Das verbietet mir, leichtfertig zu sein. Ich will, daß die Schrift anonym erscheint. Nicht der Name des Verfassers ist wichtig, sondern der Inhalt. Auch Hessel müssen wir schützen. Daß er der Drucker ist, darf gleichfalls niemand erfahren. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie gegen jedermann schweigen wollen, daß Sie sich stets und unter allen Umständen als völlig unbeteiligt stellen werden auch dann, wenn einer von uns in peinliche Verhöre gezogen werden sollte, eine Gefahr, die wir nicht ganz ausschalten können. Wer von uns befragt werden sollte, wird schweigen, wird von keinem Helfer und Mittäter wissen, auch von niemandem, der uns später etwa hilft, die Schrift zu vertreiben und zu verbreiten. Wenn es sein muß, wird man ein paar Wochen Gefängnis hinnehmen müssen, ohne darüber das strengste Schweigen zu brechen. Zweimal habe ich eine solche Zeit überstanden, ich würde auch eine dritte zu überstehen wissen. Ihnen, Herr Pfarrer, traue ich gleiches zu. Wollen Sie mir darauf Ihr Wort geben?«

»Ich will es«, sagte der Pfarerr. Da gaben sie sich schweigend die Hand.

So war die Schrift beschlossen, und der Eifer des Pfarrers zeigte sich sofort. Schon nach drei Tagen erschien er wiederum bei Palm, vorsichtiger als sonst und am späten Abend. Er brachte den Text der Einleitung. Ungeduldig hatte er ihn niedergeschrieben, noch bevor Palm Gelegenheit gefunden hatte, die Reise nach Ansbach anzutreten. Und dies war der Wortlaut, wie er später im Druck erschien:

»An den Leser! — In einer Periode, wo zwei der ersten Für-

sten Deutschlands, ob unzufrieden mit ihrem bisherigen Rang oder aus unwiderlegbaren Staatsgründen, die Krone aufsetzen und ihre Erbländer zu souveränen Königreichen erheben, in dieser von außen glänzenden Periode durchhallet schauerliches Wehklagen über Geldmangel, Teuerung und nahrungslose Zeiten Germaniens sonst so glückliche Provinzen. Entweder ist die Quelle dieser Klagen bloß in der Schwermut einiger Milzsüchtigen aufzufinden, oder sie muß aus dem allgemeinen Elende des sogenannten Römischen Reiches entsprungen sein. Wollte man einigen neueren Schriftstellern seine Leichtgläubigkeit preisgeben, so müßte der diesmalige Zeitpunkt, wo nicht für ganz Deutschland, jedoch für gewisse Gegenden, besonders beglückt und merkwürdig heißen. Mehrere Verfasser deutscher Staatsschriften wissen sich nicht genug von günstigen Aussichten aus der neuen Umwälzung der deutschen Staatsverfassung zu rühmen, und dürfte man ihnen trauen, so wäre der traurige Zustand, darunter Deutschlands Einwohner seufzen, nur eine Tränensaat, welche künftig von der reichsten Ernte vergütet werden solle. Ist es Männern, die uns so etwas bereden wollen, nicht natürlich, daß sie Ohr und Herz dem lauten Kummer ihrer Mitbürger verschließen, daß sie diesen feige Zaghaftigkeit, Mangel an Erkenntnissen und wer weiß was sonst noch mehr zum Vorwurf machen? Wir wollen zugeben, bei einigen Individuen sei die Klage über den Druck der Zeiten übertrieben, zugeben, daß nicht durch Wimmern und Seufzen, sondern allein durch Weisheit und entschlossenen Mut dem Übel am ersten abgeholfen werden könne. Allein, eben hier fordern wir jene Propheten besserer Zeiten auf, statt blinder Hoffnungen, uns die Mittel und Wege zu zeigen, auf denen der Mut bedrängter Deutschen sich wieder erheben und die mannigfaltigen Lasten, darunter sie erliegen, abwerfen solle. Wie sehr ist zu fürchten, daß sie uns in diesem Stück unberaten lassen, sie, die entweder Hofluft atmen oder durch zufälli-

ges Glück gegen Teilnahme am allgemeinen Elende gesichert, von Klagen über schlimme Zeiten nichts wissen mögen. Indessen, so lange dem Leidenden kein Linderungsmittel für seine Schmerzen gereichet wird, so lange darf ihm auch niemand wehren, seinen kläglichen Zustand laut heraus zu sagen, und sich wenigstens den Trost zu verschaffen, daß er um Hülfe gerufen, und nicht durch Verschließung der Schmerzen, sich diese noch unerträglicher gemacht hat. Ist es die Rute der Allmacht, die uns unmittelbar, mit Mißwachs, Hunger und tödlichen Seuchen, dermals heimsuchet; oder ist es Schuld der ersten Regenten Deutschlands, wenn Mangel und Dürftigkeit mit ihrem ganzen schröcklichen Gefolge, täglich weiter einreißen, und dem vormaligen Wohlstand der Länder, den völligen Untergang bereiten? Wer ist verwegen genug, hier der Wahrheit ins Angesicht zu widersprechen und die Verteidigung der Gewaltigen zu übernehmen, durch deren Hand Pandorens Büchse zu Deutschlands unbeschreiblichem Unglück eröffnet wurde? Freilich hat die Wahrheit ihre geschwornen Feinde, und wo am meisten, als an den Höfen der Fürsten? Dort findet sie Tür und Tor sich beständig verriegelt, und wenn sie ja einmal sich hineinzuschleichen Gelegenheit fand, so darf sie doch nur in einer fremden Hülle sich allda blicken lassen. Heil diesen Blättern, auf welchen die Wahrheit, weder geschminkt noch verunstaltet, sich zeigen wird. Ihre Bestimmung ist nicht der Palast oder das Museum, sondern die Wohnung des friedlichen Bürgers und Landmannes, dem man so gerne das Ziel verrücken und in genauer Ansicht seines eignen Zustandes sowohl als des Vaterlandes eine falsche Brille aufstecken möchte. Der Verfasser ist mit seiner Ansicht des dermaligen Zustandes der Dinge in Deutschland nicht zudringlich. Er macht auch auf Untrüglichkeit seiner Behauptungen nicht den mindesten Anspruch. Doch wird geprüfte Wahrheit seiner Feder heilig sein, und, wenn er hie und da aus Erfahrung redet, aller Zusatz davon verbannet

bleiben. Ohne Rührung kann freilich ein Deutscher die Erniedrigung seines Vaterlandes nicht einmal ansehen, vielweniger persönlich empfinden und öffentlich davon reden. Hält er jedoch seine Leidenschaften im Zügel, so ist er ein desto glaubwürdigerer Zeuge, und kein Vernünftiger wird ihm das Vorurteil der Übereilung, oder wie es sonst heißen mag, entgegen stellen.

Dieser Abhandlung das gehörige Licht zu geben und Deutschlands betrübliche Lage jedem Auge anschaulich zu machen, wurde für dienlich erachtet, über das Betragen sämtlicher Höfe, die mehr oder minder Anteil an Germaniens Unglück nehmen, freimütige Betrachtungen zu liefern, woraus sich, ohne erzwungene Folgerungen, von selbst wird ersehen lassen, wie viel jeder zum Ursprung und Wachstum des, Deutschland verheerenden, Ungewitters beigetragen habe.«

Die Auflösung des Reiches schritt unaufhaltsam fort. Kein Fürst in deutschen Landen, der bereit war, seine Macht aufzubieten, um dieser Auflösung entgegenzuwirken. Immer mehr reichsunmittelbare Herrschaften und Gerechtsame wurden aufgehoben und zugunsten eines Landesfürsten kassiert. Es mußte die Reichsritterschaft daran glauben, die Thurn- und- Taxissche Post wurde der Hoheit der Länder unterstellt, und auch die alten ständischen Rechte, die — insbesondere in Süddeutschland — eine völlige Fürstenwillkür bisher verhindert hatten, wurden immer mehr eingeengt.

In Bayern erließ der neugebackene König Maximilian Joseph eine Verordnung über das Tragen der bayerischen Nationalkokarde, damit, wie es hieß, die Bayern sich als Brüder wiedererkennen und im Auslande die ihnen durch ihren König gebührende Auszeichnung erhalten könnten, denn die deutsche Nation gelte im Auslande weniger als die Türken.

Der Kurerzkanzler von Dalberg aber hatte sich nunmehr

endgültig zu seiner Rheinbund-Politik entschlossen. Ende Januar wurde auch in Nürnberg seine Note an Napoleon bekannt, darin er ohne Scheu zu sagen wagte: »Seine Majestät der Kaiser von Österreich Franz II. würde durch seine persönlichen Eigenschaften ein achtenswerter Privatmann sein. De facto ist ihm das Zepter Deutschlands entfallen, weil er jetzt die Majorität des Reichstages gegen sich hat, weil er seine Wahlkapitulation verletzt hat, indem er Bayern besetzte und Teile vom Reich losriß, um für die Fehler zu bezahlen, die bei den besonderen Händeln seines Hauses begangen waren. Könnte er Kaiser des Ostens sein, um den Russen zu widerstehen, und möge das abendländische Kaisertum wieder aufleben, so wie es unter Karl dem Großen zusammengesetzt aus Italien, Frankreich und Deutschland bestanden hat?«

Das war die neue Idee, von der Europa beherrscht wurde; und selbst der preußische Staatsminister Hardenberg wußte sich in jenen Tagen keinen anderen Rat, als eine Teilung Deutschlands in drei Konföderationen zu empfehlen, eine südliche unter Führung Österreichs, eine südwestliche unter Führung Bayerns und eine nordöstliche mit dem preußischen König an der Spitze.

Napoleon, der Erneuerer des Reiches Karls des Großen – man vernahm es aus Paris und aus München, aus Mailand und aus Aachen, aus Antwerpen und aus Regensburg. Und wenn Palm von allen Seiten diese Stimmen hörte, dann ging er wieder einmal hinüber auf den Platz vor der Frauenkirche und blickte auf die Jahrhunderte alten Figuren des Schönen Brunnens: Cäsar und Chlodwig, Achill und Judas Makkabäus, Karl der Große und die sieben deutschen Kurfürsten. Ja, auch dieses Weltreich hatte durch die Jahrhunderte hin aus einer Idee gelebt, die übernational und überweltlich war. Und wie schon die alten Römer, wie auch der große Grieche Alexander geträumt hatten, keinem dieser Universalreiche war es jemals ge-

lungen, das stille Wachsen der Völker in ihrer Mannigfaltigkeit zu verhindern.

Palm aber ahnte, wie nur wenige seiner Zeit, wie Herder und Hamann, wie Ernst Moritz Arndt im Norden und wie Schelling in Bayern, daß dieses stille Wachsen der Völker nicht durch universale Ideen vergewaltigt werden konnte. Er hatte auf seinen Reisen vom Norden in den Süden und von Leipzig nach Frankfurt erlebt, was ein Volk ist. In ihm war ein neues Bewußtsein wach geworden, das jetzt zum Handeln drängte.

An einem Sonntag im Februar des Jahres 1806 rief Palm seine Familie zusammen, um sie zu einer Wagenfahrt nach Altdorf einzuladen.

Es war ein Tag milden Frostes, und das Land zeigte sich leicht von Schnee überpudert. Bei den Kindern erntete er mit seinem Vorschlag begeisterten Jubel. Am lautesten gebärdete sich die kecke Marianne, die mit ihrem frischen Sinn auch Herrn Campe so wohlgefallen hatte. Sophie, um vier Jahre jünger als ihre Schwester und jetzt eben sechs Jahre alt, blickte stiller und schon über die Jahre verständig drein. Zaghaft und ängstlich blieb nur der Wolfgang; während der ganzen Fahrt saß er auf dem Schoße der Mutter.

Frau Anna aber hatte ein frohes Lächeln in den Augen, denn eine solche Ausflugsfahrt der Familie hatte sie seit Jahren heimlich gewünscht, und den biederen Hessel besuchte sie gern, weil er nie versäumte, sie durch kleine Aufmerksamkeiten zu überraschen. Sie versprach sich von dieser Fahrt einen kurzweiligen Tag, gab sich gelöster und freudiger als sonst und vermochte sogar, die Unruhe fortzuwischen, die sie in den letzten Wochen wieder stark ergriffen hatte. Es gab manches, was Angst und Sorge um den Mann neu anzufachen geeignet war. Da war vor wenigen Wochen sein bitteres Lachen gewesen, als sie mit Stolz, den selbst sie aus diesem Anlaß

nicht hatte unterdrücken können, im Kreise der Familie den Text der Danksagung des Handelsstandes von Ulm verlesen, darin ihr Mann hoch gepriesen wurde.

Weshalb dieses bittere Lachen? Aber Palm hatte geschwiegen und ihr nichts von der Enttäuschung dieser Sammlung gesagt. Und dann die Unruhe der letzten Tage und der häufige Besuch des Pfarrers Yelin, dessen gelbes Vogelgesicht ihr bei jedem Besuche erneut wie ein Bote des Todes erschien. Der Schwager Keßler hatte nie aufgehört, vor ihm zu warnen, und der Schwager Keßler war jetzt mehr noch als früher ein angesehener Mann in Nürnberg.

Doch heute wollte sie von alledem nichts wissen, heute fuhr sie mit dem Mann und den Kindern in einer rumpelnden Kutsche die Straße nach Altdorf zu. Die Pferde dampften, und die Bäume des Waldes trugen den Schnee wie einen hellen Schmuck, der tausendsternig in der roten Morgensonne glitzerte.

Die schmächtige Frau, in deren Gesicht die Spuren der Not eingegraben waren, schmiegte sich geborgen an den breiten Mann, der in aufgeräumter Stimmung den Kindern von den Tieren erzählte, die links und rechts des Weges im Waldesdickicht verborgen lebten. Er erzählte von Hasen und Rehen, dem listigen Fuchs und von der alten Wildschweinmutter, die kürzlich einen Holzknecht des Burgvogtes mit gewetzten Hauern auf die Bäume getrieben hatte.

Frau Anna freute sich an dem Lachen der Kinder, und auch Palm schien an diesem Tage keinen anderen Gedanken zu haben, als seiner Familie einen Ausflug zu gönnen.

Nach schöner Fahrt waren sie um die Mittagszeit in Altdorf, jenem kleinen Städtchen, das die jetzt endgültig verfallende, einstmals berühmte nürnbergische Universität Altdorf beherbergte. Albrecht von Wallenstein und Graf von Pappenheim, die berühmten Heerführer des Dreißigjährigen Krieges, hatten hier studiert.

Hessel stand mit einer Zipfelmütze auf dem Kopfe unter der Haustür, als seine Gäste kamen. Liebenswürdig half er Frau Anna beim Aussteigen und hatte sogleich auch einige Schnurrpfeifereien für die Kinder bereit. Er wies auf eine hölzerne Ofenbank und lud zum Sitzen ein. Dann stellte er Krüge schäumenden Bieres vor seine Gäste und bestand darauf, daß auch Frau Anna ihm tüchtig zutrinke, denn das sei in seinem Hause so der Brauch. Frauenzimmer machten da keine Ausnahme.

Bald wußte er auch wieder mit Anekdoten zu erheitern. So etwa jener, die von der Wesensart des französischen Soldaten handelte und die er sich – wie er sagte – direkt aus Paris habe berichten lassen. Danach sei es in irgendeiner Schlacht geschehen, in welcher wisse er leider nicht, daß einem französischen Soldaten der Arm glatt abgehauen wurde. Nun sollte man denken, so erzählte Hessel, diesen Soldaten hätte alsbald das Schmerzgefühl über den Verlust des Armes überwältigt. Dem sei jedoch nicht so gewesen. Da sich an der Hand des abgehauenen Arms noch der Ring seiner Geliebten befunden habe, dachte dieser treue Liebhaber zunächst nur daran, diesen Ring mit Hilfe der Zähne von der verlorenen Hand abzureißen und erst als ihm das gelungen, habe er sich verbinden lassen.

Woran man wieder einmal sehen könne, schloß Hessel mit röhrendem Gelächter die Geschichte, welche galanten Liebhaber die Franzosen doch seien. Wenn er noch einmal auf die Welt komme, dann möchte er am liebsten ein Franzose sein, denn nichts bereue er mehr, als was er in der Liebe versäumt habe. Das Versäumte aber nachzuholen, dazu sei er jetzt schon zu alt und klapprig. Er warte jeden Tag darauf, daß der Schlag ihn hinwegraffe, doch solange das noch nicht geschähe, bleibe er natürlich des getreuen Herrn Palm gehorsamer Diener und seiner liebenswürdigen Ehefrau grenzenloser Bewunderer.

So ging es einige Stunden hin, man aß, und die Kuchenberge, die von einer ältlichen Haushälterin aufgefahren wurden, wa-

ren gewaltig, was vor allem die Kinder zu rühmen wußten. Unterdessen plauderte man und war gemütlich miteinander, während die Kinder im Hause und auch in Stall und Garten herumtollten. Als dann der Hausherr seinen Gästen einen türkischen Kaffee kredenzen ließ, wie sie ihn schon lange nicht mehr getrunken, sammelte sich Palm und gab den Gesprächen eine ernste Wendung:

»Ich bin nicht nur zum Plaudern gekommen«, sagte er, und schon bei diesen Worten wurde die hellhörige Frau unruhig, denn sie mochte an den Mienen des Gatten ablesen, daß etwas Gefährliches bevorstand. Aber Palm, in der Schwere seiner Gedanken befangen, merkte es nicht. »Ich will mit Ihnen über die Schrift sprechen«, sagte Palm.

Hessel faßte mit beiden behaarten Händen die Tasse und schlürfte behaglich das schwarze Gebräu, sah aber mit seinen flinken Augen aufmerksam sein Gegenüber an.

»Die Schrift soll im April gedruckt sein, und ich frage Sie jetzt, ob Sie die Sache übernehmen wollen?«

Da stieß die Frau einen spitzen Schrei aus, und fast hätte die fahrige Hand der Erschrockenen die Kaffeekanne zu Boden geworfen.

»Was für eine Schrift ist das?« rang sie sich mühsam von den Lippen.

Palm legte beruhigend seine breite Hand auf ihren mageren Arm und streichelte ihn zart.

»Verzeih' mir«, sagte er, »aber du bist von schwacher Konstitution, und ich wollte dir diese Fahrt gönnen, damit du dich ein wenig lösen könntest von den Sorgen. Ich glaubte auch, wir könnten hier ruhiger darüber sprechen.«

Frau Anna fuhr heftig herum.

»Denkst du denn gar nicht an die Kinder?«

Palm griff nach ihrer Hand.

»Bitte verzeih' mir; es war falsch, was ich tat. Ich hätte dich

vorbereiten müssen. Aber auch deshalb nahm ich dich mit, weil du an dem ruhigen Urteil unseres Freundes Hessel hören solltest, wie sehr du in deiner Angst übertreibst. Noch sind wir freie Nürnberger Bürger, und ich vertraue auf Gott, daß er auch dieses kleine Spektakulum zum besten wenden wird. Ich bin sicher, daß mir bei alledem nichts Ernsthaftes geschehen wird. Hessel, sagen Sie's. Hat meine Frau Grund, sich so zu fürchten?«

Hessel wischte sich geruhsam mit dem breiten Handrücken über den Schnauzbart und schüttelte den Kopf.

»Sie müssen wissen, meine Teure«, sprach er begütigend, »ich selber war es, der Ihrem Herrn Gemahl diesen kleinen Streich angeraten hat. Ich lese ja zumeist nicht, was ich setze und drucke, aber hier will ich doch mit ganzer Seele dabei sein. Es muß nun wirklich einmal einigen Herrschaften der Marsch geblasen werden, und es macht dem alten Hessel ein rechtes Vergnügen, in diesem Orchester seinen kräftigen Part mitzuspielen. Allein der Titel: Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung! Frauen verstehen dergleichen nie. Aber das sage ich Ihnen, der Hessel findet den Plan, diese Schrift zu drucken, großartig.«

»Es ist aber doch viel zu gefährlich«, warf die Frau verzagt dazwischen.

»Nun schön«, sagte Hessel, »Traktätchen sind ein glattes Geschäft. Hier geht es anders zu. Aber Gefahr? Wenn wir geschickt sind, dann erfahren sie nie, wer dahinter steckt. Und da sollen sie den alten Hessel kennenlernen. Wenn's darauf ankommt, sich dumm zu stellen, dann zeigt er geradezu Naturtalent.«

»Von Ihnen habe ich solche Gesinnung am wenigsten erwartet«, sagte wenig befriedigt Frau Anna; »vielleicht sind Männer klüger, aber hier fühle ich, daß es böse auslaufen wird. Ich habe eine furchtbare Angst in mir. Muß es denn wirklich sein?«

Sie wandte sich ihrem Manne zu, sah ihn mit gequälten Augen an und wies zur Tür hinüber, hinter der man die Kinder spielen hörte. »Kannst du es nicht wenigstens ihnen zuliebe lassen? So schon sehen die Kinder den Vater selten. Sollen sie erleben, daß man dich wiederum ins Gefängnis sperrt? Willst du denn, daß unsere Kinder hungern müssen?«

Ratlos blickte Palm zu Hessel hinüber, der hörbar schnaufend dabei saß, um dann polternd zu röhren:

»Sie haben eine schlechte Meinung von den Freunden Ihres Herrn Gemahls, meine Teuerste. Wenn es wirklich so käme, wie Sie fürchten, dann wird der alte Hessel schon Mittel und Wege finden, ein paar Mäuler mehr zu stopfen. Aber das ist alles eine leidige Unkerei; es wäre dies nicht die erste anonyme Schrift, die erschienen ist, und auch die erste nicht, die ich gedruckt habe. Meistens hat doch unsere liebe Polizei eine viel zu schlechte Spürnase. Nein, beruhigen Sie sich nur. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß wir uns nicht verabredet haben, um Ihnen hier jetzt eine bunte Komödie vorzuspielen. Wenn der alte Hessel erklärt, er hat keine Angst, dann ist es die reine Wahrheit. Weil ich mich nämlich nicht schäme zu sagen, daß ich manchmal eine recht schlotternde Angst habe; aber vor diesem Unternehmen nicht. Ich gebe Ihnen nachher noch einen Korb voller Eierchen mit, daran pflegen Sie sich ordentlich, das vertreibt auch die Angstgespenster.«

Hessel senkte mit einer drolligen Gebärde sein fleischiges Gesicht vor Anna Palm, ihr so Respekt und Dienstbereitschaft zu versichern.

Frau Anna schwieg. Sie war es nicht gewohnt zu widersprechen — sie tat es nur in jenen seltenen Augenblicken, da ein untergründiges Temperament ihren Zorn befeuerte. Aber es war ihren bleichen Zügen abzulesen, daß selbst noch so viele begütigende Worte Hessels ihr die schwelende Angst nicht nehmen konnten. Die freudige Stimmung des Tages war für

sie dahin, und die restliche Zeit bis zur Rückfahrt schien ihr grauenhaft langsam hinzuschleichen.

Später sprach Palm mit dem Drucker noch unter vier Augen. Sie verhandelten die Frage der Geheimhaltung, und Palm versicherte sich des Druckers bei dieser Gelegenheit, wie er es zuvor bei dem Pfarrer getan. Er forderte von Hessel, vor allem dann unverbrüchlich zu schweigen, wenn etwa er selber, Palm, ins Gefängnis kommen sollte, denn die Nennung vieler Namen könnte ein weitverzweigtes Komplott deutlich machen, und das würden die angegriffenen Behörden gewiß als besonders schwerwiegend empfinden. Palm gab in diesem Gespräch, während die Frau mit den Kindern spielte, deutlich zu erkennen, daß er umsichtig alle Möglichkeiten überdacht hatte und es für durchaus denkbar hielt, eine kürzere Haft auf sich nehmen zu müssen. Er bekannte dem Drucker, daß er hierüber vorsorglich mit dem Advokaten von Holzschuher gesprochen habe, von dem ihm jener Hinweis mit dem Komplott zugekommen sei.

Nachdem sie so noch eine Weile miteinander gesprochen hatten, dankte Palm schließlich dem Drucker für dessen Anerbieten, seiner Familie beizustehen, wenn es zum Schlimmsten kommen sollte. Hessel grunzte dazu nur, schlug Palm mit der Hand auf die Schulter und erklärte unwillig, viel gescheiter sei es, vor der Rückfahrt gemeinsam noch einen Humpen Bieres zu leeren. Nein, um Hessel brauchte sich Palm keine Sorgen zu machen, auf den konnte er sich verlassen.

Die Rückfahrt verlief in stummer Beklemmung, und so sehr Palm auch bemüht blieb, seiner Frau durch Worte und Gesten Vertrauen einzuflößen, es war doch deutlich, daß die Angst sie nicht mehr losließ. Manchmal dachte er, er solle ihr erklären, warum er das alles tue, solle ihr noch einmal von jenem größeren Lebenskreis sprechen, in den er sich gestellt sah. Aber er unterließ es, weil er wußte, daß ihre Angst und die Sorge um den Frieden der Familie stärker sein würden als alle Ein-

sicht. Auch sie mußte ihrer Natur folgen, konnte einem Triebe nicht entrinnen, der, von weiten Anfängen her in ihr lebendig, mit Verständnis, Logik und Einsicht nicht zu gängeln war. So schwieg er still, und so schwieg er auch in den folgenden Wochen und versuchte nur immer wieder, ihr seine Liebe dadurch zu zeigen, daß er sich bemühte, mehr denn je ein zärtlicher Gatte zu sein.

Das wichtigste Gespräch dieser Wochen fand in Erlangen statt. Weil es in Ansbach und auch schon in Nürnberg viele französische Agenten gab, trafen sich Palm und der Professor Yelin dort. Dennoch erfuhr auch der Oheim Palms, der hier noch immer seinen Buchhandel betrieb, von dieser Zusammenkunft nichts. Palm hielt streng darauf, daß die Beteiligten sich möglichst nicht kennenlernen sollten. Man hatte sich auf Mitte Februar verabredet, und die Verschwörer mußten fürchten, bei ihrer Rückkehr sowohl Ansbach als auch Nürnberg von französischen Truppen besetzt zu finden. Die Gerüchte über einen solchen Plan hatten sich in diesen Tagen ständig verdichtet.

Das Treffen war durch einen raschen Briefwechsel vorbereitet worden, und so ging alles schnell. Der Professor brachte nicht nur das fertige Konzept mit, sondern auch 400 Gulden. Palm begriff kaum, wie er es über sich bringen konnte, dieses Geld ohne sichtliche Bewegung zu empfangen. Erst beim Lesen des Konzeptes merkte er, welche Not er sich mit diesen diplomatischen Winkelzügen aufgeladen hatte. Die Namen von vier Staaten bildeten die Kapitelüberschriften: Frankreich, Österreich, England und Preußen. Mit peinlicher Sorgfalt waren die wichtigsten Daten der jüngsten Geschichte dieser Staaten aufgezeichnet, schonungslos war die Schwäche der deutschen Fürsten in diesen Stichworten gegeißelt, manche Umstände dabei erwähnt, die Palm bisher unbekannt geblieben waren. Noch

schlechter — das war natürlich — erging es den Franzosen und ihrem Kaiser. Bei der Betrachtung der Stichworte zu diesem Kapitel wurde Palm zum ersten Male unwillig, als er dort folgende Sätze las: »Um seine Macht zu vergrößern, ersann Napoleon eine angebliche Verschwörung eines Pichegru und Moreau, um so Gelegenheit zu haben, diese Männer aus dem Wege zu schaffen.«

Er habe doch erst vor wenigen Monaten aus dem Munde des Professors gehört, daß es sich hier nicht um eine angebliche, sondern um eine tatsächliche Verschwörung gehandelt, und daß sie von England her angestiftet worden sei. Habe er nicht gerade diesen Fall erzählt, um ihm ein Beispiel für politische Infamie und Heuchelei zu geben, fragte Palm und erntete ein spöttisches Lächeln des Professors dafür. Das sei richtig, mußte er hören; aber er habe ihm ja schon damals an diesem Beispiel zeigen wollen, daß auch edle politische Zwecke nicht immer ohne Infamie auskämen. Vor allem aber sei die Hergabe des Geldes natürlich an die Bedingung geknüpft, daß die Schrift nichts Nachteiliges über England enthalten dürfe. Es würde aber ein schwerer Verstoß gegen diese Vereinbarung sein, wollte man die englische Beteiligung an dieser Verschwörung auch nur mit einem einzigen Worte erwähnen.

Das war wie ein Schlag in das Gesicht des redlichen Palm.

»Dann tu ich's nicht!« rief er aus. »Ich habe zu Hause schon eine Einleitung liegen, wo es heißt, daß geprüfte Wahrheit dem Verfasser heilig sei. Ich will mich nicht ein Leben lang dieses Wortes schämen müssen!«

Aber der Professor Yelin blieb bei seinem Lächeln. »Die Mamsell Katharina hat recht«, sagte er; »neulich meinte sie, einen Mann wie den Buchhändler Palm hätte sie wohl ehelichen mögen. Da sei sie sicher, sich auf seine Wahrheit und seine Treue verlassen zu können, ich dagegen sei ein rechter Springinsfeld. Aber ich kann ihr deswegen nicht böse sein.«

Dann wurde er eindringlich.

»Im Ernste, lieber Palm, wir gehen unter in diesem wüsten Jahrhundert, wenn wir nicht lernen, unsere Feinde mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Ich wiederhole, der Napoleon wird dadurch um keinen Deut weniger gefährlich, daß er in dieser Sache einige Gründe auf seiner Seite hat. Wir tun damit ja nicht einem rechtschaffenen Mann eine böse Beleidigung an, sondern fügen dem Bilde von hundert wahren Intrigen ein falsches hinzu. Soll an diesem Satze scheitern, daß dem deutschen Volke und seinen Fürsten der Spiegel vorgehalten wird?«

Sie saßen im verschwiegenen Hinterzimmer eines Erlanger Schankwirtes, und obgleich sie allein waren und die Türen geschlossen hielten, sprachen sie nur mit gedämpfter Stimme.

»Noch vor wenigen Minuten glaubte ich, es werde mir leicht fallen, das Geld anzunehmen«, sagte Palm; »jetzt aber, da ich sehe, wie man versuchen kann, mit einigen lumpigen Gulden die Wahrheit zu kaufen, jetzt weiß ich erst, was ich mir damit selber zufüge.«

»Mein lieber Palm«, erwiderte der Professor, »Sie erlauben mir ein Freundeswort. Dazu kennen wir uns lange genug, daß ich mir herausnehmen darf, Ihnen von einer Schwäche zu sprechen, die Ihnen hier offenbar im Wege ist. Mir scheint, Sie haben sich ein wenig in die Rolle eines Weltverbesserers hineingelebt, und manchmal glaube ich sogar, daß es Ihrer Eitelkeit schmeichelt, das Gefühl ausleben zu können, besser zu sein als andere. Sie sagten mir einmal, sie müßten es erst mit sich selber ausmachen, ob Sie Ihre Hände in solche schmutzige Brühe hineintäten. Sie dachten dabei gewiß, was Sie zu sagen vermieden — meine reinen Hände.«

Er hielt inne und sah in den zerquälten Augen Palms, daß er einen Meisterschuß getan, und fuhr dann fort:

»Da war auch Ihr Entsetzen damals über meine Einladung in den ›Goldenen Hahn‹, mit der Sie mir vielleicht deutlich

machen wollten, wie sehr Sie den Geboten nachleben, in diesem Falle dem sechsten. Aber lassen Sie es mich deutlich sagen: wer in den Händeln der Welt lebt, der muß sich allemal entschließen, seine reinen Hände in die schmutzige Brühe hineinzutun. Seien Sie einmal ganz ehrlich zu sich selber; ist nicht diese Eitelkeit des Reinen der eigentliche und tiefste Grund, der Sie zurückschrecken läßt?«

Palms Lippen bebten, aber kein Wort entließen sie aus der gequälten Seele.

»Palm«, sagte der Professor fast weich, »ich weiß, wie sauer Ihnen das wird; doch ich will mich hier gar nicht noch einmal auf Fichte berufen; Sie waren es ja selber, der mir seine Argumente vortrug; nur wird zuweilen von uns gefordert, daß wir bereit sein müssen, schuldig zu werden, um der höheren Aufgabe unseres Daseins zu dienen. Das hat nichts mit jenem billigen Satze zu tun, wonach der Zweck die Mittel heiligt. Aber wir alle sind unter zwiefachem Gesetze auf dieser Welt — Fichte hat gesagt, daß der Zweck des Individuums auf die Gattung weise. Nicht nur das Individuum, auch und noch viel mehr die Gattung sind unmittelbar zu Gott. Die Gattung aber kann uns fordern, sie kann unser Leben fordern, wenn wir Soldat sind, sie kann selbst unser Höchstes fordern, die Reinheit.«

Palm stöhnte; aber dann richtete er sich auf und sah mit seinen klaren grauen Augen dem Professor ins Gesicht. »Ich nehme das Geld«, sagte er und blätterte weiter in den Papieren. Es war dann ein langes Schweigen zwischen ihnen; man hörte keinen Laut als das Rascheln des Papiers und aus der vorderen Gaststube zuweilen Lachen und die Fetzen einiger Gespräche. Dann sagte Palm unvermittelt:

»Ich wollte noch mit Ihnen über den Brief des Grafen von Thürheim sprechen. Ich begreife nicht, was gerade ihn veranlaßt haben kann, den Kurerzkanzler Dalberg zu entschuldi-

gen. Auch weiß ich nicht, ob wir die Gedanken, die ich in den Notizen des Herrn Professors Schelling fand, in den Text unserer Broschüre hineinnehmen sollen. Mich selber haben sie tief ergriffen. Ich weiß, daß uns die deutsche Glaubensspaltung auferlegt, eine höhere Einheit des Glaubens wiederzufinden, die uns zugleich auch fähig macht, den Verstandeskult der Franzosen endgültig zu überwinden. Erst eine deutsche Nationalreligion wird uns wirklich frei machen. Aber wer versteht das heute? Fast möchte ich glauben, wir verwirren die Leute nur, wenn wir auch dieses Thema in die Schrift hineinnehmen — später vielleicht, wenn die fremden Soldaten aus dem Lande sind, möchte ich diese Frage anpacken. Was meinen Sie dazu?«

Erlöst und rasch kam die Antwort des Professors:

»Genau so sehe ich es auch. Beinahe vermute ich, daß auch der Graf von Thürheim ähnlich denkt. Aus seinen Andeutungen möchte ich schließen, daß er Ihnen mit dem Hinweis auf die Entwürfe Schellings vor allem zeigen wollte, wie bedeutsam Ihre Rolle in dem großen Komplott ist, in das wir alle verstrickt sind. Denn zuletzt geht es doch so, daß überall im Lande sich ein heimliches Leben regt, Briefe von Stadt zu Stadt und über Ländergrenzen hinweggetragen werden, die einen neuen deutschen Geist prägen helfen, der eines Tages der scheinbaren Sicherheit der gegenwärtigen Zustände ein schnelles Ende bereiten wird. Der Kreis um den Kronprinzen Ludwig und den Grafen von Thürheim ist dabei einer der wichtigsten, Schelling wiederum einer der besten Köpfe, die wir heute haben. Wenn der Graf von Thürheim Ihnen über Schelling schreibt, dann heißt das, man habe begriffen, wie sehr auch Ihr Wirken für das Ganze notwendig ist.«

»Das ist also wieder eine Schmeichelei für meine Eitelkeit?« sagte Palm, und diesmal lächelte er dabei.

»Sie haben allen Grund, sich zu diesem Brief zu gratulieren«, fuhr der Professor fort. »Aber jetzt zu Ihrer ersten Frage. Dal-

berg ist in meinen Augen ein Typ naiv-vertrauensseliger Dummheit, der glaubt, durch anpassungsfähige Diplomatie und Dienstbeflissenheit gegen Napoleon dem Wohl des Ganzen dienen zu können. Er ist sicherlich kein gemeiner Verräter, der nur Verachtung verdient. Aber er verkörpert zugleich auch das Bild jener deutschen Fürsten, die verlernt haben, aus eigener Kraft Politik zu treiben. Herr von Dalberg hätte in Regensburg jene Sprache führen müssen, die nur der schwedische Gesandte wagte. Sicher hätte auch das die Entwicklung zunächst kaum aufgehalten, aber es hätte jenen Kräften Mut gemacht, denen deutsche Freiheit und Unabhängigkeit kein leerer Wahn sind. Vielen erscheint Dalberg heute als ein großer Kanzler des Reiches. Aber ich bin überzeugt, es wird mit ihm ein klägliches Ende nehmen. Ja, weshalb der Graf von Thürheim einige gute Worte für ihn fand? Ich meine, er wollte Ihnen zeigen, wie vielschichtig ein politischer Prozeß sein kann. Es braucht eben ein kranker Nationalkörper zuweilen einen Dalberg, der die Rolle des Verräters übernimmt, damit hinter diesem Schild die Kräfte der Erneuerung Zeit zum Wachstum finden. Natürlich dürfen wir in unserer Schrift kein einzig Wörtchen davon sagen, denn wir sind jene, denen es zufällt, den Anti-Dalberg-Geist zu beschwören, den nationalen Willen zu wecken und gegen jene aufzustehen, die uns wehrlos machen, indem sie verkünden, das Zeitalter der Nationalstaaten sei vorbei. In mindestens drei Schriften habe ich diesen Unsinn in den letzten Wochen gelesen. Und auch deshalb wird Dalberg zugrundegehen, der uns die Universalmonarchie anpreist, weil in der ganzen bisherigen Geschichte der Menschheit bloße Ideen stets schwächer waren als die gewachsenen Einheiten der Völker.«

»Hierin sind wir uns einig«, sagte Palm; »der Schöne Brunnen in Nürnberg bleibt mir ein Symbol für diesen alten Menschheitstraum, der doch jedesmal an der Wirklichkeit verging. Vielleicht muß das Heilige Römische Reich zerbrechen,

damit der Druck dieser Zeit ein Volk zu sich selber finden läßt. Vielleicht haben wir es deshalb so schwer, weil wir schon sehen, was die meisten heute noch nicht einmal zu ahnen vermögen.«

Palm reiste bald darauf nach Nürnberg zurück. Er gab dem Pfarrer die Skizzen und Notizen des Professors. Die Schrift entstand.

In dieser Zeit war das große Unbehagen über Preußen gekommen. Seit dem Baseler Frieden von 1795, mit dem Preußen als erster deutscher Staat den Franzosen das linke Rheinufer preisgab, hatte man sich in Berlin darauf berufen, die preußische Selbstbescheidung sichere dem nördlichen Deutschland in unruhiger Zeit einen Zustand leidlichen Friedens. Während der deutsche Süden und Westen seit der Kanonade von Valmy keine Ruhe mehr fand, Krieg um Krieg diese Gegenden heimsuchte und die Franzosen ihren Macht- und Einflußbereich immer weiter vorschoben, blieb der preußisch geführte Norden von all diesen Vorgängen fast unberührt.

Der zaghafte und friedenswillige Friedrich Wilhelm III. hatte allen Versuchen seiner Umgebung widerstanden, durch ein aktives Eingreifen und, gestützt auf das nach außen glänzende und starke preußische Heer, dem Verlauf des Geschehens eine andere Richtung zu geben. Nutzte Wien jede Gelegenheit zu lästerlichen Reden über Preußen, um Salz in die Wunden zu streuen, die seit der Niederlage Maria-Theresias jedem Österreicher im Fleische brannten, so sah man auch in Preußen oft nur mit Schadenfreude den Niederlagen des Kaisers zu. Viele preußische Offiziere aus der Schule Friedrichs des Großen empfanden selbst die Katastrophe von Austerlitz als eine preußische Genugtuung. Manche engstirnigen Protestanten aus der Ära des Ministers Wöllner vermochten mit keinem einzigen Gedanken über den konfessionellen Graben zu springen. Ihnen

erschien Österreich als finstere katholische Vormacht, als hätten sie von den josephinischen Reformen nie etwas gehört. Manche Theoretiker des Rheinbund-Denkens, das immer mehr an Boden gewann, sahen im Preußentum eine dem wahren Reichsgedanken feindliche Macht. Preußen, das mit seinem Königtum außerhalb des Reichsverbandes stand, schien einen Akt selbstherrlicher Souveränitätssetzung vorweggenommen zu haben, auf den sich jetzt Bayern und Württemberg bei der Ausrufung des neuen Königtums beriefen.

In Preußen aber gab es Männer, die um die deutsche Berufung Preußens wußten. Sein Ruhm, der erste aufgeklärte und fortschrittlichste deutsche Staat zu sein, hatte sie zu schöpferischem Tun herbei- und aufgerufen. So wirkte schon seit langem der Reichsfreiherr vom Stein, und seine scharfsichtigen Denkschriften vor der Schlacht bei Jena und Auerstedt, die wohl von der Königin Luise, nicht aber von Friedrich Wilhelm beachtet wurden, sollten noch spätere Geschlechter durch die Richtigkeit ihrer Voraussagen erschüttern.

Auch ein Kreis jüngerer Offiziere um den Prinzen Louis Ferdinand war des Zauderns müde. Man feierte in Berlin im Februar dieses Jahres 1806 einen tollen Karneval, bei dem die jungen Draufgänger in Masken und Kostümen ihrem Spott freien Lauf ließen. Schon hatte der tolle Prinz den König in der Öffentlichkeit einen ängstlichen Zauderer genannt, schon kam es zu einigen Palastintrigen, ja, zu Verschwörungen gegen den König, dessen Politik auch im Volke vielfach kein Verständnis fand.

Es war aber in diesen Eskapaden auch viel Übermut und Arroganz. Der preußischen Überlegenheit über die Franzosen sicher, verbreitete man Spottgedichte auf die Löffelgarde des französischen Marschalls Ney und witzelte über die Kavallerie Murats, sie ritte auf Ziegenböcken.

Dem König wurde es langsam unbehaglich. Aufgestört durch

die Verletzung der ansbachischen Neutralität im Herbst des vergangenen Jahres, hatte er in Preußen die Mobilmachung des Heeres befohlen.

Die rührselige Szene am Grabe Friedrichs des Großen in der Potsdamer Garnisonkirche hatte zunächst die Entschlossenheit des Königs verstärkt, der wachsenden Macht Napoleons entgegenzutreten. Er hatte den Grafen Haugwitz in das französische Hauptquartier nach Schloß Schönbrunn gesandt. Haugwitz sollte dort, gestützt auf das mobilisierte Heer, recht ultimative Forderungen vorbringen. Die Schlacht von Austerlitz aber nötigte den entsetzten Grafen dazu, den Vertrag von Schönbrunn zu unterzeichnen, darin Preußen auf Ansbach, Wesel und Neuenburg verzichtete, und dafür Hannover erhalten sollte. Hannover jedoch gehörte England, und Napoleon verstand es meisterhaft, Preußen damit auch von England zu isolieren.

Ein heftiger Kampf entbrannte um diesen Vertrag; Hardenberg vor allem wollte die Freundschaft Preußens mit England nicht aufs Spiel setzen und versicherte dem englischen Kriegsminister Harrowby, Preußen nehme Hannover nur zum Schein in Besitz, um es vor den Franzosen zu bewahren. Dieses unsichere und doppelzüngige Spiel gab Napoleon nicht nur eine willkommene Gelegenheit, von der heuchlerischen Unzuverlässigkeit Preußens zu sprechen; er nutzte zugleich auch die preußische Unsicherheit und ließ schon im Februar vor der Ratifizierung des Vertrages Ansbach und bald darauf auch Nürnberg durch französische Truppen besetzen, um diese Lande für den bayerischen König sicherzustellen. Preußen mußte sich wieder einmal mit Protesten begnügen.

Jetzt aber meldeten sich die ersten zornigen Stimmen in der Öffentlichkeit. Palm mußte erleben, daß er nicht der erste war, der mit heftigen Streitschriften hervortrat. So erschien in Preußen die Schrift des ehemals preußischen Leutnants von Bülow, in der es hieß:

»Man muß sich von dem Haufen der in den Staub Getretenen öffentlich lossagen, wenn man das Unglück hat, Mitglied einer unterjochten Nation zu sein. Man muß zeigen, daß man nicht zur Kanaille gehört, welche gleichsam um Verachtung bittet und sie dankbar empfängt ... Man handelt, wenn man unter einem ehrliebenden Volke lebt; man schreibt, wenn die Verworfenheit das Handeln verhindert, daher denn Bücher ... Wer aus Kriegsscheu seine Armee, daß heißt sein Kapital, tot in den Garnisonen liegen läßt, wo sie verrostet, verbastardet, zu einem furchtsamen Spießbürgerhaufen ausartet, den man mit Schneidern, Perückenmachern, Apothekern bei dem ersten Zusammenstoß in die Flucht schlagen kann, der muß sehen, wie mehr muntere Spekulanten um ihn herum Reichtümer, Macht und Ehre erwerben, während er verarmt, in Untätigkeit verschmachtend seiner Kräfte beraubt wird. Napoleon scheint ein munterer Monarch zu sein, der sein Kapital lebendig erhält gegen die anderen, welche entweder wie Österreich schlecht berechnete Spekulationen unternehmen oder wie Preußen sich der Trägheit des furchtbaren Blödsinns hingeben ... Die Heere asiatischer Könige, welche bei den Freigelassenen der römischen Imperatoren auf der Schwelle ihrer Türe knieend um ihre unechten Theaterkronen (Oh, ihr Rheinbundkönige) bettelten, immer Verachtung, selten Mitleid einflößten; dieser feige und obskure Haufen mochte sich noch mächtig wähnen und selbständig, wenn er in seine Provinzen zurückgekehrt war. Hier hatte er anderen zu befehlen, welche die römische Politik nicht für wert hielt, sie seiner eingebildeten Herrschaft zu entziehen. Das Faktum ist gewiß: Preußen hat seine Unabhängigkeit verloren, sobald es seine 200000 nicht zu gebrauchen weiß. Bei den Verbindungen unserer größeren und kleineren Staaten mit Frankreich fallen mir sehr oft die Bekenntnisse der Delinquenten aus den Hexenprozessen des vorigen Jahrhunderts ein. Bevor sich das Individuum ergibt und den

Pakt unterzeichnet, werden ihm die schönsten Versprechungen gemacht, wenn er aber Gott und seinem Sohne entsagt, — d. h. der Ehre und der Redlichkeit — dann folgen zwar dem Anscheine nach manche schöne Gaben, aber bald rückt der Böse mit Ansinnen und Forderungen hervor, denen die Verbündeten nicht mehr widerstehen dürfen, so bitter und schwer es ihnen fallen möge, weil solche sie mit ihren Nachbarn in Zwiespalt bringen, mit deren Haß beladen und in Schande stürzen, bis endlich der Scheiterhaufen folgt.«

An anderer Stelle ließ sich ein anonymer Hannoveraner vernehmen, der gegen die Rheinbund-Ideen so zu Felde zog:

»Pfui des Deutschen, der immer den Apologeten der Kraftäußerungen einer fremden Macht macht, dabei das wahre Interesse seiner Nation so ganz vergißt. Hat denn ein Rheinbündler es wohl mit Ruhe und Muße bedacht, ob alle diese Schritte wohl auch in der Tat sehr geeignet sind, um das Beste unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes zu befördern oder ob sie vielleicht nur sehr fein in den Tuilerien kalkuliert sind, um die Suprematie Frankreichs auf den Trümmern der bisherigen Konstitution Deutschlands zu begründen? Oder ob sie nicht endlich nur das Werk deutscher Egoisten sind, die ihre Pläne dem französischen Kabinett als heilsam und wohltätig für Frankreich und Deutschland zu schildern gewußt haben und durch alle möglichen Vorspiegelungen den Beifall und die Zustimmung dieses Kabinetts zu erschleichen suchen? Wann werden deine Augen, durch die Künste des großen Gauklers geblendet, wohl feucht werden, Deutschland? Heil dir, Germania, wenn auch genotzüchtigt, an schalen französischen Spielereien wird es dir nicht mangeln, und stehst du am Pranger, so tröste dich das Hurensprichwort: Ich bin nicht die erste, nicht die letzte. Das Blut Bernhards, Luthers und Friedrichs und aller jener, die für freies Denken kämpften, ist dann umsonst geflossen, ihre Taten sind umsonst geschehen.«

Und aus dem schwedischen Greifswald in Pommern meldete sich Ernst Moritz Arndt zu Worte. Auch er geißelte die schwächliche Politik Preußens, indem er schrieb:

»Ihr steht wie die Krämer, nicht wie die Fürsten, wie die Juden mit ihrem Säckel, nicht wie die Richter mit ihrer Waage, noch wie die Feldherrn mit dem Schwerte, und habt ihr unrecht gekauft und ungerecht gewonnen, so werdet ihr es verlieren, vielleicht eher, als ihr es träumt. Als Sklaven und Knechte seid ihr neben den fremden Fürsten gestanden, als Sklaven habt ihr eure Nation hingestellt und geschändet. Aber der Tag der Rache wird kommen, schnell und unvermeidlich, und ohne Tränen wird das Volk die unwürdigen Enkel besserer Väter vergehen sehen ... Preußen ist durch Entschädigungen, ist durch Teilung Polens gewachsen, aber kein Staat steht gefahrvoller da, weil er kleinen Gewinn großer Gefahr vorgezogen hat. Die Russen liegen im Osten dem preußischen Staate fürchterlich auf, und im Westen verbindet ihn kein Vertrauen und keine Liebe mit seinem Volke, mit den Deutschen, weil es wohl fühlt, daß er sie verraten hat, als es galt zu helfen. Eine Stützung auf Frankreich kann nur verderblich sein dem, welcher keiner Stütze bedürfte, wenn er wagte, Herr zu sein. Aber Herr kann Preußen nur sein durch die Deutschen, durch einen offenen, tapferen deutschen Sinn, der die Fremden und ihre Herrschaft ausfegen hilft. Preußischer Sinn, wo bist du hin? Er war einst in dem einen Manne, es war der große Friedrich, der alles beseelte und in frischem Treiben erhielt ... der preußische Staat dankte dem Geiste der Kühnheit sein Leben ... Wenn Mächtige entscheiden, glaube er nicht unblutig die Beute des Kampfes heimschleppen zu können. Der Größte stirbt durch Ermattung und Geistlosigkeit, am schnellsten durch kleinen Geiz ... Preußen, es gibt einen schöneren Grabgesang für euch, wenn je das Vaterland durch ein Verhängnis fallen müßte, als mit den Verwünschungen von Deutschland zu sterben.«

Das alles waren Zeichen der Unruhe und des Mißbehagens; es waren aber auch Zeichen, die ein Napoleon nicht übersah. Er konnte nicht wünschen, daß die Stimmung gegen ihn auf solche Art geschürt wurde, und er sah sich vor. Er behielt aber alle Trümpfe in der Hand. Schon im April nötigte er den preußischen König, den Minister Hardenberg zu entlassen und den Grafen Haugwitz zum Außenminister zu machen. Rücksichtslos trieb er Preußen in den jetzt unvermeidlichen Konflikt mit England. Dabei war Hardenberg im Wege. Zug um Zug bereinigte er in Süddeutschland die Verhältnisse, besetzte mit seinen Truppen, was noch frei geblieben war, so auch die alte Reichsstadt Frankfurt. Auch behielt er die österreichische Grenzfestung Braunau als Faustpfand mit der Begründung, die Österreicher hätten vertragswidrig den Adriahafen Cattaro den Russen übergeben, und ließ mit der gleichen Ausrede seine Truppen überall in Süddeutschland stehen. So kam es, daß man hier und da die Truppen als eine Landplage zu empfinden begann. Die anfängliche Begeisterung für die Franzosen erfuhr manchen Dämpfer.

In diesen Wochen entstand mit eiliger Feder die Schrift. Der Pfarrer Yelin war wütend und verbissen bei der Sache, und sooft er von Fürth herüberkam, lieferte er Palm einen Stoß beschriebener Blätter ab, charakteristisch in ihrer krakeligen Schrift. Palm kam wenig aus dem Haus in diesen Wochen. Fast jeden Abend verbrachte er damit, die Handschriften des Pfarrers durchzusehen, einiges zu verbessern und die Blätter dann mit eiligem Boten sorgfältig versiegelt nach Altdorf zu senden, wo Hessel eifrig ans Setzen ging. Und auch bei dieser Arbeit gab es Bitterkeit genug für den einsamen Mann; nicht nur der Politik des Professors mußte er Zugeständnisse machen, auch der heißspornige Jakobinismus des Pfarrers fand in manchen Redewendungen seinen Ausdruck, und Palm ließ solche Sätze nur mit Mißbehagen im Manuskript stehen.

Es saß um diese Zeit ein französischer Offizier in Nürnberg, dem es ehrlich um Völkerversöhnung und Universalmonarchie ging. Es war der Oberst im 27. leichten Infanterie-Regiment Jean Baptist Charnotet. Als einer der ersten höheren Offiziere hatte er den Boden der immer noch Freien Reichsstadt Nürnberg betreten. Zwar war jedermann überzeugt, Nürnberg werde ähnlich wie Ansbach nach dieser Besetzung pfalz-bayerisch, aber alles blieb noch einige Monate im Ungewissen. Daher konnte es auch geschehen, daß eine Deputation Nürnberger Bürger zu den Franzosen pilgerte und sich von Kaiser Napoleon einen französischen Prinzen als Burggrafen erbat, um so den unmittelbaren Schutz des Korsen über die deutsche Freie Reichsstadt zu erflehen.

Der französische Oberst Jean Baptist Charnotet war recht froh über dieses Ereignis, sah er doch darin einen Beweis, daß die überholten nationalen Schranken zu fallen begannen. Er mißbilligte die spöttischen Bemerkungen des Generals Frère, der als Höchstkommandierender des Platzes die französischen Truppen in Nürnberg befehligte. Der General Frère wollte sich ausschütten vor Lachen und fragte den Obersten Charnotet, was wohl einer französischen Delegation geschähe, die — beispielsweise aus Boulogne kommend — den König von Preußen um einen Hohenzollernprinzen als Beschützer bäte. Aber der Oberst Charnotet hatte diesen Spott nicht gehört.

Er sah sich in Nürnberg um und suchte Freunde zu gewinnen. Bald gehörte der Marktvorsteher Keßler zu denen, die bei ihm ein- und ausgingen, und auch der Buchhändler Campe ließ sich von Keßler bei dem Obersten einführen. Campe ging zu diesen Gesprächen nur widerwillig. Er mißtraute den Franzosen, weniger aus nationalem Vorurteil als deshalb, weil er in jedem französischen Soldaten, zumal aber in einem Offizier, einen Vollstrecker napoleonischen Machtwillens sah. Jene kurze Periode seines Denkens war rasch überwunden, in der er unter

dem Einfluß des Sieges von Austerlitz zu glauben begonnen hatte, Napoleon möchte wirklich zum Baumeister der von ihm erhofften Friedensrepublik berufen sein. Campes kühler und kritischer Beobachtung konnte der Emporkömmling im Wesen des Korsen nicht entgehen. Vor allem dessen Gier nach äußerem fürstlichem Glanz stieß ihn ab. Nicht nur, daß Napoleon nach der Münchener Hochzeit zwischen Prinzessin Augusta und Eugen Beauharnais, die vom Kurerzkanzler Dalberg getraut worden waren, bald darauf auch die Ehe zwischen Prinzessin Stefanie Napoleon und dem Kurprinzen Karl Ludwig Friedrich von Baden erzwang, nein, mehr noch ekelte Campe die Vetternwirtschaft Napoleons an. Auch dem dümmsten Gliede seiner Familie verschaffte der Korse einen Thron.

Campes Mißtrauen schwand, als er in dem Obersten Charnotet einen Mann kennenlernte, dessen Gesinnung echt und lauter war. Der Oberst beherrschte nicht nur die deutsche Sprache, sondern war auch ein Kenner der deutschen Literatur. Er war ein eifriger Verfechter der Aufklärung, ein Anhänger Rousseaus und Voltaires, und hatte auf diesem Umweg auch die Schriften Friedrichs des Großen, insbesondere auch dessen Anti-Machiavell, kennengelernt. Selbst zu Kant hatte er einige Beziehungen gewonnen. Der Name dieses Mannes war ihm besonders dadurch nähergekommen, daß der Kanzler des napoleonischen Senats in Paris, Pierre Simon Laplace, die Kantische Theorie des Planetensystems zur Grundlage eigener Forschungen gemacht hatte, die dann als die Kant-Laplacesche Theorie bekanntwerden sollten. Was Wunder, wenn Campe und der Oberst über solchen gemeinsamen Vorbildern und Gedanken einander näherkamen, und er diesen Oberst künftig von seinem allgemeinen Mißtrauen gegen die Franzosen ausnahm. Als Zeichen persönlicher Verehrung schenkte Campe dem Obersten ein Kupfer des Stiches von Chodowiecki, der durch einen Sonnenaufgang die Aufklärung symbolisiert.

Dennoch war es zunächst Keßler, der mit ungestümen Plänen schon bei einem der ersten Gespräche vorprellte und meinte, man dürfe in diesen Dingen nicht in der Theorie hängen bleiben, sondern müsse vor allem in der Bevölkerung dafür zu wirken suchen, daß sich eine echte Freundschaft zwischen den Nationen herausbilde, eine Ansicht, der Campe mit kühlem Mißtrauen gegenüberstand. Eine erste Gelegenheit, in dieser Richtung aktiv zu werden, fand Keßler anläßlich des für Mitte April angekündigten Besuches des Marschalls Bernadotte. Dieser wollte von seinem Hauptquartier in Ansbach herüberkommen, um die Huldigungen der Stadt Nürnberg entgegenzunehmen. Keßler beredete unter einsilbigem Schweigen Campes mit dem Obersten dieses und jenes, um diesen Tag von beiden Seiten her zu einem rechten Freuden- und Verbrüderungsfest zu machen. Aber wenn auch Keßler mit seinen Vorschlägen über Ehrenpforten, Aufstellung der Bürgerkavallerie zur Begrüßung und Spalierbildung der Bevölkerung beim Rate der Stadt ein geneigtes Ohr fand, so mußte er doch von dem Obersten hören, daß der Marschall Bernadotte, ein großer schlanker Mann, der vor allem bei den Frauenzimmern Eindruck machte, der Stimmung der Bevölkerung nicht traute. Es kam hinzu, daß sich just zu diesem Zeitpunkt der preußische Befehlshaber in Bayreuth, der General Graf von Tauentzien, zu einer drastischen Demonstration entschloß, indem er wegen eines nürnbergischen Deserteurs die nürnbergischen Pflegeämter Bezenstein, Hiltpoltstein und Gräfenberg mit einigen hundert Mann Truppen besetzen ließ.

Keßler hatte an jenem Tage des Bernadotte-Besuches wenig Glück. Der Marschall hatte die Stimmung des Volkes von Nürnberg besser eingeschätzt. Zwar fanden die vorbereiteten Veranstaltungen statt, aber die frostige Haltung der Bevölkerung und vielleicht auch die preußische Demonstration ließen dem Marschall geraten erscheinen, Nürnberg schon vorzeitig

wieder zu verlassen. Selbst die Musik des bürgerlichen Volontärkorps hörte er sich nicht mehr an; die Trompetenbläser Nürnbergs durften an diesem Tage ihre Lippen schonen.

Für den Pfarrer Yelin, der mit grimmigem Gesicht an der Straße gestanden hatte, war das ein Freudentag gewesen, und Campe hatte ebenfalls einigen Spott nicht ganz verbergen können. Dennoch kam zwischen ihm und dem Obersten keine Mißstimmung auf. Sie fanden auch im Anfang des Mai wieder zusammen. So wurde der Oberst Jean Baptist Charnotet bald Mittelpunkt eines kleines erlesenen Kreises, dem er auf recht geistreiche Art unauffällig die Richtung wies. Auch der Buchhändler Monath fand sich, gute Geschäfte witternd, nach einigem vorsichtigen Zögern dazu.

Zu diesem Zeitpunkt aber lag eine schmale Broschüre von etwa hundert Seiten auf Palms Schreibpult, und auf dem Umschlag stand in klarem Druck:

DEUTSCHLAND IN SEINER TIEFEN ERNIEDRIGUNG.

XIV

Musikalisches Versöhnungsfest

Palm saß allein in seiner Stube. Es war ein milder Maiabend, und vom Fenster her sang ihm der Frühling seine Lebenslust zu. Man erlebte einen der seltenen Tage, deren atmosphärische Beschwingtheit unbegreiflich macht, daß es jemals Sorgen gegeben hat. An diesem Tage rief Palm seinen Buchhalter Pech zu sich, nötigte ihm eine wohlgefüllte Pfeife Tabak auf und zeigte ihm dann die Schrift.

»Ich muß Sie jetzt mit dieser Broschüre bekannt machen«, sagte Palm; »es ist eine Schrift, darin manche Wahrheit gesagt wird, die den Mächtigen unserer Zeit wenig angenehm in den Ohren klingt. Deshalb lasse ich sie anonym erscheinen. Wir müssen vorsichtig sein. Insbesondere die Franzosen könnten auf den Gedanken kommen, nach dem Verfasser oder Verleger zu fahnden. Wir kennen beide nicht. Haben Sie mich verstanden, Pech?«

Der grauköpfige Buchhalter war sichtlich erschrocken und rang zunächst nach Atem. Zitternd fuhr er sich mit der Hand an den faltigen Hals.

»Ich bin Ihr gehorsamer Diener«, flüsterte Pech, »und wenn Sie es befehlen, wird es schon recht sein. Aber seit die Franzosen in unserer Stadt sind, sorge ich mich um Sie. Es ist viel zu bekannt, welche Gesinnungen Sie hegen; seit Ihrer Sammlung für Ulm weiß das jedes Kind. Bedenken Sie den Neid der

hiesigen Buchhändler. Mancher von ihnen erhofft sich durch die Franzosen neue Privilegien und könnte sich dafür den neuen Herren gefällig erweisen wollen.«

Pech hielt erschrocken inne. »Verzeihen Sie mir«, sagte er hastig, »es steht mir nicht zu, Ihre Entschlüsse zu kritisieren.«

Palm widersprach: »Weshalb sollen Sie nicht ein offenes Wort sagen dürfen, Pech? Sie kennen diese Stadt länger als ich und haben mir seit dem Tode des seligen Vater Stein manchen guten Rat gegeben. Aber hier ist es anders. Ich weiß sehr wohl, daß diese Sache nicht ohne Gefahr ist. Darum bat ich Sie zu diesem Gespräch. Ich werde bald wieder auf Reisen gehen. Dann brauche ich einen Mann, der im Hause Obacht gibt, einen vorsichtigen, zuverlässigen Mann, der Bescheid weiß und das Richtige zu tun versteht, wenn Unvorhergesehenes eintreten sollte und ich nicht hier bin.«

Pech schüttelte bekümmert den grauen Kopf. »Weiß die Frau von alledem?«

»Ja«, erwiderte Palm, »sie weiß um die Schrift, und sie weiß, daß Hessel der Drucker ist. Mehr soll sie nicht wissen.«

Weithin über die Dächer hörte man das vieltönige Lied einer Drossel.

»Die Frau hat keine starke Gesundheit«, sagte Pech; »in den letzten Wochen ist sie zweimal ohnmächtig niedergefallen.«

»Ihre Krankheit ist der Marktvorsteher Keßler«, sagte Palm fast mit Härte; »seit meinem Hiersein war dieser Mann mir im Wege. Er konnte es nicht verwinden, daß die Frau mich geheiratet hat, mich, den Fremden, den Württemberger. Darum macht er mich schlecht bei ihr, wo er nur kann, und scheucht sie vor allem in eine Angst hinein, der sie nicht gewachsen ist. Jetzt, da die Franzosen hier sind, ist er vollends obenauf. Und wer nicht bereit ist, mit ihm in das allgemeine Verbrüderungsgeschrei einzustimmen, den weiß er als rückständig abzutun. Heute sind in unserer Stadt viele Franzosenfreunde, die noch

vor wenigen Wochen solche Gesinnungen verdammt hätten. So sieht die Frau nur immer wieder, wie sich ihr verstockter Mann mit hoffnungslosen Dingen befaßt. Es wird dem Herrn Marktvorsteher im Angesichte der Ereignisse leicht, mich als einen völlig rückständigen Phantasten abzutun und der Frau gegenüber seine bessere Voraussicht auszuspielen. Sie wehrt sich dagegen, aber sie ist zu schwach. Pech, Sie müssen der Frau beistehen, Sie müssen helfen, ihr die Sorgen auszureden. Sie vermögen einiges bei ihr, denn sie ist unter Ihren Augen Kind, Jungfrau und Mutter geworden.«

Pech fuhr sich wieder mit zitternder Hand an den Hals. »Herr Palm«, sagte er mit seltener Entschlossenheit, »ich bin ein alter Mann. Um viele Dinge, die Ihnen so wichtig sind, habe ich mich nie gekümmert. Kaum bin ich aus Nürnberg hinausgekommen. Aber wie die Menschen sind, das habe ich doch ein wenig erfahren in meinem Leben. Einige sagen, die Menschen seien schlecht, weil sie so wankelmütig sind und sich von jedem Wind in eine andere Ecke wehen lassen. Die Hochzeit in München schmerzt mich bitter, Sie wissen es. Aber die Münchener haben gejubelt dazu und dem Brautpaare zugejauchzt, und sie hätten nicht minder gejauchzt, wenn die Prinzessin den ihr vorbestimmten Prinzen und nicht den kreolischen Bastard geheiratet hätte. Ja, so sind die Menschen. Auch Sie werden das erleben. Heute lächelt man über Sie. Wenn die Franzosen uns einmal verlassen, wird man über die anderen lächeln. Wohin der Wind sie weht, dahin treiben sie und haben nicht einmal ein schlechtes Gewissen dabei. Und jene sind immer verraten, die der Wind ihrer Zeit sein wollen. Geht ihnen der Atem aus, verflucht man sie, gewinnen sie neue Kraft, so blähen sich jene am breitesten in ihrem Wind, die vorher am lautesten geflucht haben. Und doch, die Menschen sind nicht böse deshalb; sie sind gemacht, daß sie aus eigener Kraft nicht weiterkommen, und sie sind nur ausgerüstet, geschickte Schiffer zu sein, die ihre

Segel nach dem Wind stellen. Herr Palm, heute weht der Wind Ihnen stracks ins Gesicht. Lassen Sie mich sagen: man muß warten können, bis der fremde Wind seine Kraft verzehrt hat. Ich bin ein alter Mann, und ich weiß, daß jeder Wind eines Tages seine Kraft verliert. Nichts auf dieser Erde ist für die Ewigkeit gebaut. Warten Sie! Die Gefahr, die Sie auf sich nehmen, ist unnötig heraufbeschworen! Achten Sie die Angst der Frau Anna; Frauen sind mit ihrem Fühlen der Erde näher; man kann kein Korn mit der Faust aus der Erde reißen, es muß wachsen.«

So hatte der alte Mann noch nie zu seinem Prinzipal gesprochen. Immer war er treu und ergeben zu jedem Dienst bereit gewesen. Es widersprach seiner Art, mit eigener Meinung hervorzutreten. Fast ängstlich sah er daher jetzt durch das Licht der Kerze hindurch, darin sich die Schleier des Tabakrauches in die Höhe zogen.

Palm blieb lange stumm. Dieser Widerstand des alten Mannes nahm ihm fast die Kraft. Dann raffte er sich endlich zusammen und sagte:

»Wir sind unversehens in allerlei Gleichnisse hineingeraten. Lassen Sie darum auch mich mit einem Gleichnis antworten: Es kann ein neues Korn nicht wachsen, wenn es nicht beizeiten gesät wird. Und auch das junge Korn erleidet zunächst Unwetter und Schnee, Hagel und Wind. Wenn die Zeit reif ist, trägt es Frucht. Wenn unsere Bauern so ängstlich wären, dann hätten wir nicht einen Sommer unser Brot. Denn in allen Dingen muß man auf Gott vertrauen, am meisten aber, wenn man säen will. So hat es uns doch der Herr gelehrt. Etliches fällt unter die Dornen, etliches zwischen die Steine, aber etliches wird aufgehen und Nahrung sein für eine kommende Zeit. Lassen wir uns nicht von der Kleingläubigkeit verführen, am Wegesrand niederzusitzen, um auf besseres Wetter zu warten. Für mich ist alles entschieden. Was ich mit mir habe ausmachen

müssen bis zu diesem Tag, das weiß ich allein. Jetzt ist das Ja gesprochen. Was weiter wird, muß ich in Gottes Hand legen.«

Als Palm geendet hatte, hörte man durch das Fenster fröhliche Stimmen junger Burschen, deren Maienseligkeit von einigen Krügen Nürnberger Bieres befeuert schien. Pech sank mit bekümmerter Miene in sich zusammen und wartete auf die Befehle des Prinzipals. Die folgten sogleich. Palm nannte die Anschriften, denen mit anonymer Faktur die Schrift zu schicken sei. Eine große Sendung ging nach Leipzig zu Gleditsch, weil man hoffte, den Widerstandsgeist der Sachsen gegen Napoleons Verführungskünste zu stärken. Der Pfarrer hatte eigens aus diesem Grunde darauf bestanden, die Schrift um ein Kapitel über Sachsen zu erweitern, darin er die Haltung des kursächsischen Hauses den anderen Fürsten als Vorbild hinstellte: friedlich und doch zur Verteidigung von Würde und Unabhängigkeit bereit, so schilderte er die Politik der Wettiner.

Einzelne Stücke gingen in den Norden, nach Jena, Weimar, nach Göttingen, ins Hannöversche und nach Berlin. Der Oheim in Erlangen bekam Order auch für Breslau, Stettin und Königsberg. Preußen war der wichtigste Stein im Spiele der nächsten Wochen. Andere Empfänger saßen in München, in Ulm und Augsburg, in Ansbach und Stuttgart, in Mannheim, Würzburg, Linz und Frankfurt.

Der verträumte Georg und der lustige Dörfler würden sich sputen müssen in den nächsten Tagen. Palm nannte neben Buchhandlungen auch manche Namen von privaten Empfängern, von denen er wußte, daß sie seine Gesinnungen teilten, und von denen er hoffte, daß sie helfen würden, den Geist der Schrift zu verbreiten.

Pech schrieb und notierte, war wieder ganz der treue alte Mann, der tat, was sein Dienst ihm vorschrieb. So waren die 500 Stück der ersten Auflage rasch verteilt und die Schrift nahm ihren Weg durch das Land.

Wenige Tage darauf begab sich Palm nach Fürth, suchte den Pfarrer Yelin in seinem Quartier auf und lud ihn zu einem Spaziergang ein. Der Pfarrer war nüchtern und sein Gesicht schien heute mehr grau als gelb. Seine Augen blickten unruhiger als sonst, aber sie zeigten einen fernen Glanz.

»Ich bin leer und wie ausgehöhlt«, sagte er zu Palm; »mir ist, als hätte ich all meine Kraft an diese Arbeit verloren. Ich denke fast, so müßte es einem zumute sein, wenn man auf dem Totenbette liegt.«

Palm war aber so sehr in seine eigenen Gedanken versponnen, daß er diese Worte kaum vernahm. Für ihn war nichts zu Ende. Jetzt war er wieder der Buchhändler, der sorgen mußte, daß seine Ware überall an den Mann kam. Er mußte aber auch bedenken, alle Gefahr zu vermeiden, und der Pfarrer war eine Gefahr. Man kannte mancherorts seine jakobinischen Reden, und leicht konnte man in ihm den Verfasser der Schrift vermuten, wenn er immer wieder als Gast in seinem Hause gesehen wurde.

Palm empfand es jetzt als Glück, daß der Pfarrer schon im Jahre zuvor fast ständig bei Dunkelheit gekommen war; nur die Frau kannte ihn gut und der Marktvorsteher Keßler, und selbst Pech, der sein Kommen nur flüchtig hin und wieder bemerkt hatte, vermutete jedenfalls in ihm nicht den Verfasser.

»Sie dürfen mich fürs erste nicht mehr besuchen«, sagte Palm; »es ist zu Ihrem eigenen Schutz, wenn möglichst niemand von unserer Verbindung weiß. Wenn es dringliche Dinge gibt, werde ich Ihnen unverfängliche Boten senden. Tun Sie desgleichen, wählen Sie einen Jüngling, der ahnungslos ist, der mich möglichst gar nicht kennt, und schreiben Sie — wenn es überhaupt sein muß — eine Botschaft so, daß niemand außer Ihnen und mir versteht, was gemeint ist.«

Yelin erschrak. »Haben Sie Nachrichten, die Ihnen solche Vorsicht dringlich erscheinen lassen?«

»Ja und nein«, erwiderte Palm, »unmittelbar ist nichts geschehen. Zur Vorsicht habe ich gestern Herrn Campe befragt, der bei einigen französischen Offizieren ein- und ausgeht. Es scheint, daß die Franzosen von der Schrift noch nichts wissen. Aber er sprach doch von einiger Unruhe. Es sind andere Schriften bekanntgeworden, die Aufsehen erregt haben. Kupfer in Wien und Eurich in Linz haben Schmähschriften hinausgehen lassen, die man auch in Bayern gefunden hat. Am meisten soll der Kaiser Napoleon betroffen sein von der ›Genealogie der kaiserlichen Majestäten und Hoheiten‹, darin ihm seine dunkle Herkunft vorgerechnet wird. Noch schlimmer ist ein Flugblatt, das aus dem Norden kommt und dessen Inhalt recht blutrünstig ist. Hier haben Sie es.«

Yelin las, und es war fast unheimlich, daß ihn der Wortlaut nicht in jene Erregung versetzte, wie das noch vor wenigen Wochen zweifellos der Fall gewesen wäre. Das Flugblatt lautete:

»Eine förmliche Kriegserklärung Preußens wäre gar nicht nötig, um das dumme Rumoren nicht nur der Franzosen sich vom Leibe zu halten, sondern überhaupt Deutschlands Grenze davor zu sichern. Preußen sollte, ohne ein Wörtchen deshalb zu verlieren, die Franzosen entweder in einer Fehrbelliner Schlacht aus Hannover wiederum über den Rhein jagen, oder noch besser, sie plötzlich einschließen und sie und alles, was zu ihnen gehört, vom General en chef bis zum Profos, nebst allen Commissariatsofficianten, in einer Hermannschlacht so völlig massakrieren, daß auch nicht ein einziger Mann übrig bliebe. Bonaparte liebt den Haut goût, und man kann ihm nur beikommen mit den derbsten Gaben, nur wenn man ihm die Prise scharf in die Nase hineinreibt. Das Unternehmen wäre wohl ausführbar. Ein preußischer General — und dazu müßte einer der entschlossensten gewählt werden, macht sich auf, nimmt einige zwanzig- bis dreißigtausend Mann mit, von de-

nen jeder den eisernen Vorsatz faßt, zwei Franzosen totzuschlagen, und die Sache ist abgemacht. Läßt sich künftig wiederum einer auf dem rechten Rheinufer bewaffnet blicken, ihn ohne Gnade nur immer munter füsiliert. Was gilt's, Deutschland hätte bald Ruhe vor dem verwünschten Volke.«

Der Pfarrer starrte über den Rand des Blattes, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen.

»Ich wünschte, dieses Flugblatt wäre nicht erschienen«, sagte Palm; »es zeugt von Hochmut und Verblendung. Aber Herr Campe berichtete mir, daß es eine große Aufregung hervorgerufen habe. Die Franzosen spüren, daß es neben denen, die ihnen zujubeln, eine wachsende Minderheit gibt, die ihnen ans Leder will. Sie werden sich vorsehen, und deshalb müssen wir auf der Hut sein.«

Darauf schieden sie bald wieder, und erst beim Abschied bemerkte Palm die Veränderung im Benehmen seines Freundes. Er fragte, ob der Pfarrer Sorgen habe; der aber verneinte. Ein seltsam schlaffer Händedruck — dann war Palm wieder allein auf seinem Wege.

Es war dies die Zeit, als der Nürnberger Rat eine Erklärung abgab, in der er das Verhalten der französischen Truppen rühmte, die sich, wie es hieß, durch Manneszucht und korrektes Auftreten auszeichneten. Ausdrücklich hob man in dieser Erklärung die wohlwollende Gesinnung der französischen Armee hervor, der man in Nürnberg zu lebhaftestem Dank verpflichtet sei. Diese Erklärung zeigte Palm, wie wenig Aussichten er hatte, daß der Rat sich bereit finden würde, nachdrücklich für ihn einzutreten, wenn er der Schrift wegen von den Franzosen belangt werden sollte. Dabei mußte Palm sich gestehen, daß diese Erklärung einen Kern von Wahrheit enthielt, denn wirklich achteten die französischen Generale im allgemeinen auf gute Manneszucht, und nicht zuletzt erklärte auch dies den Erfolg und den Siegeszug dieser Truppen. Die

wilden Horden der Revolutionsheere, die vor einigen Jahren diese Gegend unsicher gemacht hatten, gaben den dunklen Hintergrund, von dem sich das jetzige Verhalten der Armee vorteilhaft abhob. Dennoch blieben Übergriffe nicht aus, und allein die große Zahl der fremden Truppen bedrückte das Land. Es waren erhebliche Kosten aufzubringen.

Schon Ende Mai schrieb die Gemahlin des durchaus franzosenfreundlichen bayerischen Ministers Montgelas an den französischen Außenminister Talleyrand: »Die Bayern erwarten den Abmarsch der französischen Truppen wie die Juden den Messias. Ich habe die Franzosen geliebt, die unsere Feinde verjagten und uns unserem rechtmäßigen Herrscher wiedergaben; aber ich verabscheue diejenigen, die auf Kosten meines armen Vaterlandes leben wie die Blutegel.«

Palm erfuhr von diesem Schreiben durch einen Brief des Professors Yelin aus Ansbach. Frohlockend hatte der Professor ihm dieses Ereignis mitgeteilt und angemerkt, er habe mit der Mamsell Katharina aus diesem Anlaß eine Flasche französischen Champagners geleert, zeige es doch, daß man schon nach wenigen Monaten beim Münchener Hofe zu begreifen anfange, welchen Pyrrhussieg man über die Österreicher errungen und daß man bestenfalls den Teufel mit Beelzebub ausgetrieben habe. So komme die Schrift gerade zur rechten Stunde. Er habe erfahren, daß sie von Haus zu Haus weitergereicht werde, und sicher werde sie dazu beitragen, die Stimmung gegen die fremden Truppen zu schüren. — Doch wisse er noch mehr Gutes zu melden; der Graf von Thürheim sei bayerischer Resident in Ansbach geworden, und wenn man dadurch auch einen Freund verliere, der bisher der Gruppe um den bayerischen Kronprinzen nahegestanden, so sei es doch in der jetzigen Lage für alle Beteiligten gut, einen solchen Freund in der Nähe zu wissen.

»Zugleich«, so hieß es in dem Schreiben weiter, »scheint man

bei gewissen Leuten den Kelch der Erniedrigung bis zur Neige leeren zu wollen. Der Kurerzkanzler von Dalberg hat sein tolles Stückchen weitergespielt. Als er dem großen Kaiser Napoleon dadurch seine völlige Ergebenheit beweisen wollte, daß er ihm vorschlug, er möge doch den Kardinal Fesch zu seinem Koadjutor und Nachfolger bestimmen, wußte niemand um die Herkunft dieses Mannes.

Ich aber weiß jetzt, was für ein Mann das ist. Wieder so einer aus dem schon fast unübersehbaren Familiengewimmel des Korsen. Früher war er Aufseher in einem Mehlmagazin. Eine klug berechnete Spekulation auf den hochentwickelten Familiensinn Bonapartes; fast möchte man glauben, er sei nur Kaiser geworden, um seiner ganzen Verwandschaft zu fetten Pfründen verhelfen zu können. Dalberg kam allerdings nicht auf die Idee, daß der Kanzler des Römischen Reiches eigentlich den deutschen Kaiser danach hätte fragen müssen. Aber den deutschen Kaiser hat man schon ganz abgeschrieben, seitdem man vor einigen Wochen in Bayern sogar den Pfaffen verboten hat, für das Wohl des Kaisers und des Römischen Reiches zu beten. Dafür scheinen alle adeligen Jungfrauen Abend für Abend zu beten, der heilige Geist des großen Napoleon möge ihren Schoß mit einem korsischen Helden segnen.

Die Mamsell Katharina führt die Kerle aus dem glücklichen Land des großen Kaisers ja manchmal recht hübsch an der Nase herum, und erst neulich hat sie einem französischen Korporal, dem sie zuvor mit Augenblitzen und Hüftenwiegen kräftig eingeheizt, eine saftige Ohrfeige serviert, als er sie die welsche Liebe lehren wollte. Doch sonst sind die Töchter des Landes offenbar auf den Pariser Soldatenstand ganz versessen, und unsere armen Burschen haben das Nachsehen.« —

Der Brief schloß mit der Versicherung, daß er, der Professor, sich bemühen werde, sogleich noch weitere Gulden aufzutreiben, damit man an eine zweite Auflage denken könne.

Palm, der in diesen Wochen täglich erwartete, es könne etwas Bedrohliches geschehen, und der sich seiner Sache durchaus nicht so sicher war, wie er sich vor allem der besorgten Frau gegenüber gab, fand jetzt einen gewissen Trost in der wachsenden Zuneigung Campes.

Beide besuchten einander recht oft, und für Palm bestand der Grund dieser Zusammenkünfte nicht nur in der Hoffnung, von Campe dies und jenes über die Stimmung der hier stationierten französischen Offiziere zu erfahren, er fand in Campe jetzt auch einen Gesprächsgenossen, dessen Groll gegen die sich in die Länge ziehende französische Besatzungsherrschaft von Tag zu Tag wuchs. Es leuchtete keinem ein, wenn die Franzosen ihre weitere Anwesenheit in Bayern damit begründeten, Cattaro sei noch nicht geräumt worden. Campe, schon immer überzeugt davon, daß Napoleon ein kalter Gewaltherrscher sei, äußerte mehrfach, daß es dem Korsen jetzt offenbar darum gehe, Preußen zunächst völlig zu isolieren und ihm dann das Lebenslicht auszublasen. Preußen befand sich zu dieser Zeit bereits wegen Hannover im Kriege mit England, und auch Schweden hatte ihm den Krieg erklärt.

Kühl und wie unbeteiligt erzählte ihm Campe dann, daß man sich in Kreisen des Herrn Obersten Jean Baptist Charnotet und unter kräftiger Hilfe des Marktvorstehers Keßler ein großes musikalisches Versöhnungsfest ausgedacht habe. Am 8. Juni, so wußte er dem erstaunten Palm zu berichten, werde eine gemeinsame deutsch-französische Festaufführung der »Schöpfung« von Meister Haydn im großen Rathaussaal stattfinden.

»Es liegt eine Delikatesse darin«, sagte Campe, als sie sich darüber unterhielten, »ausgerechnet ein Werk des österreichischen Komponisten Haydn dafür auszuwählen, jenes Haydn, der auch ein Huldigungslied an den Kaiser mit dem Texte »Gott erhalte Franz den Kaiser« vertont hat. Ein Teil des Or-

chesters wird von französischen Militärmusikern gestellt, die damit zugleich beweisen wollen, daß sie noch mehr können, als mit schmetternden Clairons zum Kampfe anzufeuern. Und eine der Solopartien singt der Herr Levy aus Frankreich. Der übrige Chor und der Rest des Orchesters, ebenso die Soli, bleiben gnädigst den Nürnbergern vorbehalten.«

»Herr Campe«, sagte Palm, »Ihre Ideen vom Reich der Vernunft und des Friedens sitzen dann am 8. Juni auch mit im Rathaussaal.«

Aber Campe wehrte ab.

»Es mag so sein«, sagte er; »aber man kann Ideen auch falsch verstehen oder mißbrauchen. Dies ist nichts als eine Farce, und daß der Herr Oberst daran teilnimmt, er, den ich sonst für einen anständigen und gescheiten Mann halte, zeigt nur, daß er den Kant doch philanthropisch mißverstanden hat. Solche gefühlsseligen Verbrüderungen bringen uns keinen Schritt weiter. Wenn es ernst wird, schlagen sie sich doch wieder die Köpfe ein. Ich bleibe dabei; hier hilft nur ein klarer Vertrag. Allerdings beginne ich zu glauben, daß es vorher noch einmal einen tüchtigen Krieg geben muß, um den Eroberer Napoleon hinter den Rhein zu jagen. Ihr Schwager Keßler ist anderer Meinung. Seine ständige Rede ist: erst Macht und Eroberung durch einen großen Mann schaffen ein neues Recht und den Frieden.«

Palm gab dem Bedürfnis nicht nach, bei diesem Manne einige Anlehnung und damit Befreiung von der quälenden Einsamkeit zu finden, in der er jetzt mehr denn je lebte. Diese Härte mochte ihm durch die unpersönliche Art Campes erleichtert werden; aber sie war auch in ihm selber vom inneren Wuchs seines Charakters bedingt. So sagte er:

»Wir belügen uns, wenn wir Gegensätze der Natur und der Schöpfung Gottes übertünchen wollen. Wie schwer ist schon das Verstehen von Mann zu Mann. Sie glauben, daß Sie alle

Ihre guten Gründe im Gespräch mit mir ins Treffen geführt haben und fassen es letztlich nicht, daß es Ihnen dennoch nicht gelingt, mich von Ihrer Idee zu überzeugen. Genau so ergeht es mir. Zuweilen könnte man an solcher Menschennot verzweifeln. Wir reden die gleiche Sprache und verstehen uns in wichtigen Dingen so wenig. Gewiß, das Wort vom deutschen Vaterland ist Ihnen so teuer wie mir, schon mein Schwager Keßler wird selbst das bestreiten. Wie kann man da glauben, von Volk zu Volk sei eine Verständigung hergestellt, wenn einige Angehörige zweier Völker mit gemeinsamer Ergriffenheit das Bild der Schöpfung in der Musik Haydns erlebt haben. Erleben sie wirklich die Ergriffenheit auf einerlei Weise, oder glauben sie das nur? Und bleibt — gesetzt diese Ergriffenheit sei tatsächlich gleich gewesen — wirklich nichts Trennendes mehr in ihren Seelen? Ich sage es Ihnen noch einmal: des Menschen Geist und Leben ist nicht eine glatte Geometrie. Glauben Sie mir, seitdem der Römer Varus dieses Land in seines Kaisers römische und universale Rechtsordnung einfügen wollte, sind fast 2000 Jahre vergangen. In diesen 2000 Jahren hat es vielerlei universale Systeme gegeben. Eines dieser Systeme, das katholische Christentum, hat seit den Tagen des Bonifatius bis zu Luther hin einige hundert Jahre Zeit gehabt, die verschiedensten Völker unter einem universalen Glauben glücklich zu machen. Dieser Versuch hat viel Blut gekostet. Karl dem Großen, dessen Reich man heute wieder einmal erneuern will, ist es auch mit der Bluttat von Verden, als er die Edlen der Sachsen hinrichten ließ, nicht gelungen, den Willen dieses Volkes zu brechen. Es gelang auch dem Papst Gregor nicht, der einen deutschen Kaiser zum Gang nach Canossa zwang, und noch weniger gelang es den Ketzerrichtern und der spanischen Inquisition. Es gelang in keinem Volk, das Volk zu zerstören und an dessen Stelle den Universalismus zu setzen. Mein Schwager Keßler soll doch nicht so tun, als seien

seine Völkerverbrüderungs-Ideen neu. Von wievielen Rechts- und Friedensverträgen haben die Menschen nicht schon geträumt! Es ist alles Verbiegung und eitler Verstandesdünkel. Und deshalb ist auch dieser Versuch eines deutsch-französischen Konzertes kein bedeutsames Ereignis. Nicht einmal Jahrhunderte eines gemeinabendländischen Latein haben vermocht, was die Musik ebensowenig bewirken kann. Es ist bei der menschlichen Natur nicht zu hoffen, daß man diese nutzlosen Versuche aufgeben wird. Und es wird auch in Zukunft immer wieder Toren geben, die über jene lächeln, die nicht daran glauben wollen, daß auch die Unvernunft und die Sünde stets des Menschen Begleiter sein werden. Der Herr hat uns gelehrt, demütig zu sein. Wir sollen die von Gott geschaffene Natur des Menschen hinnehmen, um ohne Verbrüderung wenigstens Verständnis dafür zu gewinnen, warum Gott seit dem Turmbau zu Babel Verwirrung unter den Menschen gestiftet hat. Dann brauchten wir uns nur noch zu streiten, wenn ein echter Grund dafür gegeben ist, nicht aber, weil sich immer wieder Narren vermessen, aller Menschheit ihre universalen Ideen aufzwingen zu wollen.«

Da lächelte Campe und sagte trocken: »Dann liegt das wohl auch in der Natur des Menschen.«

Das Konzert fand im großen Rathaussaal statt, das Programm war in zwei Sprachen gedruckt, und der Rat der Stadt erschien im festlichen Ornat, in stattlichen Uniformen kamen die Offiziere der Garnison und in großer Garderobe die Damen der Gesellschaft. Es war eine ergreifende Aufführung, nach der man sich zwecks deutsch-französischer Verbrüderung in einige noble Lokalitäten begab, um das Ereignis gebührend zu feiern. Campe war demonstrativ ferngeblieben, Palm ohnehin nicht eingeladen worden.

Im Mai des Jahres 1806 spürten die Einwohner von Erlangen, wie die Ruhe des preußischen Machtraumes sich in Furcht zu wandeln begann. Die preußischen Truppen waren nach der Winterkrise nicht alle wieder auf Friedensstärke verringert worden. Das jüngste Geplänkel um die nürnbergischen Pflegämter Bezenstein, Hiltpoltstein und Gräfenberg wußte jedermann zu deuten. Der General Graf Tauentzien in Bayreuth hatte den nürnbergischen Deserteur ganz gewiß nicht festnehmen lassen, um der bedrängten Stadt am Zeuge zu flicken. Zwar sprachen weder der Magistrat von Nürnberg noch der General in ihren Verlautbarungen von den Franzosen, aber die Erlanger wußten sich doch ihren Vers darauf zu machen. Jedermann deutete es als eine blanke Drohung an die Franzosen, ihren Machtbereich nicht noch weiter auszudehnen. In den Gassen der preußischen Universitätsstadt zeigten sich mehr Soldaten als Studenten. Und von den Studenten hörten viele auf Fichte, der überzeugt war, man müsse dem Tyrannen endlich den Weg verlegen.

Palms Oheim in Erlangen warb gute Kundschaft für die Schrift. Unter dessen Vertrauten las sie auch der Erlanger Schriftsteller Julius Graf von Soden, dem Oheim seit Jahren verbunden. Dieser war ein Patriot von anderer Art. Der Dienst für das angestammte Herrscherhaus blieb der Inhalt seines Lebens; glühend haßte er die Franzosen; die Schrift aber flößte ihm Entsetzen ein. Das bekam Palm zu spüren, als er im Garten der Universität auf den Grafen traf.

»Das ist ja schlimmste Majestätsbeleidigung!« schrie er dem verdutzten Palm ins Gesicht. »Wie? An den Höfen soll die Wahrheit ihre geschworenen Feinde haben? Damit bringen Sie alle Pfeiler unserer Staaten zum Einsturz, Herr Palm. Mühsam genug wehren wir uns gegen den Ungeist des Aufruhrs und der Revolution, der selbst vor den geheiligten Häuptern von Königen nicht halt macht, und Sie vertreiben eine Schrift, die

jenen Henkern und Mördern von jenseits des Rheines neues Wasser auf ihre Mühlen liefert. Es geht einfach nicht an, dem blinden Volke ehrwürdige Monarchen in einer Weise darzustellen, die sie erscheinen läßt, als seien sie kleine fehlbare Menschlein, an denen jeder seinen Witz üben kann.«

Graf Soden, hager und aufrecht, sprudelte fort:

»Und Preßfreiheit wollen Sie? Kritisieren gar den Kaiser in Wien, daß er die Privilegien nicht erneuere, die Kaiser Joseph, Gott hab' ihn selig, großmütig glaubte gewähren zu können. Solche Schriften würden dann im Nu das Land überschwemmen, die Freiheit einer angemaßten Kritik würde so üppig ins Kraut schießen, daß wir binnen kürzester Zeit in Deutschland die Köpfe ebenso rollen sähen wie jüngst in Frankreich. Ich fürchte allerdings, mein lieber Herr Palm, auch Ihr Kopf wäre dann recht schnell dabei. Denken Sie an das Schicksal der gemäßigten Girondisten. Erst haben sie freudig ihre Revolution mitgemacht, sehr bald aber legten die Jakobiner auch ihnen den Kopf vor die Füße.«

Graf Soden schöpfte Atem, um dann, dem erschrockenen, zu einer Erwiderung ansetzenden Palm mit einer Handbewegung das Wort abschneidend, fortzufahren:

»Es ist gewiß lobenswert, wie Sie dem Bonaparte an den Pelz gehen, sehr lobenswert. Auch weiß Ihr Oheim hier nur Gutes über Sie zu sagen, aber diese Respektlosigkeiten gefallen mir gar nicht.«

Jetzt faßte sich Palm, und auch er war zornig:

»Genau daran gehen wir zugrunde, Herr Graf. Was mir der Verfasser über die schrecklichen Zustände in den österreichischen Erbländern berichtete, war noch schlimmer, als es niedergeschrieben wurde. Worin sind denn die Katastrophen von Ulm und Austerlitz begründet, wenn nicht einzig und allein in dem Wuchern jenes knechtischen Untertanengeistes, der auch die größte Dummheit beklatscht, wenn sie nur von einem ge-

krönten Haupt ausgesonnen wurde. Ich weiß nicht, ob Sie in Wien gewesen sind. Der Verfasser der Schrift war es. Man muß glauben, dort stehe die Zeit still. In der Luft des Hofes gedeihen nur Dummköpfe, weil man in jedem klaren Kopfe sogleich eine Gefahr für eigene Privilegien wittert. Wenn irgendwo außerhalb der Erzländer eine Neuerung mit Erfolg erprobt wurde, dann sperrt man sich dagegen mit dünkelhaftem Eigensinn. Österreich über alles, sagt man und meint damit, man könne sich hochmütig allem verschließen, was anderswo besser gemacht wird, und muß sich dann vom größeren Können der französischen Generale glatt überspielen lassen. Wäre es nicht besser gewesen, man hätte von ihnen gelernt? Wäre nicht die Katastrophe vermieden worden, wenn die Preßfreiheit im Lande Raum gegeben hätte dafür, daß kluge Männer rechtzeitig und unüberhörbar neue Wege der militärischen Rüstung diskutiert hätten?«

Graf Soden schien dergleichen zu überhören. Er sagte:

»Seit Jahrhunderten haben Fürsten einmal Kriege gewonnen, und dann wieder haben sie Kriege verloren. Aber niemand hat deshalb gewagt, ihre göttliche Würde und Unfehlbarkeit anzutasten. Wer sich wider die Obrigkeit stellt, versündigt sich an der gottgewollten menschlichen Ordnung. Ihnen brauche ich doch nicht zu sagen, welche unvorstellbaren Greuel die entfesselte Orgie einer sogenannten allgemeinen Vernunft auf dem Gewissen hat. Haben sich die Demokraten von Paris noch nicht genug mit Blut besudelt? Wann hat Europa jemals ein Schauspiel solchen Massenmordes gesehen, wann jemals menschliche Tiere, die ihren Opfern mit Wollust die zuckenden blutwarmen Herzen aus den Leibern rissen? Wann jemals solche Dinge, daß Menschen sich aus der Haut ihrer Opfer Beinkleider fertigen ließen, wann jemals als bei den demokratischen Greueln der Jakobinerzeit? Sie wissen doch um die schauderhaften Lüste jener Vernunftanbeter, die mit wieherndem Ge-

lächter zusahen, wenn man Nonnen und Damen von Adel mit Kerzenflammen die Schamhaare versengte! Was gilt da ein verlorener Krieg, was bedeuten zwei Schlachten wie Ulm und Austerlitz? Verlorenes Land gewinnt ein neuer Krieg zurück, der zerstörte Glaube an die Obrigkeit und ihre göttliche Ordnung aber weckt das Teuflische im Menschen. Und ich möchte es nicht sein, der seine Hand dazu leiht.«

Palm stand in einem neuen Sturm. Er wußte jetzt, wie wenig er auch nur einem der Mächtigen der Zeit gefallen konnte. Sie standen alle gegen ihn. Niemand begriff, was er wollte. Aber er mußte sich wehren, immer wieder wenigstens versuchen, die Wahrheit zu sagen, den Blinden die Augen zu öffnen und ihnen auf den Weg zu helfen.

»Es ist wahr, Herr Graf«, entgegnete er jetzt sehr ruhig und fest, »die Demokraten von Paris haben furchtbare Blutschuld auf sich geladen. Zwar besorge ich, daß von den Emigranten manche boshafte Geschichte dazu erfunden wurde, jene mit den Beinkleidern aus Menschenhaut scheint zu dieser Spezies zu gehören; aber es bleibt an Schlimmem immer noch genug, als daß es uns nicht schaudern machen könnte. Fragt aber auch nur einer, wie es dazu kam? War nicht das Drohnenleben am Hofe zu Versailles, die Anmaßung der Hofschranzen und Pfaffen, die Arroganz und die Dummheit der Günstlinge eine solche Pestbeule, daß ein verzweifelter Wille am Ende nur noch mit dem Messer blutig aufschneiden zu können glaubte, was durch keine Kur gebessert wurde?

Nicht die Preßfreiheit wird einmal Schuld sein, wenn wir in Deutschland ähnliches erleben müssen wie jüngst die Franzosen, sondern: es wird deshalb über uns kommen, weil der Kaiser und unsere kleinen Potentaten die Preßfreiheit nicht schleunigst einführen. Noch eines möchte ich Ihnen versichern, Herr Graf, daß ich Fürsten wie Joseph II. und Friedrich den Großen über alle Maßen verehre. Nichts wünschte ich sehn-

licher, als aufgeklärte Fürsten solcher Art als Regenten über deutsches Land.

Ich weiß sehr wohl um den finsteren Geist des entfesselten Demos und fürchte die Herrschaft des Pöbels nicht minder als Sie; aber lassen Sie sich auch sagen, daß ein Fürst nicht das Recht hat, das Volk zum Spielball seiner Launen zu machen. Die Fürsten haben allesamt noch nicht begriffen, daß sie wohl die Länder Böhmen und Österreich unter eine Krone zusammenheiraten können, aber Deutsche und Hussiten doch verschiedenen Geblüts sind — andere Menschen, Herr Graf. Und darum heißt unsere Schrift ›Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung‹ und nicht ›Das Heilige Römische Reich in seiner tiefen Erniedrigung‹.«

Graf Soden, hager und aufrecht, schüttelte bekümmert den Kopf.

»Sie reden heiß daher, und man merkt, daß Sie sich sogar etwas dabei gedacht haben. Aber ich meine doch, daß Ihnen als schlichtem Bürger jene Reife des Urteils fehlt, die einem Manne wie mir seit Generationen im Blute liegt. Nehmen Sie es als Zeichen dafür, daß auch ich ein aufgeklärter Mann bin, wenn ich überhaupt mit Ihnen über die Schrift rede. Lassen Sie sich aber von mir warnen, eine Schrift gegen Napoleon könnte Ihnen neben Feinden auch manchen Freund zugeführt haben, die Höfe in Berlin und Wien würden Sie sicher schützen, wenn Gefahr drohen sollte. Für diese Schrift finden Sie nirgendwo Schutz — höchstens in England, und das liegt weit übers Meer. Streichen Sie alles, was an den Höfen mit Recht Unwillen erregt, dann will ich Ihr wärmster Fürsprecher sein. Tun Sie das nicht, so fürchte ich für Sie das Schlimmste.«

Palm wandte sich ab.

»Der Verfasser hat in den meisten Dingen meinen Beifall. Es gehe also, wie es muß. Gestatten Sie mir nun, mich zu empfehlen. Ich wünschte nur für meinen Oheim hier, er möchte

sich wegen der Schrift von Ihnen keiner Ärgernisse zu versehen haben.«

Graf Soden sagte: »Ich bin ein Edelmann.« Dann ging er davon — mit schnellen Schritten.

Nachdenklich blickte Palm zur Universität hinüber, in deren Räumen, dank einer höchstköniglich-preußischen Bestallung, der Professor Fichte seine Vorlesungen hielt. Und der Gedanke an Fichte stärkte ihn. Er konnte an diesem Tage nicht wissen, daß Julius Graf Soden im Jahre 1814 einen Neudruck der Schrift herausgab, wobei er jene Kürzungen vornahm, die er bei diesem Gespräche anriet. Palm konnte nicht wissen, daß auch sein eigener Sohn im Jahre 1842 diesen verstümmelten Text noch einmal wieder auflegen werde. Es wäre wohl das bitterste Erlebnis für ihn gewesen. Palm ahnte nicht, daß die Schrift erst 1849 und dann 1899 und dann wieder 1933 in ihrem vollen Wortlaut gedruckt wurde.

XV

Das Ende in Braunau

Palm errang in diesen Tagen noch einmal einen häuslichen Sieg. Seit der Besetzung Nürnbergs durch französische Truppen hatten sich die meisten Buchhändler nach dem neuen Wind ausgerichtet, und es erschienen dabei auch Bücher auf dem Markt, die es vordem selbst im liberalen Nürnberg nicht gegeben. Die um Sittenreinheit immer sehr besorgte Frau Anna, der wie vielen nicht mehr ganz jungen Damen der Zeit schon die griechische Mode der durchsichtigen Gewänder ein Greuel war und die schon deshalb dazu neigte, den immer lebhafter umlaufenden Gerüchten von einem nahe bevorstehenden Weltuntergang Gehör und Glauben zu schenken, fand neuerdings Buchanzeigen, die sie in helle Empörung versetzten. Sie ging eines Tages, was sie sonst nur selten tat, in den Buchladen hinunter, wo sie Palm bei der Arbeit wußte, und legte ihm einige Zeitungsanzeigen vor; der Kommentar dazu stand in ihrem Gesicht, das vor Erregung rote Flecken zeigte. Die fraglichen Bücher aber trugen Titel wie: »Die Kunst sich jung und schön zu erhalten. Dem schönen Geschlecht gewidmet« — »Kabinett der Liebe« — »Heilart, neu entdeckte, sichere und leichte, die Schwäche des männlichen Geschlechts zu heben ohne Arzneien«.

»Du weißt«, sagte Palm, nachdem er gelesen, »mich empört das weniger als dich. Vor allem scheint mir dies nicht die ärgste

Folge der französischen Besetzung; aber ganz gewiß darfst du mir glauben, daß die Übel der Besetzung, alles in allem, so schwer sind, daß es sich lohnt, einiges zu wagen, um sie wieder loszuwerden. Fremde Soldaten im Lande, ob als Feinde oder als Freunde, bringen allemal Unheil und mancherlei Übel mit sich, und desto schlimmere, je länger sie bleiben.«

Frau Anna seufzte ergeben und meinte, es sei ja nun alles geschehen, und man müsse abwarten, wie das Ende werde. Aber sie fuhr doch besorgt einwendend fort:

»Es gibt Zeichen, die der sündigen Menschheit eine Warnung sein sollen, daß der Weltuntergang nahe bevorsteht.« Und dann, als Palm dazu schwieg, setzte sie hartnäckig hinzu: »Wir werden hier eine Sonnenfinsternis haben, und in der Zeitung stand zu lesen, daß es auf Sizilien schwere Erdbeben gegeben hat, wobei die Häuser umgefallen sind, als wären sie aus Leinewand gewesen. Der Vesuv bei Neapel speie gewaltig viel Feuer und verwüste mit seinem glühenden Aschenregen das Land. Wenn Gott es macht mit uns wie einst mit Sodom und Gomorra, dann sind alle deine Pläne eitel, und es bleibt nichts zu tun als zu beten.«

Da legte Palm seinen Arm um die zitternde Frau und störte sich nicht daran, daß der in der anderen Ecke des Ladens Bücher stapelnde Dörfler zuschaute.

»Ich glaube nicht an diesen Weltuntergang«, sagte er ruhig. »Es ist in der Geschichte nicht das erste Mal, daß er prophezeit wurde. Aber, meine Liebe, wiederhole es dir immer wieder: Uns ist es nicht gegeben, Zeit und Stunde des Endes zu wissen, weder unseres eigenen noch dessen der Welt. Wir sollen hier dem Leben dienen und jeden Tag mit frischem Mut unseren Weg vorangehen. Der Horizont ist immer gleich weit. Gehen wir dennoch weiter, Gott allein weiß, wohin der Pfad uns führt. Aber stehenbleiben dürfen wir nicht.«

Wenige Tage nach diesem Gespräch erfuhr man, daß in

Paris der für Pfingsten vorausgesagte Weltuntergang einen fürchterlichen Aufruhr ausgelöst habe. Die Kirchen seien von Betenden überfüllt gewesen, und als zur Stunde des vorausgesagten Unheils ein Unwetter über die Stadt hereingebrochen war, seien zwei Weiber vor Schreck gestorben, zwei hätten aus Angst Selbstmord begangen und mehrere hätten vorzeitig entbunden. Die Welt aber war nicht untergegangen, und so gewann Frau Anna an dieser richtigen Voraussage in den letzten Wochen, da ihr Ehemann noch lebte, wieder ein etwas ruhigeres Vertrauen in die Zukunft.

Palm ging unterdessen daran, die zweite Auflage der Schrift vorzubereiten. Der Professor hatte abermals Geld gesandt. Man nahm einige Änderungen vor und ergänzte den Text um Hinweise auf die allerjüngsten Ereignisse. Dabei traf sich Palm ein letztes Mal mit dem Pfarrer, der in der Zwischenzeit wenig neue Kraft gewonnen zu haben schien, fuhr noch einmal zu Hessel hinaus, ließ sich von ihm mit Bier traktieren und kaufte dann durch die Vermittlung seines Freundes Gleditsch eine Reihe patriotischer Schriften, um sie in Nürnberg unter den Augen der Franzosen dem Publikum anzubieten. Die Titel dieser Schriften lauteten:

»Patriotische Gesinnungen eines Deutschen über die österreichische Lage« — »Geschichte des siebenjährigen Krieges« — »Von den Interessen des deutschen Reiches mit Rücksicht auf den Einfluß, welchen Bayern gegenwärtig auf jene behauptet« — »Der letzte Krieg, die Schlacht bei Austerlitz, der Friede zu Preßburg und Frankreichs und Preußens Politik« — »Stamm- und Rangliste der Kursächsischen Armee« — »Militärische Biographien berühmter Helden neuerer Zeit« — »Die stehende Armee, ein Bedürfnis des Staates.«

Für Palm war es erfreulich, daß diese Bücher Zuspruch fanden, daß insgeheim auch einige der übrigen Nürnberger Buchhändler solche Bücher bezogen, ja, ihm die Schriften sogar ein-

zeln abforderten. Als er dann aber mit solcher Freude im Herzen am Ende des Juli zur Jakobi-Dult nach München aufbrach, fielen doch zugleich schwarze Schatten auf seinen Weg.

Napoleon hatte längst das Anerbieten des Kurerzkanzlers Dalberg angenommen: der Mehlmagazinaufseher aus Korsika war vorbestimmter Nachfolger des deutschen Reichskanzlers geworden. Damit wurde jene Entwicklung eingeleitet, die zum Abschluß der Rheinbundakte führte. Eine Woche vor der Palmschen Reise nach München, am 18. Juli 1806, unterzeichneten 16 deutsche Fürsten des Rheinbundes den Vertrag, unter ihnen die Herren von Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, Hohenzollern und — selbstverständlich auch der Kurerzkanzler von Dalberg. Sie erklärten sich für souverän und unabhängig, sagten dem deutschen Kaiser den Gehorsam auf und unterstellten sich dafür dem französischen Kaiser als ihrem Protektor, dem sie zugleich Heeresgefolgschaft gelobten. Die Truppenkontingente waren festgesetzt. Frankreich stellte 200 000 Mann, Bayern 20 000, Württemberg 12 000, Baden 8 000, Darmstadt 5 000, die kleinen entsprechend weniger. Dieses Ereignis wurde den übrigen Ständen des Reiches auf dem Reichstag in Regensburg bekanntgemacht. Die Komitatgesandten der Rheinbundfürsten fanden schöne Worte für ihr Vorgehen und ließen dabei vor allem den Kaiser Napoleon als einen hochherzigen Monarchen erscheinen, dessen Schutz sie sich gern anvertrauten. Auch die Worte des französischen Gesandten in Regensburg, Bacher, waren recht salbungsvoll; er sparte nicht mit moralischen Ohrfeigen für den deutschen Kaiser und teilte kräftige Seitenhiebe aus gegen alle diejenigen, denen er vorwarf, sich seit Jahrzehnten immer wieder von englischem Gelde zu kriegerischer Unruhe bestechen und aufstacheln zu lassen.

Als Palm im Wagen saß, der ihn nach München brachte, der Stadt entgegen, in der viele Tausende dem Kaiser der Fran-

zosen zugejubelt hatten, wollte ihm ein Spottvers nicht aus dem Ohr, der schnell die Runde gemacht hatte:

So ward das Heil'ge Röm'sche Reich
in Regensburg verbachert,
und von den Fürsten groß und klein
verkreuzert und verschachert.

Es war aber zu diesem Zeitpunkt schon ein Ereignis eingetreten, das Palms baldiges Ende einleiten sollte. Einer der deutschen Buchhändler, auf die Palm besondere Hoffnung setzte, weil er glaubte, sie würden fleißig und freudig mithelfen, die Schrift zu vertreiben, war Karl Friedrich von Jenisch, Geschäftsführer der Buchhandlung Stage in Augsburg. Jenisch war wie Palm ein Württemberger. Die Empfängerliste der Broschüre, wie Palm sie seinem getreuen Pech an jenem Maiabend diktiert hatte, enthielt daher diesen Namen an hervorragender Stelle. Die Stagesche Buchhandlung empfing im Juni des Jahres 1806 zwölf Exemplare der Broschüre, und zwar, wie in allen Fällen, anonym. Palm hatte sich auch in seinem Freunde Jenisch nicht getäuscht, denn bereits in wenigen Tagen brachte dieser neun Exemplare unter die Leute, und bald war die Broschüre in einigen Kreisen zum aufregendsten Gesprächsstoff geworden. Auf diese Weise bekam auch der Augsburger Polizeidirektor Wind davon.

Man beauftragte den besonders diensteifrigen und pflichtgetreuen Polizeidirektionsaktuar Herbst damit nachzuforschen, welche Buchhandlung in Augsburg die Schrift verbreitete. Herbst war in vielem der rechte Typ eines deutschen Beamten. Gehorsam diente er der Obrigkeit, in jedem Falle bemüht, seine Pflichten gewissenhaft zu erfüllen. Er wußte, daß die Polizei in seiner Zeit nicht nur die Aufgabe hatte, Ruhe und Ordnung zu wahren, sondern daß seine Regierung in München auch größten Wert darauf legte, die mühsam, ja, unter Opfern er-

rungene Freundschaft mit den Franzosen zu festigen. Jede Störung dieser Freundschaft war also gewiß ein schweres Verbrechen gegen das Wohl des Staates. Herbst ging daher eifrig an die Arbeit, besuchte die Buchhandlungen und stöberte gleich zu Beginn seiner Fahndungen bei Stage noch drei Exemplare der Palmschen Schrift auf; von den Wiener Schmähschriften, die auch gesucht wurden, fand er keine mehr. Ferner besuchte er den Buchhändler Rieger in Augsburg, der ebenfalls zwölf Broschüren erhalten, jedoch nur eine weitergegeben hatte und nun froh war, die restlichen elf loszuwerden und der Polizei aushändigen zu können. Darauf befahl Herbst, Karl Friedrich Jenisch sofort einem scharfen Verhör zu unterziehen, wobei sich Palms württembergischer Freund als wenig zuverlässig erwies, denn der gab sogleich an, die Schrift aus der Steinschen Buchhandlung zu Nürnberg erhalten zu haben.

Der dienstbeflissene Herbst verfaßte danach einen Rapport nach München und vergaß auch nicht, die französischen Militärbehörden von dem Fall zu unterrichten; galt es doch, durch diesen Akt der Loyalität erneut zu beweisen, wie sehr es allen bayerischen Dienststellen daran lag, aufrichtig mit den französischen Freunden zusammenzuarbeiten. Unverzüglich ließ daraufhin der französische Marschall Lefèbre die Schrift nach Paris kommen, und schon wenige Tage darauf erschien im »Journal de Paris« ein scharfer Artikel über die Verbreiter von Schandschriften gegen den Kaiser und die große französische Armee sowie gegen die Freunde und Alliierten Seiner Kaiserlichen Majestät. In diesem Artikel wurde die Steinsche Buchhandlung in Nürnberg als eine der Quellen dieser Infamie genannt, die schleunigst verstopft werden müsse. Das war am 25. Juli 1806.

Palm erfuhr davon in München zunächst noch nichts; es drang aber das Gerücht über die Ereignisse in Augsburg zu ihm, so daß er am frühen Morgen des nächsten Tages mit

schneller Extrapost einen Brief an Pech sandte, in dem er schrieb:

»Ist die Piece D. fertig, so schicken Sie mir 12–25, alle anderen verstecken Sie im Gewölbe hinter Ballen. Auch Augsburger Buchhändlern wurde das Verbot gemacht, Schriften zu verkaufen, die gegen Frankreich seien. Man tut deshalb sehr wohl und verkauft an Particulier gar keine. Hessel schreiben Sie gleich, daß er alle mögliche Vorsicht beobachten soll.«

Von diesem Augenblicke an lebte Palm in einem eigentümlichen Schwebezustand. Er wußte, daß sich jetzt um ihn herum Dinge zutrugen, die zwar letztlich alle in seinem Entschlusse, die Schrift erscheinen zu lassen, ihre tiefste Ursache hatten, die aber zugleich seinem Willen nicht mehr unterworfen waren. Die Leser konnten ihn verdammen, ihn anklagen oder ihn bejubeln. Sie konnten auch schweigen und ihn als einen Einsamen zurücklasen, der nicht einmal um sein Echo wußte.

Schon bevor ihn die Nachrichten aus Augsburg erreicht hatten, war er in eine Stimmung hineingeraten, die nicht anders als ergeben genannt werden kann. Mehr denn je dachte er an das Schicksal aus Gottes Hand, mehr denn je spürte er, daß es Gnade sei, ob das Opfer, das ein Mensch bringe, angenommen werde oder nicht. Und er wußte sicher, daß er jetzt nicht mehr tun konnte, als auf diese Gnade zu warten. Seinem Vertrauen auf Gott waren aber auch Angst und vielerlei Zweifel beigemischt. Er wußte, daß er nicht mehr mit reinen Händen vor den Altar des Herrn trat. Er hatte versagt, hatte das englische Geld schließlich genommen und damit zugelassen, daß die Wahrheit, die im Vorwort der Schrift beschworen wurde, in den Texten über England verraten wurde. Wegen seiner Schwachheit hatte es auch geschehen können, daß er bei Frau Maria das Verständnis gesucht hatte, das er daheim nicht fand.

Daran war er erst wenige Tage vor seiner Abfahrt nach München wieder eindringlich erinnert worden. Denn Balthasar war gekommen und hatte ihn an sein Versprechen gemahnt,

ihm eine Stelle als Kutscher zu verschaffen; er sei nun beim Medikus gewesen, und der habe erklärt, er sei so krank nicht, daß er kein Kutscher werden könne. Beide hatten über Frau Maria kein Wort gesprochen; aber in den lauernden Augen des Burschen hatte die Frage gestanden. Palm hatte den Burschen mit einem Geldgeschenk entlassen und ihm bedeutet, er werde sich nach der Rückkehr von der Reise nach München seiner annehmen.

So kam es, daß sein demütiges Warten doch von großer Unruhe durchzittert war, und die zahlreichen französischen Soldaten in München schienen ihm alle nur feindliche Gesichter zu haben. Er begriff die Münchnerinnen nicht, die in so großer Zahl mit den Soldaten durch die Stadt flanierten.

Auch an dem großen Geschehen der Zeit nahm er in diesen Münchener Tagen merkwürdig wenig Anteil. Einen Tag nachdem er den Brief an Pech abgeschickt, verkündete der deutsche Kaiser, er lege die tausendjährige Krone des Reiches nieder, weil die Rheinbundstände ihm den Gehorsam aufgekündigt hätten. Es gab kein deutsches Reich mehr, die äußere Form, die einem Volke trotz allem immer noch ein Symbol gewesen, war zerbrochen. Palm erfuhr, daß die Münchener dieses Ereignis mit Beifall aufnahmen. Was war ihnen das Reich? Man war ja viel weitergekommen, man baute an einer neuen europäischen Universalmonarchie, an einem neuen karolingischen Großreich unter dem Protektorat Napoleons des Großen.

Palm spürte das alles nur wie einen dumpfen Schlag. Er wußte längst, daß eine neue Gemeinschaft und Ordnung dieses Volkes von innen her wachsen mußte. Es war ihm wichtiger, daß es Philosophen gab wie Schelling und wie Fichte, von dem Palm erfahren hatte, daß er sich mit dem Gedanken trage, Feldprediger der preußischen Truppen zu werden. Er hatte dem alten Pech hinterlassen, dem Philosophen ein Exemplar der Schrift nach Erlangen zu senden. Und es war gut, daß es Heiß-

sporne gab wie den Pfarrer und, ja — Männer wie Hessel und den Professor Yelin, auch Männer wie Campe und den Oheim in Erlangen oder den Grafen von Thürheim, dazu im Norden Ernst Moritz Arndt und den Leutnant Ewald von Kleist, dessen Schrift über den Feldzug von 1805 in Preußen verboten war.

Ja, Preußen! Oft mußte er in diesen Tagen seiner einsamen Fahrt auch an Preußen denken, von dem jetzt eigentlich alles abhing.

Es war noch soviel Hochmut in Preußen. Ihm kam das blutrünstige Flugblatt nicht aus dem Sinn; mit einigen tausend Mann wollte man die Franzosen über den Rhein jagen. Konnte es also sein, daß der Kaiser von Frankreich der große Zerstörer war, der erst all das Alte und Morsche, das Rückständige und Überhebliche aus diesen Landen ausfegen mußte, ehe ein neues Leben daraus wachsen konnte? —

Aber bald wurde der einsame Mann jäh an sein eigenes Los erinnert. Es kam ein Brief von Pech, ebenfalls eilig abgesandt. Man habe in Nürnberg bereits sein Haus durchsucht, man habe die Nürnberger Buchhändler verhört, man warte nur darauf, sich seiner zu bemächtigen.

Der Brief traf am Abend des 7. August ein, und die ganze treue Ergebenheit des guten Pech sprach aus jeder Zeile, die er mit zitternder Hand in einer furchtgeschüttelten Nacht geschrieben haben mochte. Der Brief lautete:

»Teuerster Herr Gevatter! Wie sehr wünschte ich Ihnen, auf Ihre Zuschrift vom 5. beruhigendere Nachrichten geben zu können, allein noch schweben wir selbst zwischen Furcht und Hoffnung. Diesen Abend sprach ich mit Hr. Campe, und selbst Hr. Reg. Soergel ist über das Benehmen einiger hiesigen Buchhändler sehr ärgerlich, indessen glaubt ersterer, daß es nun wohl vorbei sein möchte. — Der Buchhändler Aussage nebst Protokoll ist bereits an Hr. General Bernadotte abgesandt; daß

Sie bei Ihrer Zurückkunft ebenfalls vernommen werden, glaube ich wohl selbst, allein wenn Sie ebenfalls aussagen, daß Sie an Unbekannte verkauft oder in München zur Königl. Bibliothek abgegeben hätten — so sehe ich nicht ein, wie man es Ihnen durchaus aufbürden sollte können, daß Sie der Verleger sein müssen, da ja kein einziger Beweis gegen Sie da ist. — Sollte auch einer oder der andere ausgesagt haben, daß er es von Ihnen erhalten, so können Sie dies ja leicht einwenden, da ja die Fälle fast täglich vorkommen, daß wir Beischlüsse an andere Handlungen erhalten, die wir nicht sagen können, wo sie her sind, da nicht immer die Namen des Absenders darauf stehen, und wir kein Recht haben, die Pakete zu eröffnen.

In Ihrem ganzen Hause ist kein Papier, das verdächtig machen könnte, alles ist bei Seite. Was ich nur immer zur Vorsicht tun konnte, ist geschehen, auch die Zettel und das Schreiben nach L. an F. werde ich besorgen, daß es übermorgen abgeht. — Gehen Sie doch ja nicht nach Augsburg, dies läßt Ihnen Herr Marktvorsteher Keßler freundsch. raten, oder gebrauchen Sie wenigstens alle mögliche Vorsicht. — Könnten Sie sich nicht vom König von Bayern ein Diplom als bayerischer Buchhändler auswirken, sowie Schneider es vom deutschen Kaiser hat, oder einen Rats-Titel, wenn es auch etwas Geld kostete, so möchte es jetzt vielleicht sehr dienlich sein und Sie hier und bei den Franzosen in Respekt setzen. — Sie müssen über meine Einfälle nicht lachen, Gott weiß es, daß ich es redlich mit Ihnen meine. —

Mit Hrn. Pf. J. zu sprechen, wage ich nicht, erstens kenne ich ihn nicht und zweitens halte ich es für das Beste, wenn man die Sache nicht noch mehreren Personen anvertraut. — Ob Sie durch ein längeres Ausbleiben der Untersuchung ausweichen, bezweifle ich, im Gegenteil fürchte ich, Sie möchten sich dadurch erst verdächtig machen. — Doch bitte ich dies nicht als Rat, sondern als meine ohnmaßgebliche Meinung anzusehen. —

Auf den 15. soll die Übergabe Nürnbergs an Bayern geschehen, wenn es wahr ist — ob dann die Franzosen fortgehen werden, weiß niemand gewiß. — An noch etwas habe ich schon gedacht. — Bei einer gewissen Schrift wurde zufälliger Weise der Verleger entdeckt — er konnte nicht länger mehr leugnen. Er sagte, ein verstorbener Doktor hätte ihm kurz vor seinem Ende die ganze Auflage zum Debit übergeben, da es kurz vor der Messe gewesen sei, hätte er nicht mehr Zeit gehabt, die Schrift zu untersuchen. — Man sah die ganze Sache als einen unüberlegten Streich an, und da man mit dem Toten keinen Prozeß mehr anfangen konnte, so wurde die ganze Klage aufgehoben, einige wenige Exemplare konfisziert, der Verleger um ein paar Dukaten gestraft und der Prozeß war zu Ende. Haben Sie denn nicht auch einen solchen toten Freund, der Ihnen einen Gefallen tun könnte, da es ihm nichts schaden kann?

Wollte Gott, ich könnte Ihnen einen besseren Rat geben, mit Freuden würde ich es tun, allein ich weiß auch keinen anderen und bin selbst Tag und Nacht in 1000 Ängsten und traue mir kaum bei verschlossener Tür zu schreiben, aus Furcht überfallen zu werden. — Sie können daher unbesorgt sein, daß ich jemand zum Vertrauten des Geheimnisses mache, ja sogar Ihre Briefe verbrenne ich, um alle mögliche Entdeckung zu vermeiden, und ich bitte, dies auch mit meinen zu tun.

Die Leipz. Strazza habe ich versteckt, auch des Verfassers Briefe, nur das Reichsbuchhändlersbuch macht mir Sorge, da ich dies nicht verleugnen kann, wenn es mit Gewalt verlangt werden sollte, so auch das Leipz. Hauptbuch. — Von H. in A. haben Sie nichts zu befürchten, der hat keine Gesellen, ich war sogleich bei ihm, um ihn zu warnen. Kurz, ich habe alles mögliche getan, was ich tun konnte.

Hr. Reg. Sl. sagte mir freilich schon zweimal sehr ernstlich, daß die Franzosen sehr nahe auf der Spur wären, und wenn Sie nicht der Verleger sind, so wäre es doch gewiß durch Sie

debitiert worden, und er würde den recht bedauern, auf den es herauskäme, allein, ich habe ihm standhaft widersprochen und alles geleugnet. Herr Campe, bei dem der General Werle tagtäglich ist, sagte diesem, wenn sie klug wären, so sollten sie die Sache unterdrücken, denn je mehr Lärm davon, je aufmerksamer würde erst das Publikum, ließen sie es aber beruhen, so würde die Schrift wie ja andere bald vergessen sein. — Wegen ferneren Verkauf können Sie unbesorgt sein, ich habe kein Exemplar und in Leipzig ist auch keines mehr. Gl.d.sch. hat 16 an Arnold in Dr. ausgeliefert und mehr Exemplare verlangt. Grau hat 6 verlangt, aber nichts erhalten, so auch Schaus 12, die ich zwar schon notiert, die Zettel aber wieder aus Besorgnis zerrissen habe. Monath suchte es gestern schon wieder auf einigen Zetteln, erhielt aber nichts.

Nun habe ich Ihnen alles berichtet, was ich weiß und der Wahrheit gemäß ist. —

Vielleicht möchte es gut sein, wenn Sie uns Ihre Ankunft meldeten, wir könnten Ihnen dann entgegenkommen und Ihnen berichten, was indessen vorgegangen ist, um sich nötigenfalls etwa in Erlangen noch etwas aufzuhalten. Doch überlasse ich dies Ihrer eigenen Einsicht. Schreiben Sie uns, wenn Sie sich noch länger aufhalten sollten, nur immer fleißig, damit Ihre Frau wegen Ihnen unbesorgt sein kann. Da sie dort gegen Sie noch nichts unternommen haben, so hoffe ich doch immer noch, daß unsere Feinde noch keine sichere Spur haben. Wegen mir, Georg und Dörfler seien Sie unbesorgt, durch uns kommt nichts heraus, es mag gehen wie es will. —

Der Himmel gebe nur, daß der Sturm bald vorüber geht, um aus der Seelenangst zu kommen. Herr M.V. Keßler hat mit Herrn Justb. Kießling diesen Abend gesprochen, die Akten sind noch hier, Herr General le Frère hat sie noch nicht verlangt. — Selbiger Herr J.K. sagt, daß Sie ja nicht über ihre Zeit in München bleiben, auch nicht über Augsburg reisen sollten. — Man

könnte Ihnen auf alle Fälle hier nichts anhaben, Sie sollten sich nur verteidigen und sagen, daß Sie Exemplare zwar gehabt, aber bar angekauft hätten, wie andere Handlungen, Verleger und Drucker aber nicht wüßten. Sollten Sie aber den Verfasser angeben können und wollen, so wären Sie nach den französischen Gesetzen ganz frei. Oder wenn Sie es mit Hr. Palm in Erlangen anlegen könnten, daß der sagte, er hätte Ihnen Exemplare gesandt.

Seien Sie nur ruhig und unverzagt, der Himmel wird dies Ungewitter auch vorüber gehen lassen.

Mit aller möglichen Hochachtung und Freundschaft verharre Ihr bekannter Diener und Gevatter G. J. P.«

Schon am nächsten Tage verließ Palm die Hauptstadt des Königreiches Bayern, das bereits umfängliche Vorbereitungen traf, um den Geburtstag des Kaisers Napoleon am 15. August mit großem Pomp und unter begeisterter Teilnahme des Volkes feiern zu können.

Angesichts des Eifers, mit dem man in München diese Geburtstagsfeier vorbereitete, begannen sich Zweifel an der Richtigkeit seines Weges in ihm zu melden. Er hatte auf seinen Gängen durch die Stadt fast keinen getroffen, der die Würdelosigkeit einer solchen Festveranstaltung empfand. Wo er vorsichtig kleine Einwendungen erhoben hatte, war er als Reaktionär und Phantast belächelt worden, manchmal auch als Träumer, der nicht mit beiden Beinen auf der Erde stehe.

So war diese Rückfahrt nach Nürnberg nicht frei von fragenden Gedanken, ob es überhaupt einen Sinn habe, für dieses Volk die Verhöre und Plackereien auf sich zu nehmen, die ihm bevorstanden, ob es nicht Dummheit sei, im schlimmsten Falle dafür gar Monate hindurch im Gefängnis zu sitzen und Frau und Kinder in Not zu bringen. Aber wenn ihn die Zweifel schlimmer schüttelten als die rumpelnden Räder der Post-

kutsche, dann griff er zum Gesangbuch und las sich eines seiner Lieblingslieder vor, das mit der Strophe begann:

»Alles ist an Gottes Segen
und an seiner Gnad gelegen
über alles Geld und Gut.
Wer auf Gott sein Hoffnung setzet,
der behält ganz unverletzet,
einen freien Heldenmut.«

Und er las auch noch den fünften Vers:

»Er weiß schon nach seinem Willen,
mein Verlangen zu erfüllen,
es hat alles seine Zeit.
Ich hab ihm nichts vorzuschreiben;
wie Gott will, so muß es bleiben,
wann Gott will, bin ich bereit.«

Palm las auch den letzten Vers, dachte sich aber weiter nichts dabei. Er fand vielmehr Trost und Ruhe, um die Dinge zu bestehen, die in Nürnberg auf ihn warteten:

»Soll ich hier noch länger leben,
will ich ihm nicht widerstreben,
ich verlasse mich auf ihn.
Ist doch nichts, das lang bestehet,
alles Irdische vergehet
und fährt wie ein Strom dahin.«

In Nürnberg fand Palm alles in größter Aufregung. Die Frau empfing ihn mit verweinten Augen, die Kinder, vielleicht aus banger Ahnung, klammerten sich an den Vater, dem es recht schwer fiel, in diesem Aufruhr der Ängste und Gefühle ruhig zu bleiben und umsichtig das Wichtigste zu tun. Zunächst überzeugte er sich, ob Pech tatsächlich alles besorgt habe,

um die Spuren, die in sein Haus weisen möchten, zu verwischen, und er war froh, dem alten Manne mit einem herzlichen Händedruck für seinen Eifer danken zu können.

Pech gab ihm eine Notiz Campes, der ihm Wichtiges zu sagen habe. Es sei höchste Gefahr im Anzuge. Ohne sich vorher in der Stadt weiter blicken zu lassen oder bekanntzumachen, daß er da sei, solle er sich in einer gedeckten Kutsche am nächsten Tage zum Boxdorfer Wäldchen begeben. Gleich rechter Hand der Landstraße laufe eine gerade Schneise in das Wäldchen hinein; hier möge er den Kutscher halten lassen, möge aussteigen und zweihundert Schritt in die Schneise hineingehen; dort werde er, Campe, am Nachmittag um drei Uhr auf ihn warten.

»Der Herr Campe hat mir eingeschärft«, ergänzte Pech zitternd, »es sei höchst dringend, und ich möchte Ihnen sagen, daß es für Sie im Augenblick nichts Wichtigeres gäbe.«

Palm war überzeugt, daß der Freund seine Gründe haben mochte, dieses Verhalten anzuraten, denn er wußte ja um dessen Verbindung zu den französischen Offizieren. Er handelte daher nach diesem Rat und fuhr nach unruhig durchwachter Nacht zum Boxdorfer Wäldchen hinaus. Die Knie zitterten ihm ein wenig, als er die Kutsche verließ, und mit pochendem Herzen bog er in die beschriebene Schneise ein. Erschreckt strich ein langschwänziger Vogel ab — eine Elster. Nach zweihundert Schritten kam er an eine Abzweigung, und dort, hinter einem Dickicht von Brombeergeranke und allerlei krautigen Gewächsen, fand er Campe, der sogleich freudig hervortrat und ihm lebhaft die Hand schüttelte. Campe war bewegter als sonst und offenbar ebenso erregt wie Palm.

Sie gingen noch tiefer in das Wäldchen hinein, und Campe begann mit seinem Bericht:

»Als ich durch den Obersten Charnotet zum ersten Male davon hörte, daß man in Augsburg auf die Schrift aufmerk-

sam geworden sei, spürte ich schon an der Aufregung, mit der mir der Oberst davon berichtete, daß Sie die Franzosen damit ins Herz getroffen haben. Bald erfuhr ich auch den Grund der ungewöhnlichen Erregung des Obersten. Es gibt nämlich einige Heißsporne unter den hiesigen französischen Offizieren, die auf die Nachricht, die Augsburger Schrift komme aus Nürnberg, ein drastisches Exempel zu statuieren gedachten. Zwischen ihnen und dem Obersten kam es zu einer scharfen Auseinandersetzung. Der Oberst erzählte mir, er habe geltend gemacht, drastische Maßnahmen gegen einen Nürnberger Bürger würden alle jene brüderlichen Gefühle wieder zerstören, die er mit seinem Haydn-Konzert erweckt habe. Insbesondere die jüngeren Offiziere hätten aber seine Ansichten verspottet, denn solche Verbrüderungen seien doch nur das Mittel, den dummen Deutschen das Fell über die Ohren zu ziehen. Ich habe mich gewundert, mit welchem Freimut mir der Oberst diese Ansichten seiner Herren weitergegeben hat. Aber ich habe daran zugleich gemerkt, daß er ein grundehrlicher Mann ist. Er hat sich offenbar ingrimmig seiner Haut gewehrt. Daraufhin habe ich ihm gesagt: Herr Oberst, Sie wissen, ich bin nicht ganz so romantisch veranlagt wie Sie, ich schlage Ihnen vor, gemeinsam mit mir den zweiten französischen General in Nürnberg, den General Werle aufzusuchen, von dem ich weiß, daß er ein ruhiger Mann ist und einem klugen Wort wohl zugänglich. Ich will mit ihm sprechen.

Der Oberst ist dann mit mir zum General Werle gegangen. Ich habe Ihr Lieblingsbuch vor den Ohren des Herrn Generals tüchtig beschimpft und ihm dann erklärt, die Auflage der Schrift sei doch offenbar nur klein. Der größte Teil des Publikums habe keine Ahnung von dieser Schrift, und die klügste Politik sei, die Sache stillschweigend aus der Welt zu schaffen, dort, wo die Schrift auftauche, sie ohne viel Aufhebens zu beschlagnahmen, im übrigen aber gar nichts zu unternehmen.

Was könne sich schon, so habe ich dann noch geschmeichelt, die große französische Armee von solch einem Mückenstich getroffen fühlen.«

»Sie haben viel für mich gewagt«, sagte Palm.

»Nur leider vergebens«, fuhr Campe fort; »zwar war der General nicht so dumm, meine Argumente einfach zu überhören. Wie mir der Oberst aber später sagte, seien Befehle aus Paris gekommen, wonach hart durchgegriffen und ein Kriegsgerichtsverfahren gegen die Schuldigen eröffnet werden solle. Ein Haftbefehl gegen Herrn Jenisch in Augsburg liege bereits vor. Darum hat der Herr Oberst, der wegen seiner Verbrüderungsideen nichts mehr fürchtet, als Sie verhaftet zu wissen, mich gebeten, ausdrücklich gebeten, Herr Palm, Ihnen auszurichten, Sie möchten sich sofort nach Erlangen zu Ihrem Oheim auf preußisches Gebiet begeben; sonst werde man Sie ganz sicher verhaften und vor ein französisches Kriegsgericht stellen.«

Palm atmete schwer. »Kriegsgericht«, stöhnte er, »das kann lange Haft bedeuten.«

»Es kann noch mehr bedeuten«, sagte Campe ernst; »ich will Sie nicht ängstigen, auch weiß ich darüber nichts Genaues. Aber Sie sind in großer Gefahr, wenn Sie nicht augenblicks nach Erlangen aufbrechen. Sie sind hier schon auf halbem Wege nach dort. Lassen Sie Ihre Kutsche nicht umkehren, fahren Sie sogleich weiter nach Erlangen. Ihre Frau werde ich schon zu benachrichtigen wissen.«

Palm folgte dem Rat. Er fuhr nach Erlangen und bezog in dem Gartenhäuschen seines Onkels oben auf dem Erlanger Burgberg Quartier.

In Nürnberg war jetzt der Marktvorsteher Keßler wieder ständiger Besucher der Frau Anna. Er half ihr mit Geld und Lebensmitteln, aber er wies auch mit Nachdruck darauf hin, daß er genau dieses Unglück habe kommen sehen. Der große

blonde Mann saß breit zwischen den neuen Küchenmöbeln, als Campe die Nachricht von der Flucht nach Erlangen überbrachte. Sogleich begann er mit Campe zu streiten, brüllte in höchster Lautstärke, das sei die größte Dummheit, die Campe je in seinem Leben angerührt. Durch diese Flucht mache sich Palm überhaupt erst verdächtig. Die Franzosen seien gerecht denkende Leute, das habe sich immer wieder bewiesen, sie würden keinen verurteilen, der nicht einer Schuld überführt sei. Aber der Herr Campe müsse das ja mit seinen Vorurteilen besser wissen. Wer denn jetzt wohl für die Familie sorgen solle? Und jedenfalls gebe es kein sichereres Mittel, Palm und vor allem die arme Frau ins Verderben zu reißen, als diese Flucht. Campe erwiderte ebenso heftig, aber er gewann auch den Eindruck, daß die Frau nunmehr vollends unter den Einfluß Keßlers geraten war. So schied er mit Sorge.

Am nächsten und übernächsten Tag beredete Keßler die Frau aufs neue, wußte ihr zu erzählen, daß man auch im Rate der Stadt für undenkbar halte, daß die Franzosen es wagen würden, einen Nürnberger Bürger auf geringen Verdacht hin zu verhaften. Was der Herr Campe von einem geplanten Kriegsgericht erzählt habe, sei ohnehin unwahrscheinlich, die Meinung einiger Heißsporne zähle dabei nicht. Ihm habe der Herr Oberst Charnotet nichts dergleichen gesagt.

Das war ohne Zweifel richtig; nur bedachte der Marktvorsteher Keßler nicht, daß der Oberst eine Pflichtwidrigkeit, wie er sie Campe gegenüber beging, nicht vor einem Manne wiederholte, von dem er fürchten mußte, er möchte es in seinem franzosenfreundlichen Eifer über sich bringen, ihn selber, den Obersten, in große Schwierigkeiten zu stürzen.

So ließ sich die Frau, die sich von Keßler gut beraten fühlte, am zweiten Tag bereden, einen Brief nach Erlangen abzusenden, darin sie Palm auf das dringendste bat zurückzukehren; man sei in Nürnberg der Meinung, es bestehe nur dann Ge-

fahr für ihn, wenn er sich verborgen halte, weil er sich dadurch erst verdächtig mache. Palm folgte diesem Ruf, hatte er doch nur zu ungern seine Familie allein gelassen, und am Abend des 13. August kehrte er nach Nürnberg zurück. Die Nacht über und auch den nächsten Vormittag hielt er sich still in seinem Hause auf.

Zu gleicher Zeit war auch Balthasar in Nürnberg. Von dem Geschehen dieser Tage wußte er nichts. Er wartete nur sehnsüchtig auf Palms Rückkehr aus München. Tagsüber hockte er in den Schenken herum und vertrank das Geld, das ihm Palm gegeben hatte. In diesen Schenken aber saßen auch die französischen Spitzel, deren Auftrag lautete, Palm zu fangen. Einfältig, wie er war, hatte Balthasar an mehreren Stellen erzählt, er warte auf Palm, der ihm eine Kutscherstelle verschaffen wolle, und gehe jeden Tag nach dessen Hause, um sich nach seiner Rückkehr zu erkundigen. Am 13. August erzählte er diese Geschichte einem französischen Spitzel. Der gab sich als ein großer Bewunderer Palms aus, zahlte für Balthasar einige Biere und nahm ihm das Versprechen ab, ihm Nachricht zu geben, sobald er von der Rückkehr Palms erfahre. Der Spitzel nannte eine Schenke nur wenige Gassen vom Hause Palms entfernt, darin sie sich am 14. August morgens treffen wollten.

Balthasar war pünktlich zur Stelle. Nachdem er dem Burschen noch eingeschärft hatte, Palm nichts von dem wartenden Bewunderer zu sagen, denn es solle eine Überraschung werden, entließ er ihn zu seinem morgendlichen Erkundungsgang. Etwa gegen zehn Uhr betrat Balthasar den Buchladen, wo er von Pech, der ihn schon kannte, empfangen wurde. Pech hatte Palm von den seltsamen Besuchen Balthasars erzählt, weil sie ihm verdächtig vorgekommen waren. Daraufhin hatte Palm nur gelächelt und ihm dann erklärt, das sei ein harmloser, etwas einfältiger Bursche, dem er eine Hilfe versprochen habe;

er wolle Kutscher werden; den könne Pech unbesorgt vorlassen. Wenn es nur solche verdächtigen Gestalten gäbe wie diese, dann wolle er wohl beruhigt sein.

Pech führte Balthasar zu Palm in den ersten Stock hinauf. Der empfing den abgerissenen Burschen freudig bewegt, denn es erleichterte ihm die grausame Spannung dieser Tage, hier einen harmlosen Dienst erweisen zu können. Allerdings vertröstete er den Burschen erneut unter dem Vorwande, gerade erst angekommen zu sein, gab ihm aber einige Zehrkreuzer und entließ ihn dann wieder. Nur wenige Minuten später erschienen zwei französische Gendarmen, beriefen sich auf Balthasar, den sie mitbrachten, drangen, als Pech seinen Prinzipal durch Verleugnen retten wollte, in das Obergeschoß ein und verhafteten Palm auf der Stelle.

Man führte Palm stracks zum General Frère, der ihn barsch anfuhr und ihm auf den Kopf zusagte, er sei der Verleger von antifranzösischen Schandschriften, er möge das nur zugeben. Palm leugnete und erklärte, er habe die Augsburger Pakete nur zur Weiterbeförderung erhalten und kenne deren Inhalt nicht. Darauf verlas der General die Aussage eines Nürnberger Buchhändlers, der erklärt hatte, die Schrift »Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung« von Palm erhalten zu haben, der ja überhaupt als ein unbelehrbarer und blindwütiger Franzosenhasser bekannt sei, weswegen er mit Palm schon manche Auseinandersetzung gehabt habe. Palm blieb dennoch bei seiner Aussage, stritt alles ab und erklärte die Aussage mit Konkurrenzneid.

Unterdessen hatte es in der Stadt Unruhe gegeben. Balthasar war schreiend in eine der nächsten Schenken gelaufen und hatte dort mit pfeifendem Atem von der Verhaftung erzählt. In dieser Schenke saßen einige dienstlose Feuerarbeiter aus nürnbergischen Metallgießereien. Die Männer waren halb betrunken und gleich bereit, vor Palms Haus zu ziehen und dort

Geschrei zu machen. Der französische Posten vor dem Hause meldete den harmlosen Vorfall. Daraufhin brachte man Palm, der zunächst nach der Vernehmung in Hausarrest gehalten werden sollte und daher auch unter Bedeckung in sein Haus zurückgekehrt war, in das Schützengewölbe im Rathaus, nahe jenem Ort, wo das deutsch-französische Verbrüderungskonzert stattgefunden hatte.

Am Freitag, den 15. August, morgens um sieben Uhr, führte man Palm wieder in seine Wohnung. Er sollte Abschied nehmen. Noch einmal ging er in sein kleines Arbeitszimmer, hinter ihm die französischen Gendarmen. Dort lag auf einem Regal, verstaubt und seit über einem Jahr fast vergessen, ein Stoß krakelig beschriebener Blätter mit den Gedichten André Chéniers, obenauf noch immer das Todesgedicht:

O, Tod, du kannst ja warten. Geh, entferne dich.
Und suche jene Lippen, daraus das Blut entwich,
Suche Stirnen, die sich grau verfärben —
Für mich bewahrt die Liebe noch ein Eiland grün:
Ich höre Kuß und Sang. — O, Tag in vollem Glühn,
Ich will vor Abend noch nicht sterben.

Palm legte das Blatt in das Regal zurück. Er tat es hastig, denn eben war seine Frau ins Zimmer getreten und mit ihr die Kinder. Scheu standen sie vor dem Manne, und der ernst blickende französische Gendarm neben ihm ließ erkennen, daß etwas Schreckliches geschehen war.

»Ich muß jetzt gehen«, sagte Palm. »Es ist noch für vier Wochen Geld in der Truhe unter meinem Bette. Geh vorsichtig damit um, denn ich weiß nicht, wann ich wiederkomme.«

Die Frau stand mit rotfleckigem Gesicht in der Tür und preßte schwer atmend die Kinder an sich, die sich wie verzweifelt an die Mutter drängten.

»Auch mußt du sehen, daß Georg und Dörfler ihren Lohn

erhalten; ich habe das Geld extra gelegt, du findest es auch in der Truhe.«

Die Frau nickte. Aber die sonst so muntere Marianne begann jetzt laut zu weinen. Sie war die Älteste, sie hatte begriffen, um was es ging.

»Seid ruhig«, sagte Palm. »Ich muß auch ruhig sein. Wenn es länger dauern sollte, dann weißt du, wer uns Hilfe angeboten hat.«

Die Frau nickte wieder; ihr Gesicht war jetzt fahl und blaß. Sie stand nicht mehr sicher auf den Beinen, und nur mühsam bändigte sie die schreienden Kinder. Auch der Wolfgang wimmerte leise vor sich hin.

»Sicher wird auch der Schwager Keßler euch nicht im Stiche lassen«, sagte Palm. Bei diesen Worten sank die Frau mit einem leisen Schrei ohnmächtig in sich zusammen.

Gleich darauf wurde Palm von den französischen Gendarmen ohne Rücksicht auf die verstörten Kinder aus dem Raume gezerrt. Sie führten ihn die Treppe hinunter — an Georg und Dörfler vorbei, die mit ängstlichen Gesichtern im Buchladen standen. An der Tür zur Straße wartete Pech, um seinem Prinzipal ein letztes Mal die Hand zu geben, und seine Hand zitterte.

Der Freiherr von Holzschuher begleitete Palm nach Ansbach. Aber Palms Hoffnung, der Graf von Thürheim werde sich dort für ihn verwenden, trog. Marschall Bernadotte hatte den strengen Befehl Napoleons, Palm sogleich nach Braunau vor ein Kriegsgericht bringen zu lassen. Der Graf von Thürheim war machtlos, und der Marschall Bernadotte erwog nicht, diesen Befehl zu verweigern.

Der Wagen rollte Tag und Nacht nach Braunau, schon am 22. August war man dort. Von Nürnberg aus schrieb die Frau ein flehendes Bittgesuch an den französischen Gesandten Otto in München. Aber der Marschall Berthier in München hatte

auch den Befehl aus Paris, und dieser Befehl lautete: »Palm ist vor ein Kriegsgericht zu bringen und zu erschießen.« Der Marschall zögerte keinen Augenblick, diesen Befehl auszuführen.

Das Kriegsgericht von sieben Obersten der französischen Armee tagte am 25. August 1806. Einen Tag danach, vormittags gegen elf Uhr, wurde Palm das Urteil verlesen: Tod durch Erschießen!

Palm brach zusammen. Bis zuletzt hatte er trotz aller Ahnungen und Zeichen nicht daran geglaubt. Niemand hatte daran geglaubt, der Pfarrer nicht, der Professor in Ansbach nicht und Hessel nicht. Haltlos schluchzend fand ihn der katholische Geistliche Thomas Poeschl, der ihm als Beistand für die letzten Lebensstunden geschickt wurde. Das Erscheinen des Pfarrers richtete ihn bald wieder auf. Palm war Protestant. Jetzt erschien ihm der katholische Pfarrer wie ein Fingerzeig Gottes. Über die Konfessionen hinweg in einer neuen Einheit des Glaubens müsse sich das Volk finden, dies waren die tiefsten Gedanken gewesen, wie sie durch Schelling zu ihm gekommen. Und nun wußte er wieder, daß man sich um die großen Dinge nicht mit kleiner Tagesklugheit herummogeln konnte. Die Geschichte der Menschen fiel ihn an. Darin gab es Zeugnisse vieler Männer, die ihr Kreuz auf sich genommen hatten und ihrem Auftrag auf dieser Erde bis zum letzten Atemzuge treugeblieben waren. Es waren Männer gewesen, die ihrem Leben jenes unbedingte Siegel des Todes gegeben, das nachfolgenden Geschlechtern als ein Born des Lebens aufbricht. Plötzlich stand auch das Bild des französischen Kommandanten von Verdun wieder vor seinen Augen. Viele Jahre hatte dieses Bild in ihm geruht. Jetzt aber sah Palm diesem Mann, der die neue Glaubenskraft Frankreichs zum ersten Male bekundete, ins Angesicht. Von den Bürgern der Stadt zur Feigheit und zur Übergabe gezwungen, ging er hin und erschoß sich. Und diese Kraft

war es, die dann Jahr für Jahr die Heere Preußens und Österreichs besiegte.

Palm begriff, daß sich auch sein Leben durch das Opfer erfüllen mußte. Er wurde ruhig. Gemeinsam sang er mit dem katholischen Pfarrer ein evangelisches Kirchenlied:

Gott lob, die Stund ist kommen,
da ich werd aufgenommen
ins schöne Paradeis.
Ihr Eltern dürft nicht klagen;
mit Freuden sollt ihr sagen:
Dem Höchsten sei Lob, Ehr und Preis.

Sein letzter Wunsch war, dem auf der Straße und um den Hinrichtungsplatz sich drängenden Volke von seinem deutschen Glauben und seinem Vermächtnis zu sprechen. Es wurde ihm verwehrt.

Nicht alle hatte das Mitgefühl herbeigelockt. Die Lust, einem erregenden Schauspiel beizuwohnen, trieb manchem Burschen und manch altem Weib ein hektisches Rot ins Gesicht. Aber zwischen ihnen sah man Männer mit verkniffenen Lippen und Frauen, denen ungehemmt die Tränen über die Wangen liefen.

Palm war ruhig und gefaßt, als ihm der Pfarrer die Augen verband, und schon in diesem Augenblick erlosch für ihn das Licht der Welt. Als einen letzten Gruß an Frau Anna in Nürnberg gab er dem Pfarrer sein Schnupftuch, das seine Tränen getrocknet. Dann trat der Pfarrer zurück, und Palm kniete nieder.

Die Bürger von Braunau hörten jetzt scharfe Kommandos in einer Sprache, die sie nicht verstanden. Doch brauchte niemand einen Dolmetscher. Sechs Musketiere mit enggeschnürten Gamaschen traten vor und hoben die Gewehre, an denen blanke Bajonette blitzten. Die Salve zerriß die lastende Stille: Palm fiel nach vorn, aber er war nicht tot. Man hörte ihn stöhnen.

So befahl der Hauptmann einer zweiten Rotte vorzutreten. Die Soldaten legten an. Aber auch sie waren unsicher, und ihre Kugeln fetzten nur Löcher in den Sand. Dennoch schien Palm erlöst zu sein.

Da sprang der Pfarrer vor und beugte sich über den Liegenden. Er spürte, daß Palm noch atmete, und schrie das so laut über den weiten Platz, daß es alle hören konnten: die Soldaten und der Hauptmann, die Leute ringsum und selbst die Kanoniere auf dem Festungswall der Stadt. Die Menschen duckten sich unter diesem Schrei, und auch jene, die nur wegen des erregenden Erlebnisses gekommen waren, hatten schreckgeweitete Augen. Der Hauptmann wollte eine dritte Salve befehlen — aber seine Stimme versagte. Da traten einige Musketiere dicht an Palm heran, und unter ihren Schüssen zerbarst die Hirnschale.

Danach sammelte der Hauptmann seine Soldaten mit rauher Stimme zum Abmarsch, und mit schmetternder Musik zogen wenige Minuten später die Musketiere in strenger Ordnung durch das Stadttor in die Festung ein. Die Bürger aus Braunau aber bewegten sich langsamer. Mancher unter ihnen ballte die Faust in der Tasche und sah den abziehenden Soldaten mit harten Augen nach. Nur wenige aber wagten zu murren, denn von den Wällen drohten die Kanonen.

Am Ende blieben nur der Pfarrer und die Totengräber bei dem Erschossenen. Der Pfarrer betete leise, während die Männer den Toten auf eine Bahre legten. Sie hoben die Last auf, und der Pfarrer folgte ihnen.

Im Urteil hatte gestanden, der Tote sei als ein schnöder Verbrecher in ungeweihter Erde zu bestatten, aber die Totengräber trugen die Leiche zum katholischen Gottesacker, und der Pfarrer wunderte sich, daß dort schon eine Grube ausgehoben war. Abermals sprach er stille Gebete, und Schaufel um Schaufel fiel die Erde mit dumpfem Ton in die Tiefe.

Nachwort

Der Brief des Buchhalters Pech, der hier mitgeteilt wurde, ist das einzige erhaltene Dokument. Auch aus ihm geht hervor, daß alle Unterlagen, die Palm oder den Verfasser belasten konnten, vernichtet worden sind. Und da Palm auch seiner Familie vieles verschwiegen hatte, war die Aufhellung der historischen Zusammenhänge sehr erschwert.

Keine der vorliegenden historischen Arbeiten hat vermocht, die aufgestellten Hypothesen zur Entstehung der Schrift »Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung« eindeutig zu beweisen. Als die umfassendsten Arbeiten können die Schrift von Rackl »Der Nürnberger Buchhändler Johann Philipp Palm, ein Opfer napoleonischer Willkür« (1906) und das Buch »Der Buchhändler Johann Philipp Palm« von Martin Riegel (1938) genannt werden. Aus diesen Studien wird zwar vieles deutlich, doch die zur Entstehung der Schrift führenden inneren Motive Palms bleiben ebenso dunkel wie die Verfasserfrage. Alle Autoren, so auch Birkenbihl im »Börsenblatt des deutschen Buchhandels« (Nr. 197 vom 25. August 1936) geben Mutmaßungen über den Verfasser, die sich ebenso begründen wie verwerfen lassen. Der Annahme Riegels habe ich mich im wesentlichen angeschlossen. Die Schrift hat keinen Verfasser im eigentlichen Sinne: sie ist eine Gemeinschaftsarbeit. Als zusätzliche Quelle erwies sich der »Nürnberger Friedens- und Kriegscourier«

(Jahrgang 1805/06). Ferner war es wesentlich, sich das zeitgeschichtliche Gesamtgeschehen zu vergegenwärtigen. Hierzu wurde alle einschlägige Literatur herangezogen.

Was die Verbindung Palms zum Grafen Thürheim und über ihn zur Gedankenwelt Schellings angeht, verweise ich auf die Quellensammlung von Kurt Hildebrand »Vom deutschen Genius, Dokumente der Deutschen Bewegung« (1942). Die Schellingschen Gedankenfragmente sind erst nach seinem Tode veröffentlicht worden. Daß Palm jedoch die Gedanken Schellings gekannt hat, beweist unter anderem die Schrift selber, in der Schelling ausdrücklich erwähnt wird.

Soweit ersichtlich, hat noch niemand danach gefragt, wer die Schrift finanziert habe. Nur Kurt Eisner (»Das Ende des Reiches«, 1907) spricht einige unklare Mutmaßungen aus, die aber von seinem anti-preußischen Affekt eingegeben scheinen. Die Frage mußte aber gestellt werden, da alle Autoren sich darüber einig sind, daß Palm in bedrängten wirtschaftlichen Verhältnissen lebte und der Druck einer umfangreichen Schrift auch 1806 ein kostspieliges Unternehmen war. Daß englisches Geld die Kosten gedeckt hat, folgere ich aus drei Umständen: die einzige Macht, die in der Schrift uneingeschränkt gelobt und deren Verhalten darin auch dort verständnisvoll erklärt wird, wo sie — beispielsweise in der Konkurrenz für die sächsische Tuchindustrie — den deutschen Interessen schadete, ist England; ferner entsprach es englischen Gepflogenheiten, solche Unternehmungen zu finanzieren, und Napoleon hatte Nürnberg unter anderem deshalb in seinen Machtbereich einbezogen, weil dort englisches Geld gegen ihn arbeitete; endlich: der Professor Yelin ist später in Schottland verstorben.

Rätselhaft blieb allen Autoren das Verhalten der Mitverschworenen Palms. Jeder fragt: warum hat keiner ihm geholfen? Warum hat sich der Verfasser nicht gemeldet? Das erklärt sich ganz natürlich so, wie ich es zu schildern versucht habe.

Man hatte sich gegenseitig versprochen zu schweigen – also schwieg man. Niemand glaubte an die Hinrichtung, und alles ging sehr schnell. Es ist daher unbedacht, wenn einige Autoren dem oder den Verfassern vorwerfen, sie hätten Palm im Stich gelassen. Der Pfarrer Yelin ist nach der Hinrichtung Palms spurlos verschwunden. Der Pfarrer Thomas Poeschl berichtet in seinem letzten Brief an Anna Palm von einem verstörten Besucher, der kurz nach der Hinrichtung bei ihm gewesen sei. Es ist durchaus denkbar, daß dieser Mann der Pfarrer Yelin war und daß er danach Selbstmord beging.

Ich habe alle mir erreichbaren Quellen ausgewertet. Es blieben aber große Lücken, die nur aus dem Gesamtgeschehen jener Tage und den herrschenden geistigen Strömungen geschlossen werden konnten. Einen Grund für meine Hoffnung, daß mir dies geglückt sein möge, sehe ich darin, daß ich für zwei von mir geschilderte Einzelheiten den dokumentarischen Nachweis erst nach der Niederschrift fand.

Palms Schicksal zu erzählen und zu deuten – dafür war der Tod dieses Mannes allein nicht der zwingende Anlaß. Unzählige haben gleich ihm ihr Wollen mit dem Tode besiegelt. Auf dem Hintergrunde der Zeit aber gewinnt sein Tun und Handeln die größere Bedeutung. Indem er von Deutschland spricht und sich an die Deutschen wendet, stellt er das Volk als neue, als die eigentliche geschichtliche Größe ins Bewußtsein. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ist dahin, der Universalismus der neuen Ideen und der napoleonischen Gewalt scheitert. Die Nationen und Völker bestimmen das kommende Jahrhundert. Als unverlierbare Größen stehen sie auch in unserer Zeit, und Europa, das wurde schon damals deutlich, wird nur in der Vielfalt seiner Völker und Nationen geschichtliche Gestalt.

H. M.

zählige haben gleich ihm ihr Wollen mit dem Tode besiegelt. Auf dem Hintergrunde der Zeit aber gewinnt sein Tun die größere Bedeutung. Indem er von Deutschland spricht und sich an die Deutschen wendet, stellt er das Volk als neue, als die eigentliche geschichtliche Größe ins Bewußtsein. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ist dahin, und der Universalismus neuer Ideen und der napoleonischen Gewalt scheitert. Die historische Brüchigkeit jener Jahre, das Nebeneinander von bürgerlicher Beschränkung, großen Gedanken und Impulsen — alles das fließt hier in ein anschauliches Bild zusammen. So wird mit dem Schicksal des Johann Philipp Palm, von dem jungen Hamburger Autor Heinz Mahncke packend erzählt und feinsinnig gedeutet, ein Stück deutscher Geschichte lebendig, das in vieler Hinsicht den Reiz unmittelbarer Gegenwart hat.

HOLSTEN-VERLAG

Mahncke Der einsame Ruf